

ro  
ro  
ro



# EIN KURZER AUFENTHALT

AUF DEM WEG VON AUSCHWITZ

GÖRAN  
ROSENBERG

**«Rosenbergs Buch über  
die Ungeheuerlichkeiten des  
vergangenen Jahrhunderts gebührt  
ein Platz in der Weltliteratur.»**

**Respons**

Zwölf Jahre alt war Göran Rosenberg, als sein Vater sich das Leben nahm. Seine Eltern hatten Auschwitz überlebt, bevor sie sich in Schweden ein neues Dasein aufbauten – das der Vater nicht lange ertrug. Fünf Jahrzehnte später folgt Göran Rosenberg seinen Spuren. Eine Reise in die Kindheit, in die Erinnerung – und die berührende Suche eines Sohnes nach seinem Vater.

Ein wichtiges, dringliches Buch, das uns nicht nur die Schrecken des 20. Jahrhunderts besser begreifen lässt, sondern die menschliche Existenz selbst.

**«Rosenberg ist ein neuer Primo Levi.»**

**Volkskrant**

**«Große Literatur.»**

**Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung**

[www.rororo.de](http://www.rororo.de)

ISBN 978-3-499-22295-5



9 783499 222955

€ 9.99 (D)

€ 10.30 (A)

**Göran Rosenberg**, als Sohn zweier Auschwitz-Überlebender 1948 in Södertälje geboren, ist Journalist, Dokumentarfilmer, Schriftsteller und eine wichtige intellektuelle Stimme Schwedens. Seine Essays und Artikel wurden u.a. für die «Neue Zürcher Zeitung» und «Lettre International» übersetzt. Für «Ein kurzer Aufenthalt auf dem Weg von Auschwitz» erhielt er 2012 den August-Preis, den renommiertesten schwedischen Literaturpreis. Das Buch war in Schweden ein Bestseller und erscheint in mehr als zehn Sprachen.

«Eine meisterhafte Kindheitsschilderung. Rosenberg beschreibt alles so selbstverständlich und kraftvoll wie in einem Roman, obwohl es sich um eine Tatsachenerzählung handelt.»  
*Aftonbladet*

«(Rosenbergs) Sätze sind von einer bestechenden Klarheit, durch Wiederholungen erreicht er eine gewisse Elegie, eine sehnsuchtsvoll bedauernde Grundmelodie, die das Buch zu mehr macht als ‚nur‘ der Überlebensgeschichte seines Vaters: nämlich zu grosser Literatur.»  
*FAZ*

«Rosenberg verbindet in seinem Buch die Erkenntnisse Primo Levis und Jean Améry's, die nach Auschwitz ebenfalls nicht mehr in der Welt heimisch wurden, mit einem anrührenden Porträt seines Vaters.»  
*Deutschlandradio Kultur*

Göran Rosenberg

***Ein kurzer Aufenthalt  
auf dem Weg von Auschwitz***

Aus dem Schwedischen von  
Jörg Scherzer

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
«Ett kort uppehall pa vägen fran Auschwitz»  
im Albert Bonniers Förlag, Stockholm.

Die Übersetzung wurde gefördert mit Mitteln  
des Swedish Arts Council.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, September 2014  
Copyright © 2013 by  
Rowohlt • Berlin Verlag GmbH, Berlin  
«Ett kort uppehall pa vägen fran Auschwitz»  
Copyright © 2012 by Göran Rosenberg  
Abbildungen im Innenteil Copyright © Göran Rosenberg  
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann,  
nach der niederländischen Ausgabe von Atlas Contact  
(Gestaltung: [www.suzanbeijer.nl](http://www.suzanbeijer.nl))  
(Titelfoto: Hollandse Hoogte)  
Satz aus der Janson PostScript, InDesign,  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 22295 5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16



## *Der Ort*

Lange habe ich mir vorgestellt, er sei über die Brücke gekommen, weil die Brücke das Tor zum ORT ist und in Wirklichkeit auch der Schlüssel zu ihm, aber natürlich kann er nicht über die Brücke gekommen sein, weil er mit dem Zug von Süden her gekommen sein muss. Über die Brücke kommt man nur, wenn man mit dem Zug aus nördlicher Richtung kommt. Nur dann öffnet sich einem die schwindelerregende Schlucht über dem Kanal, und nur dann passiert man die gefährliche Grenze zwischen Heimat und Fremde. Es ist vielleicht nicht so sehr der Kanal, eher die Brücke. Der Kanal ist trotz allem ja nur Wasser, die Brücke aber ist eine höchst bedrohliche Passage, ein kaltes Skelett aus genieteten Stahlträgern, zu scharfen Winkeln und kantigen Bögen verschweisst und zu zwei knöchigen Schultern verschraubt, die, getragen von vier massiven Steinkolossen, auf jeder Seite der aufklappbaren Brückentafel über dem Fahrwasser emporragen.

Wer mit dem Zug kommt, sieht davon natürlich nichts, vielleicht spürt er noch nicht einmal, wie die ganze Konstruktion unter der Lok und den Waggons vibriert und bebt, hört nicht, wie die Eisenbahngleise kreischen und die Stahlträger das metallische Hämmern und Schaben zurückwerfen, nimmt nicht den

brenzligen Geruch von funkensprühenden Kontakten und Kabeln wahr. Wer mit dem Zug kommt, wird daher niemals die Angst kennenlernen, die man empfindet, wenn man zu Fuss über die Brücke geht. Will man die Brücke zu Fuss überqueren, muss man zunächst durch ein Wäldchen gehen, das zwischen dem Ort und dem Kanal liegt, anschliessend über eine schmale, gewundene Holzterrasse auf sechszwanzig Meter Höhe emporsteigen, um danach einen schmalen Fussgängersteg zu betreten, der auf der einen Seite der zweigleisigen Eisenbahnstrecke über den Kanal führt und wo man durch die Spalten zwischen den Holzplanken senkrecht hinunter in den Abgrund sehen und sich viel zu leicht über das niedrige Metallgeländer hinabschwingen kann. Ständig sind im Ort Schreckengeschichten in Umlauf über solche, die das getan haben, und darüber, wie man hinterher ihre zerschmetterten, aufgedunsenen Körper aufgefischt hat, und was Gott zu so etwas sagt. Ich halte mich immer am inneren Geländer fest, das die Gleise vom Steg abgrenzt, um dem schwarzen Sog des Schwindels zu widerstehen. Es sei denn, über das danebenliegende Gleis donnert ein Zug, und der metallische Windstoss zerrt an den Kleidern, und die stark vibrierenden Planken drücken gegen die Füße, und es bleibt einem nur die Balance zwischen einer Hölle und einer anderen. In meinen Alpträumen falle ich unaufhörlich von der Brücke. In meinen Alpträumen erreiche ich auch die gegenüberliegende Seite. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kanals, unterhalb einer ebenso schmalen, gewundenen Treppe, hinter einer ebenso dunklen Waldpartie, wartet nämlich der Tod, oder zumindest warten dort

namenlose Kinderbanden, gegen die die Banden auf meiner Seite des Kanals einen endlosen, gesetzlosen Krieg führen. Die Brücke überstanden zu haben, ist keine Garantie für das Überleben. Überfälle und Prügel im Feindesland sind ein nicht ganz unwirklicher Albtraum. Die Brücke ist die natürliche Grenze des Ortes, und selten gibt es einen Grund, sie auf eigene Faust zu überschreiten.

Kommt man mit dem Zug hingegen aus südlicher Richtung, passiert man keine solche Grenze, sondern lediglich ein identitätsloses Panorama aus Wäldern und Ackern, und daher fällt es schwerer, zu erkennen, wo der Ort beginnt. Schwerer auch zu verstehen, warum dieser Ort liegt, wo er liegt, und warum der Bahnhof, an dem die grossen Züge aus der Welt und dorthin zurück halten, gerade hier gebaut wurde und nicht in der Stadt, deren Namen er trägt. Dies alles lässt sich am besten mit der BRÜCKE erklären, denn der Bahnhof liegt wegen der Brücke hier, und der Ort ist wegen des Bahnhofs hier entstanden, und vielleicht stelle ich mir deshalb so gerne vor, dass er über die Brücke kommt, als er am 2. August 1947 um sieben Uhr abends aus dem Zug steigt, um gerade an diesem Ort, unterhalb gerade dieses Bahnhofs zu versuchen, sein Leben noch einmal von vorn zu beginnen.

Ist es Zufall, dass er gerade hier aussteigt? Nein, dieser Zufall ist nicht grösser als irgendein anderer Zufall auf seiner Reise hierher. Vermutlich sogar kleiner, denn der grösste Zufall in seinem Leben ist, dass er lebt. Natürlich ist es bei jedem von uns Zufall, dass er lebt, aber auf seinem Lebensweg war der Tod fester eingeplant und vorhersagbarer als bei den meisten von uns, und darum handelt es sich bei der Tatsache, dass er lebt, um ei-

nen grösseren Zufall. Ausserdem weiss er ja sehr gut, warum er gerade hier aussteigt und nicht anderswo. Er hat den Namen der Bahnstation gewissenhaft auf einem Zettel notiert, den er dem Schaffner gezeigt hat, der versprach, ihn zu informieren, wenn sie sich dem Bahnhof nähern. Ausserdem stehen wie vereinbart A. und S. auf dem Bahnsteig und erwarten ihn und tatsächlich noch eine dritte Person, die er zunächst für einen Klassenkameraden vom Gymnasium in Łódź hält. Natürlich ist das nicht so, und es ist auch höchst unwahrscheinlich, dass es so sein könnte, da aber so vieles auf seinem Weg unwahrscheinlich gewesen ist, erscheint es nicht unmöglich, sich noch ein oder zwei weitere Unmöglichkeiten hinzuzudenken. Jedenfalls stehen sie alle drei dort auf dem Bahnsteig und erwarten ihn, sie umarmen ihn und helfen ihm mit den Koffern aus dem Zug und begleiten ihn zu dem möblierten Zimmer, in dem er wohnen wird, und erzählen ihm an diesem noch hellen Augustabend, was sie über den Ort wissen, in den sie alle erst kürzlich gekommen sind und über den keiner von ihnen sonderlich viel weiss. Ihrerseits wollen sie alles über die Menschen und Ereignisse an jenem Ort erfahren, an dem der Mann den Zug bestiegen hat und wo sie sich alle zuletzt gesehen haben. Alle sind sie noch immer unterwegs, und nach wie vor ist jeder Ort nur ein kurzer Aufenthalt auf dem Weg irgendwo anders hin, und jene, die vorübergehend hier sind, wollen sich so gut wie möglich auf dem Laufenden halten über die anderen, die vorübergehend hier sind, weil diese unstete, rastlose Gemeinschaft die einzige Gemeinschaft ist, die sie zurzeit haben. Nach und nach wird jeder von ihnen versuchen, sich einen

von all den Orten anzueignen, und allmählich wird ein Ort nach dem anderen sie trennen, meist für immer, und mit der Zeit wird dieser Ort einer davon werden. Nur einer von ihnen wird versuchen, sich ausgerechnet diesen Ort anzueignen, und das ist der Mann, der soeben aus dem Zug gestiegen ist.

Nun gut, davon weiss ich noch nichts, da ich den Mann, der gerade aus dem Zug gestiegen ist, noch nicht kenne. Noch ist er nicht mein Vater, und noch weiss er nicht, dass dies sein letzter Aufenthalt sein wird. Ich glaube nicht, dass er sich überhaupt einen letzten Aufenthalt vorstellen kann, weil ich nicht glaube, dass er sich überhaupt irgendeinen Ort als seinen Ort vorstellen kann. Eigentlich glaube ich, dass er sich ununterbrochen neugierig umschaute, um herauszufinden, ob dies nicht dennoch ein solcher Ort sein könnte, da sich allmählich der dringende Wunsch nach zumindest einem längeren Aufenthalt meldet. Und dass er deshalb mit besonderem Interesse die gerade neu erbauten dreistöckigen Wohnblocks an der neu angelegten, gepflasterten und von frisch gepflanzten Ebereschen gesäumten Strasse betrachtet, die durch das neue Viertel unmittelbar unterhalb des Bahnhofs führt, an dem er gerade ausgestiegen ist. Daher glaube ich auch, dass er unverzüglich wissen will, in welche Art von Stadt er gekommen ist und welche Art von Menschen dort lebt und wie die Arbeitsbedingungen in der grossen Fabrik sind, bei der er eine Stelle zu finden hofft, und welche Art von Beschäftigung es hier womöglich auch für eine knapp zwanzigjährige Frau geben könnte, ohne Berufsausbildung und mit wenig Kenntnis der Sprache, die man hier spricht. Noch weniger Kenntnis, als er selbst sie besitzt. Eigentlich glaube ich, dass er sich nach einer

solchen Beschäftigung bereits erkundigt hat und die Angelegenheit nur noch näher untersuchen muss und dass er vor allem feststellen muss, ob es möglich ist, das möblierte Zimmer gegen eine Wohnung zu tauschen, bevor er sie bitten kann, den Zug zu nehmen von jenem Ort, den er gerade verlassen hat, zu dem Ort, an dem er kaum eingetroffen ist.

Aber was er an jenem Augustabend 1947 über die Zukunft denkt, sind schliesslich nur Spekulationen meinerseits, und am liebsten würde ich gar nicht spekulieren, und vor allem möchte ich seinem Leben nicht voraussehen. Er hat erst vierundzwanzig Jahre gelebt und bereits so viel durchlebt, und er hat das Recht, in seinem Leben voranzuschreiten, ohne dass ich ihn im Voraus mit dem belaste, was mit dem Rest seines Lebens geschehen wird. Ich muss seine Tage hinnehmen, wie sie kommen, und da ich nicht richtig sehen kann, wie sie zu ihm kommen, muss ich sie zu mir kommen lassen.

An jenem Tag, dessen Abend noch jung und hell ist, schleppt er also an jenem Ort, an dem er gerade aus dem Zug gestiegen ist, mit seinen drei, wenn auch nicht ganz engen, so doch Freunden, zwei abgewetzte, aber recht schwere Koffer; schliesslich wird er sich trotz allem auf unbestimmte Zeit hier niederlassen, und selbst die Habseligkeiten eines kürzlich wieder von vorn begonnenen Lebens wiegen ihren Teil. Selbstverständlich trägt er einen der Anzüge, vielleicht den eleganten hellgrauen, karierten, und ein weisses Hemd mit dazu passendem Schlips und einen Hut, obwohl noch Sommer ist. Es war der heisseste Sommer seit hundert Jahren, der Abend ist lau, und es wäre angenehmer ge-

wesen, auf die Kopfbedeckung zu verzichten, aber den Hut hätte man ohnehin nicht in einen der Koffer packen können, und nicht im Traum wäre er hemdsärmelig mit dem Zug an einen fremden Ort in einem fremden Land gereist. Die vier Männer verlassen zu Fuss den Bahnhof, sie wechseln sich beim Tragen der Koffer ab, und A., der am längsten hier ist, sagt, an der nächsten Haltestelle müssten sie den Bus nehmen, weil es noch ziemlich weit sei und sonst zu spät werde, um noch etwas zu finden, wo man essen könne. Ausserdem ist Samstagabend, und in der Stadt wird man einen guten Film zeigen, den sie noch sehen können, wenn sie sich beeilen. Darum beeilen sie sich, so sehr sie können, und der Mann, der gerade aus dem Zug gestiegen ist, kann kaum das möblierte Zimmer in dem frisch errichteten Einfamilienhaus in Augenschein nehmen und sich der Hausbesitzerin vorstellen, deren Mann kürzlich verstorben ist, weshalb sie die Zimmer an alleinstehende Fabrikarbeiter vermieten muss, anstatt sich das Haus als gemütliches Heim einzurichten. Gleichwohl ist sie freundlich und heisst ihn herzlich willkommen. Anschliessend machen sie sich wieder auf den Weg, um zu feiern, dass sie sich alle vorübergehend an einem Ort und in Gesellschaft der anderen befinden. Der Film, zu dem sie gerade noch rechtzeitig kommen, spielt auf einem Sklavenschiff und wird im Filmtheater «Cäsar» am idyllischen Hafenbecken mitten in der Stadt gezeigt, wo in samstäglich Ruhe die Fischerboote liegen und die Stadtbewohner auf dem Kai ihren Abendspaziergang machen. Der Kapitän des Sklavenschiffs will mit dem Sklavenhandel aufhören, weil er heiraten und ehrenhaft werden möchte, und er befiehlt seinem

Ersten Offizier, Ladung und Besatzung auszutauschen, entdeckt aber, als er mit seiner jungen Ehefrau zur geplanten Hochzeitsreise an Bord geht, dass Ladung und Besatzung unverändert sind. Es ist eine spannende Geschichte, das Drehbuch stammt von William Faulkner, mit Mickey Rooney und Wallace Beery in den Hauptrollen, und auch wenn die Geschichte im neunzehnten Jahrhundert spielt, stelle ich mir vor, dass sie sich ein wenig mit ihr identifizieren können, weil sie alle erfahren haben, dass scheinbar gewöhnliche Schiffe oder in ihrem Fall scheinbar gewöhnliche Züge sich als etwas völlig anderes erweisen können. Und ganz sicher wird sich wohl noch keiner von ihnen sein, auf welchem Schiff oder Zug sie sich befinden oder an welchem Ort sie gerade ausgestiegen sind. Vielleicht gehen sie hinterher zu einem von ihnen auf das möblierte Zimmer und unterhalten sich über den Film und trinken ein Glas lauwarmen Wodka oder zwei und rauchen sich in einen Nebel hinein, erzählen einander Geschichten, spielen Karten und vergessen für einen Augenblick, dass sie sich an einem Ort befinden, den sie nicht kennen und für den sie Unbekannte sind. Sie sind noch jung, es ist Samstagabend, die Nacht ist vollmondsilbrig, und sie möchten so viel wie möglich haben von diesem kurzen Aufenthalt auf der langen Reise, die sie alle vorübergehend und wahrscheinlich höchst zufällig gerade hier zusammengeführt hat.

Mehr weiss ich nicht über die drei Männer, die auf dem Bahnsteig warten, abgesehen davon, dass sie wie die meisten anderen

auf dieser Reise bald weiterfahren werden. Hingegen weiss ich, dass der Mann, der mein Vater werden wird, am folgenden Tag an die Frau, die meine Mutter werden wird und seit einem halben Jahr seine Ehefrau ist, einen Brief schreibt. Die Stadt, in die er gerade gekommen ist und die Södertälje heisst, scheine grösser zu sein als jene, die er gerade verlassen hat, die Alingsås heisst. Ihm fällt auf, dass sie wie alle Städte in diesem neuen Land offenbar dünn bebaut ist und dass man lange zu Fuss gehen muss, um von einem Stadtteil in einen anderen zu gelangen, und dass sich rund um einen kleinen, jedoch nicht sonderlich kompakten Stadtkern weite Gebiete mit neu errichteten Einfamilien- und Mietshäusern erstrecken, die grosszügig eingebettet sind in Licht, Luft und Grün. Überall scheint es auch grosse Bäume, ja tatsächlich richtige Wälder zu geben, die ganz in der Nähe beginnen, und vor allem steht dort eine grosse pharmazeutische Fabrik, die Medikamente herstellt, und dort bieten sich viele Arbeitsmöglichkeiten für junge Frauen, die Medikamente flink in Kartons und Dosen stecken können, und je flinker diese Frauen sind, desto mehr können sie verdienen. «Gestern bin ich nicht spät nach Hause gekommen, nicht später als elf», versichert er, «weil ich die Koffer auspacken und mich mit dem Zimmer bekannt machen wollte, aber mein neuer Zimmergenosse hat schon geschlafen, darum musste ich das aufschieben.» Der Zimmergenosse ist ein «junger, ruhiger Zeitgenosse», der am Morgen einiges erzählte, denn es ist Sonntag, und alle haben frei, und im Speisezimmer des Hauses werden der Frühstückskaffee und ein Käsebrot serviert, weil auf den Zimmern sogar die Zubereitung von Teewasser untersagt ist. Der Arbeitstag in der grossen Last-

wagenfabrik beginnt um sieben Uhr morgens und endet um vier Uhr nachmittags mit einer halben Stunde Mittagspause um halb eins, und man kann in normaler Kleidung an den Arbeitsplatz kommen und sich dort umziehen, weil man sich dort nach der Arbeit ordentlich waschen und duschen kann. Auch moderne Wasserklosetts haben sie dort, aber wenn man während der Arbeitszeit ein Bedürfnis hat, muss man um Erlaubnis bitten, und die Türen lassen sich nicht schliessen und erst recht nicht absperren, damit sich dort niemand hinsetzen und ausruhen oder ein Nickerchen machen kann. Aber nichts davon erscheint ihm eigentlich sonderlich berichtenswert. Er schreibt knapp und ein wenig pflichtschuldig und mit viel zu hastiger Handschrift, weil er den Brief gleich aufgeben möchte. Das einzig Wichtige sei, so schreibt er, eine Wohnung oder wenigstens ein Zimmer zu finden, «wo wir für uns sein und ein wenig Wasser warm machen und uns ein Zuhause schaffen können, sodass Du Dich in den Zug setzen und herkommen kannst».

Auch Sorgen macht er sich um sie, das merkt man, übertriebene Sorgen, könnte man meinen. «Sei vorsichtig beim Radfahren und wenn Du badest», schreibt er, als wäre sie ein kleines Kind. Knapp ein Jahr lang sind sie nun fast ununterbrochen zusammen gewesen, nachdem sie fast zwei Jahre lang ununterbrochen voneinander getrennt waren, falls man das so ausdrücken kann. Ja, vielleicht ist voneinander getrennt nicht der geeignete Ausdruck, wenn der Ort, an dem man voneinander getrennt wurde, die Selektionsrampe in Auschwitz-Birkenau war. Und sich umeinander Sorgen machen ist vielleicht nicht der geeignete

Ausdruck, wenn alles, von dem man befürchten kann, dass es einem Menschen zustossen könnte, ihnen beiden bereits zugestossen ist, abgesehen von dem, was man sich nicht vorstellen konnte, was aber dennoch geschehen ist, alles, nur das Letzte nicht, das nach wie vor geschehen kann, aber keinesfalls geschehen darf, und wofür das Wort Sorge nicht länger angebracht zu sein scheint. Nicht wenn sich eine Sorgenmasse, gross genug, um eine Welt zu vergiften, konzentriert zu einem einzigen, schwarzen Tropfen aus ätzender Angst, ununterbrochen über dem zurzeit schwächsten Punkt in dieser höchst unwahrscheinlichen und deshalb noch nicht ganz wirklichen Beziehung zweier junger Menschen schwebt, die zuletzt auf der Selektionsrampe in Auschwitz-Birkenau voneinander getrennt wurden. Oder, nein, die zuletzt auf einem Bahnsteig in Alingsås voneinander getrennt wurden.

Doch lässt sich der eine Abschied vom anderen Abschied nicht mehr so leicht unterscheiden. Nein, sie darf beim Radfahren nicht ums Leben kommen oder in einem See ertrinken oder auf einer Treppe stolpern oder irgendeinem denkbaren oder undenkbaeren Ereignis zum Opfer fallen, das den letzten, dünnen Draht zu einem neuen Leben zerschneiden würde. «Um mich musst Du Dir absolut keine Sorgen machen», fügt er übermütig hinzu. «Und morgen Vormittag werde ich mich um diese Stelle in der Lastwagenfabrik bewerben, die ich, wie M. meint, aufgrund meiner ausgezeichneten ‚Meriten‘ ganz sicher bekomme, und schon heute werde ich meine arme Wirtin fragen, die ihren Mann verloren hat, ob nicht bald ein Zimmer frei wird, und ich mache mir, wie gesagt, schreckliche Sorgen um Dich, und nicht

eine Sekunde lang entlasse ich Dich aus meinen Gedanken, und eigentlich wäre es vielleicht am besten gewesen, wenn Du mit mir gefahren wärst, denn dann hätten wir uns keine Sorgen machen müssen, und alles wäre bestimmt trotzdem in Ordnung gekommen. Und bestimmt kommt recht bald alles in Ordnung, und bald wirst Du hier bei mir sein.»

Als Absenderadresse gibt er an: R 639 B. Södertälje. Was ist das für eine Adresse? Keine Strasse, kein Name, nur ein Code. Die Adresse einer weiteren Baracke, in einem weiteren Lager? Kann man einer solchen Adresse einen Antwortbrief zustellen? Wie lange darf eine solche Adresse sie trennen?

Zwei Tage später beginnt er die Arbeit in der grossen Lastwagenfabrik. Seine Aufgabe besteht im Verschweissen von Benzinrohren auf Fahrgestellen. Probleme, die Stelle zu bekommen, hatte er nicht. «Ordentlich und fleissig», hat der Personalchef der Baumwollweberei von Alingsås mit der Maschine auf Firmenpapier geschrieben, mehr braucht der Personalchef von Scania-Vabis vermutlich nicht zu wissen, sicherheitshalber erfährt er aber noch, dass der vor ihm stehende Mann obendrein Erfahrungen in der Lastwagenproduktion hat. «Drehen von Lastwagenachsen bei der Firma Büssing in Braunschweig/Vechelde von September 1944 bis März 1945», trägt er pflichtschuldig in der neu angelegten Personalakte unter «Erfahrungen und Qualifikationen» ein. Nicht weil das, wie gesagt, eine besondere Rolle spielen würde. Die Nachfrage nach Lastwagen ist zu dieser Zeit in Europa so gross, dass Scania-Vabis sie mit seiner Produktion nicht befriedigen kann, und Scania-Vabis benö-

tigt mehr Arbeiter, als zu dieser Zeit verfügbar sind. Viele europäische Lastwagenfabriken sind noch zerstört und können die vielen Lastwagen nicht herstellen, die zu ihrem Wiederaufbau benötigt werden, ganz abgesehen von all dem anderen, was in Europa wiederaufgebaut werden muss und wozu man Lastwagen benötigt. Was Scania-Vabis einen Konkurrenzvorteil gewährt gegenüber beispielsweise den Büssing-Werken in Braunschweig, die in den vergangenen zwei Jahren überhaupt keine Lastwagenachsen drehen konnten.

Zwei Wochen später ergibt sich unter der Postadresse R 639 B in Södertälje eine weitere Möglichkeit, und die Sorgen, die sich auf andere Weise nicht vertreiben lassen, werden vertrieben, indem die Frau, die meine Mutter werden wird, mit dem Zug zu dem Mann fährt, der mein Vater werden wird, um sich mit ihm ein möbliertes Zimmer ohne Küche zu teilen. Dort wärmen sie an frühen, rasch dunkler werdenden Herbstmorgen auf einem umgedrehten Bügeleisen heimlich ihr Teewasser, bevor er sich auf den Weg zur Lastwagenfabrik macht und sie zur Arzneimittel- und nach einiger Zeit zu der Konfektionsfabrik in Familienbesitz, wo sie im Akkord und zu Musikbegleitung Futter in Mäntel näht. «Die Mädchen mögen keine Marschmusik, sonst alles, von klassischer Musik bis zu populären Ohrwürmern», sagt der Direktor gegenüber der Lokalzeitung. Sie ist jung und flink, hat schon ein Jahr Erfahrung als Näherin in einer Wäschefabrik, der Sveriges Förenade Linnfabriker AB in Alingsås, und an einem guten Tag und bei acht Stunden Arbeit kann sie auf 75 Ore in der Stunde kommen, was ihnen zusammen mit dem ge-

ringen, aber höheren Lohn aus der Lastwagenfabrik einen festen Boden unter den Füßen garantiert. Schon am 1. Oktober 1947 erhalten sie zur Untermiete eine Einzimmerwohnung, mit Kochnische und richtiger Adresse, Villagatan 22. Unter dieser Adresse, in einem Haus, an das ich keine Erinnerungen habe, wird ein Jahr später der junge Mann mein Vater und die junge Frau meine Mutter.

In jenes Haus, an das ich umso mehr Erinnerungen habe, ziehen wir nach einem weiteren Jahr, oder nach zwei Jahren, die Unterlagen sprechen für das eine, die gealterte Erinnerung für das andere, aber das spielt keine Rolle. Dort nimmt alles seinen Anfang, im Haus unterhalb des Bahnhofs, an dem der junge Mann, der mein Vater sein wird, im Jahr 1947 an einem Augustnachmittag aus dem Zug steigt, in jenem Haus, das auf der linken Waggonseite liegt, wenn man mit dem Zug aus nördlicher Richtung kommt, über die Brücke.

Eben das ist der Ort. Genau hier erhält meine Welt ihre ersten Farben, Lichter, Schatten, Gerüche, Laute, Stimmen, Gesten, Namen, Worte. Ich bin mir nicht sicher, ab welchem Alter die Erinnerung eines Menschen einsetzt. Manche behaupten, sie könnten sich an Dinge aus ihrem zweiten Lebensjahr erinnern, meine ersten Erinnerungen sind Schnee und Kälte, und deshalb sind sie vermutlich jünger, da ich im Oktober geboren bin. Ganz sicher bin ich mir aber, dass diese Welt, bereits bevor mein Erinnerungsvermögen einsetzt, in so vielem ihre Spuren hinterlassen hat, weshalb auch das, woran ich mich nicht mehr erinnern kann, nicht vergessen ist. Dies ist der Ort, der mich prägen wird,

auch wenn ich glaube, ganz sicher zu sein, dass ich mich selbst geprägt habe.

Das ist der Unterschied zwischen ihnen und mir. Sie sind der Welt zum ersten Mal an einem völlig anderen Ort begegnet, und sie tragen eine völlig andere Welt in sich. So vieles hat für sie bereits begonnen, so vieles wurde bereits beendet, und noch immer ist nicht sicher, ob hier etwas wieder von vorn beginnen kann, weil es so vieles gibt, an das sie sich nicht erinnern können oder nicht mehr erinnern wollen, so vieles auch, was sie nicht vergessen können. Farben, Licht und Dunkel, Gerüche und Geräusche und Stimmen an diesem Ort erinnern sie häufig an etwas anderes, ohne dass sie sich stets bewusst wären, woran. Denn damit es ihnen dennoch gelingt, auch von diesem Ort einigermaßen Besitz zu ergreifen, müssen sie ihn gut genug kennenlernen und es ihm gestatten, in ihrem Inneren Spuren zu hinterlassen, die tief genug sind, um gerade an diesen Ort zu denken, wenn sie nachts einen Güterzug vorbeirattern hören oder den Geruch von gebratenem Salzhering im Treppenhaus wahrnehmen oder unter hoch aufragenden Kiefern spazieren gehen oder auf einen Windhauch von Teer und Binnenmeer treffen oder im Herbst das Leuchten der Vogelbeeren sehen, oder wenn sie ihre Kinder betrachten.

Früh an den Ort gefesselt werden sie durch das KIND, bei dem es sich zufällig um mich handelt. Ich will meine eigene Bedeutung in diesem Zusammenhang nicht überschätzen, und ich kann mich

irren, aber ein Kind verkompliziert eine Weiterreise zumindest in praktischer Hinsicht. Weiterzureisen mit der Hoffnung im Sinn, dem Koffer in der Hand und dem Hut auf dem Kopf ist eine Sache. Mit einem Neugeborenen weiterzureisen ist etwas völlig anderes. Im Interesse des Kindes muss ein kurzer Aufenthalt auf unbestimmte Zeit verlängert werden, und grosse Pläne, die sich mit der Weiterreise verbinden, werden gegen kleine Pläne eingetauscht, die sich auf den Ort beschränken, an dem sie sich zufällig befinden, was der Ort mit einem Wunder bestätigt.

Wohnungsnot ist eines der ersten Wörter, das die Sprache dieses Ortes ihnen aufnötigt. Mangel an Wohnungen und Wohnungsnot. In der Lokalzeitung, sie heisst *Stockholms Läns & Södertälje Tidning*, in der Alltagssprache kurz *Länstidning* genannt, eine Reportage über eine Familie, die am Strandbad in einem Zelt lebt. Mehr als fünfhundert Bewerber auf sechzig Wohnungen. Über die Junggesellenbaracken der Lastwagenfabrik. «Die katastrophale Wohnungsnot in grellem Licht», schreit die Titelseite am 19. Juli 1948.

Nicht dass sie die Lokalzeitung lesen können müssten, um das zu wissen. Alle im Ort können berichten, dass eine eigene Wohnung ein Wunder ist.

Und dennoch tritt es ein. Eine fast neu errichtete Wohnung mit einem kleinen Zimmer und einer kleinen Küche, einem Badezimmer mit Toilette und fliessendem Warmwasser, einer mit Holz beheizten Waschküche im Keller des Nachbarhauses und mit der Luke des Müllschluckers im Treppenhaus, mit einem Briefschlitz und einem Namensschild an der Wohnungstür. In

dem kleinen Zimmer eine elegante Bettcouch, ein in der Höhe verstellbarer Ausziehtisch und vier dazu passende Stühle mit stoffbezogener Sitzfläche. In einer Schlafnische ein Kinderbett. In einer Ecke, auf einem kleinen Zeitungstisch, ein Radioapparat der Marke Philips, auf dem ein weisses Spitzendeckchen liegt. Irgendwo auch ein Wäscheschrank mit Schubladen für Laken, Handtücher und Kinderbekleidung. In der Küche ein Schlafsofa aus hellem Holz, ein Külschrank und eine Spülbank, ein Wandschrank mit grau gestrichenen Masonitschüben, ein blau gemustertes, sechsteiliges Essservice. An der Wand über dem Radio ein Ölgemälde, gelbe und rote Blumen in einer blauen Vase. Im Fahrradkeller zwei gebrauchte Fahrräder, die an Haken unter der Decke hängen, eines davon mit Kindersitz. Ich suche auch nach einem Sportkinderwagen, kann ihn aber nicht recht unterbringen. Ich weiss nur, dass er irgendwo Platz gefunden haben dürfte, so wie es später auch Platz gegeben haben muss für eine Spielzeugeisenbahn aus Holz, ein Regal mit Kinderbüchern aus der Stadtbibliothek und eine in Fächer unterteilte Kiste mit dem Grundsoriment eines Metallbaukastens und einigen wenigen, aber kostbaren Automobilmodellen aus Metallguss, darunter ganz bestimmt ein schwarzer Volvo PV444. In einer Wohnung, die aus einem einzigen Zimmer besteht, lässt sich leicht erkennen, wie viel Platz selbst ein Einzelkind benötigt.

In dieser Wohnung beansprucht das Kind mehr Raum, als es sich mit den Augen feststellen lässt. Um das Kind herum ein wachsendes Gewebe aus ehrgeizigen Zielen und Plänen. Der kleine Pappkarton mit handgesägten, mit der Hand beschrifteten

hölzernen Buchstabentäfelchen ist nicht nur ein SPIELZEUG, sondern auch ein PROJEKT, und die immer neuen Buchstabenkombinationen, die das Kind zusammen mit dem jungen Mann, der nun sein Vater ist, an langen Sonntagnachmittagen auf dem Fussboden des Wohnzimmers bildet, sind nicht nur die Wörter einer neuen Sprache, sondern auch die Bausteine einer neuen Welt. Das Projekt *Das Kind soll sich den Ort aneignen, damit ihnen eine neue Welt möglich wird* erfüllt rasch die kleine Wohnung mit seinem unsichtbaren Inventar aus Träumen und Erwartungen. Die beiden Neuankömmlinge brauchen schliesslich kein Dach über dem Kopf, sondern festen Boden unter den Füssen, und wo das Kind Wurzeln schlagen kann, finden vielleicht auch sie mit der Zeit Grund.

Das Kind bin also ich. Und der Ort, den ich zu ihrem machen werde, indem ich ihn zu meinem mache, hat sein geographisches Zentrum in einem gelb verputzten Wohnblock mit zwei Haus- eingängen, drei Stockwerken und achtzehn Wohnungen. Unterhalb von Bahnsteig eins des Bahnhofs, an dem die grossen Personenzüge auf dem Weg nach Süden stets einen kurzen Aufenthalt einlegen, auch die Schnellzüge, auch die Nachtzüge, auch die Züge nach Kopenhagen und Hamburg. Vom Küchenfenster und vom Wohnzimmerfenster der kleinen Einzimmerwohnung im Wohnblock am Wald kann man sehen, wie sich in den Wag- gons Menschen bewegen. Und Menschen bewegen sich mit den Waggons. Mit jedem Zug eine neue Welt hinter den spiegelnden Wagenfenstern, stumm, sich ihres kurzen Aufenthaltes in jener Welt, die zu meiner Welt werden soll, nicht bewusst.



Es heisst, auch ausländische Könige hätten hier kurz Aufenthalt eingelegt und seien von fähnchenschwenkenden Menschen auf dem Bahnsteig begrüsst worden, während ihre Salonwagen zum königlichen Frühstück auf ein Nebengleis rangiert und an den Hofzug des schwedischen Königs angekuppelt wurden, zur letzten Paradedfahrt hinein nach Stockholm Central und zum königlichen Schloss. An eine solche Welt vor unserem Küchenfenster aber habe ich keine Erinnerung. Vermutlich war das vor dem Krieg, ehe unser Haus erbaut wurde und bevor es mich gab. Als jemand, der zufällig aus dem Wagenfenster in unsere Richtung schaute, nur Sandheide und lichten Kiefernwald sah.

Ganz sicher ist hingegen, dass einige Monate nach Kriegsende der US-amerikanische Panzergeneral Patton an Bahnsteig eins einen kurzen Aufenthalt einlegte, bevor er den Zug 21.53 nach Malmö bestieg. Früher an diesem Tag hatte er dem sörm-ländischen Panzerregiment in Strängnäs einen Besuch abgestattet und den 22 Tonnen schweren schwedischen Panzer Modell

42 und den in Schweden produzierten gepanzerten Truppentransporter SKP studiert und war zu dem Ergebnis gelangt, dass der schwedische Wagen besser sei als sein amerikanisches Gegenstück. Vielleicht wollte er auch nur höflich sein. Und ausserdem nicht ganz konform mit der amerikanischen Militärführung, die ihm gerade den Befehl über die 3. US-Armee entzogen hatte. Das war am Abend des 3. Dezember 1945, und eine grosse Menschenmenge hatte sich auf dem Bahnhof versammelt, um «den berühmten General zu feiern». Als sich der Zug mit Patton in Richtung Süden in Bewegung setzte, hörte man laute Hurrarufe. Auch dies geschah vor meiner Geburt, zu dieser Zeit aber stand das Haus bereits auf seinem Parkettplatz, gerade fertiggestellt und frisch bezogen, und vielleicht hatten einige der soeben Eingezogenen an jenem späten Dezemberabend eines ihrer Fenster zum Bahnsteig geöffnet, um flüchtig jenen Mann zu sehen, der nur ein Jahr zuvor den deutschen Widerstand in Nordfrankreich mit einer aufsehen-erregenden Kombination aus Genialität und Rücksichtslosigkeit niedergeschlagen hatte. George S. Patton lautete sein voller Name. Ich erinnere mich an ihn nur als George S. Scott in *Patton – Rebelle in Uniform* und hätte darum zurückhaltender «Hurra» gerufen. Jene aber, die ohne den geringsten Vorbehalt den echten Patton auf dem Bahnsteig vor unserem künftigen Küchenfenster mit Hurrarufen feierten und vielleicht noch die Unruhe des Krieges in den Knochen hatten und ihn leibhaftig den Zug nach Malmö besteigen sahen, haben vermutlich nie vergessen, was sie gesehen hatten, denn sie sollten zu den Letzten gehören, die

George S. Patton lebend sahen. Knapp drei Wochen später, am 21. Dezember 1945, starb er an den Folgen eines Autounfalls in der Nähe von Mannheim im besiegten und besetzten Deutschland.

Meine erste eigene Erinnerung an den Bahnhof vor dem Küchenfenster sind im Übrigen jene Züge, die niemals anhalten und niemals enden, sondern endlos durch die Nächte donnern mit ihren dicht aneinandergekuppelten Karawanen aus offenen und geschlossenen Güterwagen, ächzend und wimmernd wie überladene Kettensträflinge auf Strafexpedition. An sie erinnere ich mich vor allem, weil sie mich als Erste wecken, wenn die Fensterscheiben klappern und die Räder gegen die Schienenstösse schlagen und knisternde Blitze von den zwei vorgespannten Loks die Gardinen durchschneiden und sich ein sumpfiger Geruch nach Chemikalien und Fäulnis vom Bahnsteig herunter in unsere Betten und in unsere Träume wälzt.

Auf dem schmalen Landstreifen zwischen den Wohnblocks und der steilen Böschung, die hinaufführt zu dem Zaun vor den Bahnsteigen, haben die Architekten des Ortes einige der ursprünglichen Kiefern stehen lassen, und zwischen den Stämmen durfte sich Gras und Weissklee ausbreiten. Dort liegt mein erster Spielplatz. Im Gras suche ich nach vierblättrigen Kleeblättern und spiele zwischen den Baumstämmen Verstecken und lege Kiefernrindestückchen in die Wasserpfützen auf dem Fussweg unterhalb des Bahndamms. Ein vierblättriges Kleeblatt ist ein frühes Zeichen für Glück, ein doppeltes vierblättriges Kleeblatt ein frühes Wunder. Nach und nach werden die Spiele kühner und anspruchsvoller und dehnen sich immer weiter in den Nachmit-

tag aus und können nicht unverzüglich abgebrochen werden, weil jemand das Küchenfenster öffnet und ruft, es sei Zeit, nach Hause zu kommen. *Chodz do domu*, ruft die Stimme aus meinem Küchenfenster. Das ist die junge Frau, die nun meine Mutter ist, und sie ruft in der ersten Sprache, die ich erlerne, und der ersten Sprache, die ich vergesse. Im Winter wird der grösste Grasfleck zwischen den Kiefern mit Wasser begossen, und die grösseren Jungen kommen mit ihren Hockeyschlägern herunter, die Spiele werden härter, und es wird früher dunkel, und die Rufe aus dem Fenster klingen besorgter. Und bald erfolgen sie in einer anderen Sprache.

Nichts wollen sie dem Zufall überlassen. Nichts soll zwischen dem Kind und dem Ort stehen. Kein fremdes Wort. Keine fremden Namen. Nichts, was verhindern könnte, dass das Kind für sie alle Fuss fasst. Als ihnen auffällt, dass die ersten Worte des Kindes zu einer fremden Sprache gehören, zwingen sie sich, das Kind in einer Sprache anzusprechen, die ihnen noch fremd ist, und ihm zeitig Bücher in dieser neuen Sprache in die Hand zu geben und zeitig die Worte dieser neuen Sprache mit selbstgebastelten Buchstabentäfelchen auf dem Boden des Wohnzimmers auszulegen.

Das Kind haben sie auf Anraten neuer Freunde mit dem gebräuchlichsten Jungennamen der neuen Sprache versehen. Der Name ist wichtig, haben die Freunde gesagt. Ein fremder Name sticht heraus und wird zur Belastung. Damit wurde der ursprünglich ins Auge gefasste Name Gershon, nach dem Grossvater des Kindes, ausgestochen von Göran, einem Namen, der wie ge-

schaffen scheint, um Fremde von Einheimischen zu unterscheiden, wobei das Trennende in der heiklen Betonung des langen Ös liegt. Sie hätten ihn auch Jakob nennen können, nach dem Grossvater mütterlicherseits, was einfacher auszusprechen gewesen wäre und eigentlich überhaupt nicht aufgefallen wäre, da dieser Name auch hier zu Hause ist, aber ich glaube, sie wollten in der Namensfrage ganz einfach sichergehen. Den Namen Jakob erhält er zusätzlich, aber einen zweiten Vornamen ruft man nicht aus dem Küchenfenster.

Bei der SPRACHE haben sie richtig kalkuliert. Vielleicht auch beim Namen, das aber lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Sicher ist hingegen, dass das Kind zunächst durch die Sprache mit dem Ort verbunden ist. An diesem Ort nämlich sieht das Kind alles zum ersten Mal, und das heisst wirklich *alles*, ohne die müde Unterscheidung, die sich mit dem Wissen einstellt, wie alles auf der Welt zu heissen habe, und mit der Erfahrung, wie alles auf der Welt aussehen müsse.

Der erste Vogel ist ein Haussperling in der Berberitzenhecke vor dem Milchladen. Das erste Eichhörnchen klettert über die erste Rinde der ersten Kiefer vor dem Küchenfenster. Am ersten Schulweg erhebt sich der erste Waldrand. Der erste Waldweg ist bedeckt von den ersten warmen Tannennadeln, und an seinem Rand stehen die ersten Blaubeersträucher. Der erste Surströmingsgestank kommt von Hedmans im ersten Stock. Die erste Strasse heisst Hertig Carls väg und wird gesäumt vom ersten

Trottoir (spiel nur auf dem Trottoir!), dem ersten Fahrradweg (gib auf die Fahrräder acht!) und den ersten Ebereschen. Er ist auch mit den ersten Pflastersteinen gepflastert, auf denen die ersten Autoreifen gummiartig tuckern und wummern. Das erste Auto gehört dem Papa von Anders aus der Wohnung nebenan und muss ab und zu mit der Kurbel gestartet werden und hat eine Windschutzscheibe, zu der ich nicht hinaufreiche, wenn wir auf dem Fahrersitz spielen und am Lenkrad drehen dürfen. Die ersten Müllmänner meines ersten Müllwagens hängen die ersten Mülltonnen in eine Hebevorrichtung auf der Rückseite des Müllautos ein und drücken einen Knopf, sodass die Mülltonne in die Höhe fährt, gegen eine runde Öffnung gepresst und nach vorn gekippt wird, wodurch der Müll in den Bauch des Müllautos fällt, die letzten Reste werden durch Betätigung eines Hebels herausgeschüttelt, die Tonne wird wieder heruntergelassen, aufgehängt und auf starken Rücken zurückgetragen in den geheimnisvollen Raum hinter der verschlossenen Tür im betonkalten Keller des neuerbauten Wohnblocks, in dem wir wohnen. Mein erstes Müllauto ist vom Typ Norba, es wurde in drei kostspieligen Exemplaren von der Stadtreinigung Södertälje erworben und wird als Schritt zu einer zunehmend hygienischeren, bequemerer Müllbehandlung bezeichnet, da es über eine «haubenförmige Öffnung zur staubfreien Entleerung, eine mechanische Schüttung nebst einer Förderschnecke zur Verteilung des Mülls im Laderaum sowie eine Kippanlage zum Entladen des Wagens» verfügt. Mein erster Müllschlucker ist vermutlich ein Rückschritt, da der Schacht, der den Müll hinunter in den Müllraum

befördert, falsch angelegt wurde und am Ende einen Knick aufweist, was mit sich bringt, dass der Müll gelegentlich stecken bleibt und der Müllschlucker verstopft ist. Und das, obwohl die Verordnung der Baubehörde über die Errichtung von Müllabwurfeinrichtungen klar und deutlich festlegt, dass der «Schacht in seiner gesamten Erstreckung vertikal und gerade zu verlaufen hat und am unteren Ende mit seiner gesamten Fläche über einem Müllbehälter enden muss, und zwar dergestalt, dass der innere Rand des Schachts mindestens 5 cm innerhalb des Müllbehälterrandes liegt». Dort steht auch, dass der «Müllraum mit elektrischer Beleuchtung ausgestattet» sein muss, «sodass der Müllraum in seiner Gesamtheit ausreichend beleuchtet ist». Mein erster Müllraum ist nicht ausreichend beleuchtet. Er ist dunkel und kalt und verströmt einen süsslich-sauren Geruch nach Küchenabfall und einen herben Hauch von feuchtem Beton.

An einem frühen Morgen darf ich mit dem ersten Müllmann auf meinem ersten Müllwagen mitfahren, während die beiden Neuankömmlinge, mein Vater und meine Mutter, noch auf der Ausziehcouche im Wohnzimmer schlafen, das Rollo ist heruntergelassen, und auf der Strasse ist es still, abgesehen vom Tschilpen der Spatzen in der Berberitzenhecke und dem Bremsenknirschen der ersten nach Süden fahrenden Morgenzüge. Meine ersten Morgen sind immer früh und immer hell, und an einem solchen Morgen schleiche ich mich aus der Wohnungstür, über die Treppe vor dem Eingang, hinaus auf das von der Sonne beschienene Trottoir, weil ich nicht die Geduld habe, weiter auf dem Schlafsofa in der Küche zu liegen, und die beiden nicht wecken

will, die schlafen, bis der Wecker klingelt und die Strasse von den Rufen und den Geräuschen der anwachsenden Fahrradkarawane erfüllt wird, die mit rasselnden Fahrradketten und knirschenden Sätteln und ihrer täglichen Ladung aus gefüllten Frühstückbehältern und halb schlafenden Rittern durch die Ebereschentallee rollt.

So nehme ich früh den Ort in Besitz, ohne dass sie etwas bemerken, manchmal sogar, während sie schlafen. Ich habe die Anweisung erhalten, nicht mit Fremden mitzugehen und nichts von fremden Menschen anzunehmen. Aber die Müllmänner sind keine fremden Menschen. Sie gehören zum Ort wie die Schaurmänner und die Seeleute im Aussenhafen, wo ich meine erste Plötze fange, und die weissgekleideten Bäcker und die Verkäuferinnen in der Bäckerei auf der anderen Strassenseite, wo ich mein erstes knuspriges Brötchen kaufe und wo man aus einer Öffnung in der Ladentheke mit einem Litermass, das an einem langen Stiel befestigt ist, meine erste Milch schöpft. Die Spezialität der Bäckerei ist ein süsses Brot, das sich SS-Laib nennt, weil die Bäckerei den Namen SS-Bäckerei trägt, nach dem Ort, der Södertälje Södra heisst, aber dieses Brot kaufen wir nicht. Betritt man den Milchladen, befinden sich unmittelbar links meine ersten Limonadenflaschen in dunkelgrünen Holzkästen, die an der Wand übereinandergestapelt sind. Die allererste Limonade heisst Pomril und schmeckt nach Apfel.

Im Führerhaus des Müllautos darf ich mitfahren vom einen Ende der Ebereschentallee, wo unser Haus steht, das letzte Haus vor dem Waldrand, an dem der Weg zum STRANDBAD beginnt, bis zu jenem Ende der Allee, an dem die Wohnblocks aufhören

und die Strasse scharf nach links abknickt und unter einem Eisenbahnviadukt verschwindet. Der Wald und der Weg zum Strandbad gehören zum Hoheitsgebiet, nicht aber die Strasse hinter dem Eisenbahnviadukt. Hinter dem Eisenbahnviadukt liegt die grosse Fabrik, die Fahrradkarawanen verschlingt und Lastwagen ausspuckt und hinter deren Toren sich eine Welt verbirgt, für die ich keinen Namen habe. Papa ist Rohrmonteur, was aber Rohrmonteur mit Papa zu tun hat, weiss ich nicht. Er kann ebenso gut Giesser sein, Bohrer, Ritzer, Schreiber, Klempner, Hollerithkartenoperator, Direktor, Schmied, Vorarbeiter, Feiler, Lagerverwalter oder Ingenieur. Die Wörter aus der Welt hinter den Fabrikatoren kann man nicht sehen oder anfassen, man kann nicht an ihnen riechen, und darum kann man mit ihnen nichts, was zu meiner Welt gehört, benennen. Das unterscheidet früh jene Welt, die ich zu meiner Welt machen kann, von jener Welt, die Papa versuchen muss, zu seiner zu machen, da er jeden Morgen um sieben Uhr mit seinem Fahrrad hinter etwas verschwindet, das Chassistor heisst, und ich ihn erst wiedersehe, wenn Mama aus dem Küchenfenster ruft, das Essen sei fertig.

Die Grenzen meiner Welt sind scharf und voller Verbote, und den beiden Müllmännern, die mich im Führerhaus auf den Platz mit der besten Aussicht gesetzt haben, ist sehr wohl bekannt, wo sie verlaufen; die stark befahrenen Eisenbahngleise der Hauptstrecke, die Eisenbahnüberführung über die Strasse, die Eisenbahnbrücke über den Kanal, der Kanal selbst, die steilen Kais im Aussenhafen, die scharfspitzigen Zäune um die Fabriken und die Kohlenlager an der Hallbucht.

Stahl und Wasser. Zäune und Einbahnstrassen. Barrieren und jähe Abgründe.

Der einzige Weg, der nicht mit etwas Hartem, Undurchdringlichem endet, ist der, wo die Pflastersteine enden und Wald beginnt und der im Frühjahr gesäumt wird von Schlüsselblumen und Maiglöckchen, und der im Sommer voller Fahrräder ist und nach und nach von Autos, und der während der langen Sonntagsspaziergänge mit Papa überhaupt kein Ende zu nehmen scheint. Das ist der Weg zum Strandbad an der Ostsee, der in einen Sandstrand ausmündet. Das Strandbad ist die offenste, einladendste meiner Begrenzungen, eine Grenze aber ist es, nur bis hierher führt der Weg, und grösser kann meine Welt nicht werden.

Das im Grossen und Ganzen neu errichtete Gebiet, in dem das Müllauto vor jedem Haus hält und jeden Müllraum entleert und sorgfältig die Reste aus jeder Mülltonne klopft, ist gerade so gross, dass es von einem Kind früh zu Fuss erforscht werden kann. In Wirklichkeit handelt es sich um eine gnadenlos zernierte Enklave, bestehend aus einer Bahnstation aus roten Ziegelsteinen mit zugehörigen Dienstwohnungen, sechzehn neu erbauten, gelb oder grau verputzten dreistöckigen Wohnhäusern auf beiden Seiten einer gepflasterten Allee, etwas kleineren Nebenstrassen mit zweistöckigen Einfamilienhäusern, einem Platz, zwei Spielplätzen, einem Kinderhort, einem Postamt, zwei Lebensmittelläden; «Klings», wo am Schaufenster zur Kühlung Wasser hinunterläuft, und «Konsum», mit der ersten Tiefkühltheke; einem Tabakladen, einem Kurzwarenladen, einer Bäckerei und einer Konditorei. Auf dem Platz vor dem Bahnhofsgebäude ein Zeitungskiosk von Pressbyran und ein Telefonhäus-

chen, unter dessen herausnehmbarem Bodenrost verlorene Zehn-Ore-Stücke blitzen. Es ist ein perfekt umfriedetes Idyll, das man nur betreten oder verlassen kann, indem man durch dunkle Eisenbahnunterführungen oder über schwindelerregende Eisenbahnbrücken geht oder über verbotene Bahndämme klettert oder auf trügerische Eisschollen springt oder Löcher in Zäune reißt, die mit Totenköpfen markiert sind.

Andererseits ist dies ein Ort, den man leicht erforschen und in Besitz nehmen kann. Nicht nur, weil er so klein und begrenzt ist, sondern auch, weil er so neu ist. Ja, tatsächlich fast geschichtslos. Kurz zuvor hat es hier überhaupt keine Menschen gegeben, nur Nadelwald und Heideland, kurz zuvor ist die Eisenbahn hier noch nicht entlanggefahren, und das war auch nicht beabsichtigt gewesen. Kurz zuvor sollte hier noch etwas ganz anderes entstehen, etwas Grossartiges, Visionäres. Noch kurz zuvor hatte sich hier aus ungeordnetem Brachland eine bis ins Einzelne geplante Idealgemeinde erheben sollen. Aus dem «Waldgebiet Näs südlich der Stadt» hatte ein Eigenheim-Paradies für Arbeiter werden sollen; gruppenweise arrangierte Einfamilienhäuser mit jeweils einem Stückchen Gartenland, eine von Parks und Hügeln durchbrochene Promenade, ein Marktplatz mit Markthalle, ein Badehaus, auf einer kleinen Anhöhe eine Kirche, unten bei den Fabriken ein Volks- und Stadtpark, ein Badestrand.

Erst viel später im Leben erfahre ich, dass es sich bei dem Ort, an dem ich die Welt mit meinen ersten Worten benenne, um einen verunglückten Planungstraum handelt.

Der Architekt, der diesen Traum hatte, hiess Per Olof Hallman. Er hatte sich inspirieren lassen von einer sozialen Bewegung, die das rechtwinklige, der Natur zuwiderlaufende Stadtideal des Industrialismus durch ein organischeres, der Natur angepasstes ersetzen wollte. Der Plan sollte sich dem Gelände anpassen, nicht das Gelände dem Plan. Strassen sollten Hügel und Anhöhen umgehen und nicht durch sie hindurch gesprengt werden. Naturgegebene Voraussetzungen sollten genutzt und nicht beseitigt werden. «Ein Stadtplaner, der kein Gefühl für das Gelände hat, kann einen Ort mit ein paar Federstrichen ruinieren», schrieb Hallman 1901. Zwei Jahre später präsentierte er seinen Vorschlag zu einem Stadtplan für «den südlichen Teil der Ausengebiet der Stadt Söderteige».

Hallmans Ambitionen und die der Bewegung gingen weit. Ihre Planungen sollten die Schattenseiten der Industrialisierung beheben – Schmutz, Enge, Raubbau an der Natur und soziale Benachteiligung – und ihre verborgenen Möglichkeiten betonen; eine freiere, gerechtere und an der Natur ausgerichtete Gesellschaft. Einer der Protagonisten war der Österreicher Camillo Sitte, der die menschliche Nähe in den gewundenen Gassen und unregelmässigen Plätzen der mittelalterlichen Stadt wiederaufstehen lassen wollte. Ein anderer war der Brite Ebenezer Howard, der eine neue Verbindung zwischen Land und Stadt, zwischen Landwirtschaft und Industrie, Gärten und Hinterhöfen schaffen wollte. Die überfüllten Grossstädte sollten entflochten und das umliegende Land mit luftigen, grünen Gartenstädten bebaut werden. Mit zukunftsorientierter Stadtplanung würden die

Kasernen des Kapitalismus auf friedliche Weise abgerissen und eine neue, bessere Gesellschaft errichtet werden. *Ein friedlicher Weg zu sozialem Wandel* benannte Ebenezer Howard das Buch, das Per Olof Hallman sehr wahrscheinlich gelesen hatte, ehe er mit dem Entwurf für das südliche Umland und das Waldgebiet begann. Hier gab es keine Mietskasernen, die abgerissen werden mussten, keine Strassen mussten verlegt werden, man musste keine Erinnerungen wiederbeleben und nicht mit Traditionen brechen.

Auch die Pläne für die erhöht verlaufende Eisenbahnstrecke, die den Ort in der Mitte teilen sollte, gab es noch nicht, auch nicht die für die tiefe Kanalfurche, die ihn im Norden abschneiden würde, und selbstverständlich auch nicht die Pläne für die Eisenbahnbrücke oder das Viadukt oder die Fabrikzäune oder die Ölhäfen, die sehr bald die planerischen Träume Per Olof Hallmans zu Makulatur werden liessen.

In gewisser Hinsicht war das die Besonderheit dieses Ortes, wie ich weit später begreifen sollte – nichts wurde jemals so, wie man es geplant hatte. Nicht die Bebauung des südlichen Umlandes. Nicht der Verlauf der Bahnstrecke. Nicht die Anlegung des Kanals. Das Strandbad nicht. Die Bevölkerung nicht. Die Stadt nicht.

Als habe der Zufall gerade zu diesem Ort eine besondere Zuneigung entwickelt. Und als habe dieser Zufall wie ein Magnet die zufälligsten aller Lebensschicksale angezogen. Und vielleicht war gerade dies das am wenigsten Zufällige in der Erzählung von dem Mann, der hier aus dem Zug gestiegen ist, um sein Leben noch einmal zu beginnen. Ein an und für sich perfekt ausgewählter Ort, um genau das zu tun, sollte ich weit später den-

ken; keine starken Bindungen an das Vergangene, keine fertigen Pläne für die Zukunft, kein fertiges Szenario, das man betreten – oder aus dem man verstossen werden konnte.

Ach, dieses «weit später»! Wie trügerisch es sich anschleicht! Diese altkluge, alles verzerrende Perspektive der späten Einsicht und der nachträglichen Rationalisierung. Wie leicht kann man mit einem Federstrich oder mit zwei Menschen in einen Bericht oder eine Erzählung einsetzen, die noch ungeschrieben für sie sein muss, und sie mit einem Wissen belasten, über das sie noch nicht verfügen können, um ihnen Horizonte zu verschliessen, die noch weit offen stehen müssten.

Also will ich aufrichtig sein hinsichtlich der späten Einsicht, weil sie durchgängig und unvermeidlich und trügerisch ist. Als ich von der Erzählung über mich selbst zu einem Exkurs über Per Olof Hallman und seinen fehlgeschlagenen Stadtplan für die südlichen Aussenviertel abweiche, wie General Patton in einem als Müllauto getarnten Panzer, um mein frisch erobertes Territorium zu inspizieren, bin ich fünf Jahre alt und werde einige Monate später dabei erwischt werden, wie ich auf dem Kanal auf Eisschollen herumhüpfte. Dazu werde ich von Tommy Hedman angestiftet, der zwei Jahre älter ist und in der Wohnung im ersten Stock rechts wohnt. Er kommt aus Falun und hat Eltern, die einmal im Jahr Surströmming essen, wobei meine Eltern glauben, dieser Gestank komme von einer verfaulten Mülltüte, die in der

falsch konstruierten Biegung am untersten Teil des Müllschluc-ckers stecken geblieben ist. Die Wohnung der Hedmans darf ich nicht betreten, und mit Tommy darf ich nicht spielen.

Also, um aufrichtig zu sein, von diesen Ereignissen habe ich bestenfalls Bruchstücke in Erinnerung. Vom frühen Morgen mit den Müllmännern bestehen diese Bruchstücke aus schlafender Wohnung, sonnenwarmem Trottoir, süßsauer riechendem Müll, scheppernden Mülltonnen, schmutzig-öiligen Overalls und einem klebrigen Kunstledersitz an nackten Beinen. Ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob die Bruchstücke echt sind, und noch viel weniger, ob ich sie richtig zusammengefügt habe. Ich bin mir auch nicht sicher, ob ich mich an die Bruchstücke erinnere, wenn man unter Erinnern versteht, dass man sich aktiv etwas ins Gedächtnis zurückruft. Wie erinnert man sich an etwas, dem man noch keinen Namen gegeben hat und für das man deshalb auch noch kein Wort besitzt?

Eher Reflexe als Bruchstücke also; verschwommene Reflexe körperlicher Wahrnehmung, sinnlicher Erfahrungen ohne Wörter und Ordnung. Das Hüpfen über die Eisschollen: das Raspeln einer steifgefrorenen Hose auf blaukalter Haut, das Licht auf kreideweissen Gesichtern in einer schwarzen Türöffnung, der Druck harter Hände, der Ton scharfer Stimmen, das Empfinden von Schlägen. Das Wort Schläge ist in meiner Welt mit der Wahrnehmung von Eisschollen verbunden.

Erst weit später kommen die Wörter für Angst und Verzweiflung, und noch später die Wörter für die Albträume, die die kleine Wohnung mit Blick auf die Eisenbahngleise tapezieren,

und noch später die Wörter für das, was der Mann, der mein Vater ist, und die Frau, die meine Mutter ist, gedacht und gefühlt haben mögen, als ihre versammelten Albträume plötzlich im winterdunklen Treppenhaus vor ihnen stehen, Tropfen tief-schwarzen Wassers auf ihrer Türschwelle, Krachen von dünnem Eis unter ihren Füßen, das Brennen tödlicher Kälte auf ihrer Haut.

Erst weit später können Empfindungen zu Erzählungen werden. Erst weit später können stumme Bereiche der Wortlosigkeit mit verstreuten Bruchstücken der Sprache gefüllt werden. Erst viel später rutsche ich hinter Tommy den steilen Hang zum Kanalufer bei der Eisenbahnbrücke hinunter und gleite auf dem knackenden Eis aus und sehe, wie sich dunkle Wasserspalten unter unseren Füßen öffnen, und fühle, wie die Füße abgleiten, das Wasser dringt in die Stiefel ein, und die kaltstarrten Hosen schaben am Körper auf dem schweren Weg nach Hause zur Empfindung von Angst und Schlägen.

Erst weit später kann ich zu dem Kind werden, das erzählt. Erst weit später kann ich in den stummen Bereichen nach Bruchstücken graben, sie aus den Ablagerungen der Zeit herausziehen und sie zu einer Erzählung zusammenfügen. Nicht das Kind erinnert sich. Ich bin es, der sich viel später an das zu erinnern versucht, was das Kind empfindet.

«Nicht mit dem Gedächtnis erforschen wir die Vergangenheit», schreibt Walter Benjamin in seiner Erzählung aus dem Berlin seiner Kindheit. «Das Gedächtnis [ist] nicht ein Instrument zur Erkundung der Vergangenheit, sondern deren Schauplatz. Es ist das Medium des Erlebten, wie das Erdreich das Me-

dium ist, in dem die toten Städte verschüttet liegen. Wer sich der eigenen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muss sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Das bestimmt den Ton, die Haltung echter Erinnerungen. Sie dürfen sich nicht scheuen, immer wieder auf den einen oder anderen Sachverhalt zurückzukommen, ihn auszustreuen, wie man Erde ausstreut, ihn umzuwühlen, wie man Erde umwühlt. Denn Sachverhalte sind nur Lagerungen, Schichten, die erst der sorgsamsten Durchforschung das ausliefern, was die wahren Werte, die im Erdinneren stecken, ausmacht; die Bilder, die aus allen früheren Zusammenhängen losgebrochen, als Kostbarkeiten in den nüchternen Gemächern unserer späten Einsicht – wie Trümmer oder Torsi in der Galerie des Sammlers – stehen.»

Das Bild einer gelb glänzenden Metallscheibe von der Grösse eines Fünf-Ore-Stücks, scharf und am Rand uneben wie dünn ausgewalzter Pfefferkuchenteig. Sie brennt auf der Hand.

Das spätere Verstehen. Wir laufen johlend über die Schwellen des Bahngleises, das meinen Schulweg begrenzt und zu der Fabrik führt, in der Milchzentrifugen hergestellt werden. Es führt auch zu der Fabrik, die Bauteile aus Leichtbeton produziert, und zu den schwarzen Koks- und Kohlebergen unter den hohen Kränen im Hafen und zu den gigantischen Kornsilos, deren Zweck wir noch nicht begreifen. Aber wir laufen auf dem Gleis zur Zentrifugenfabrik, weil die Schule bei der Zentrifugenfabrik liegt und weil wir jeden Tag truppweise zur vielgelobten Kantine («der Traum jeder Hausfrau; Maschinen, Maschinen und wieder

Maschinen aller Art») gehen, wo wir seit Kurzem zur Einnahme der kostenlosen Schulmahlzeit berechtigt sind, über die vorsichtige Meinungen zu äussern wir uns bereits das Recht herausgenommen haben.

Nein, es muss auf dem Rückweg von der Schule gewesen sein. Auf dem morgendlichen Weg zur Schule, wenn wir alle immer spät dran sind und pünktlich sein müssen, wäre keiner von uns auf die Idee gekommen. Es ist also Nachmittag, und wir laufen über die Schwellen, und hinter uns, von der Fabrik, kommt der Zug. Nein, eigentlich kein Zug, nur eine Rangierlok, und sie macht einen ziemlich starken Lärm, weil es eine Diesellok ist. Kein Problem, wir hören und sehen sie kommen, und sie fährt langsam. Ein kleines Risiko aber dennoch, weil irgendeiner den Einfall hat, wir sollten herausfinden, wer zuletzt aus dem Gleisbett springt. Dieses Mal ist es nicht Tommy, der ist zu alt, um in meiner Klasse zu sein. Wer also? Das Bild will nicht schärfer werden.

Die Lok kommt näher. Ich habe eine Idee.

Bin ich das, der die Zwei-Ore-Münze auf das Gleis legt? Ist das tatsächlich meine Idee?

Wir verstecken uns im von Industrieabfall zugemüllten, von Unkraut überwucherten Graben und sehen, wie die Lok in den Himmel wächst. Der Boden bebt. Die Gleise dröhnen. Das Zwei-Ore-Stück vibriert.

Ich denke mich an die Stelle der Münze.

Eine gelb glänzende Metallscheibe, grösser als eine Fünf-Ore-Münze, liegt, dünn ausgewalzt, auf dem Gleis. Sie brennt in der Hand.

Das Bild von Anders und mir auf dem Trottoir vor unserem

Haus. Probeweise sage ich ein Wort, das ich von irgendjemandem gehört habe, vielleicht von Tommy. «Wenn du dieses Wort noch einmal sagst, kommst du nicht zum Gottesfest in den Himmel», sagt Anders.

Ich frage, wer Gott ist. Und wo der Himmel liegt. Und wer zu seinem Fest kommen darf.

Das spätere Verständnis. So werden GOTT und der HIMMEL meiner Welt hinzugefügt. Ich bin vier Jahre alt geworden und habe die Wörter lesen gelernt, die Papa mit den Buchstabentäfelchen auf dem Fussboden auslegt, aber Gott und Himmel hat er nicht ausgelegt. Auch HÖLLE nicht. Diese Wörter hat Anders vor mir gelernt, und er bringt sie mir bei, und genau seit dem Trottoir vor dem Eingang unseres Hauses in der Ebereschentallee gehören Gott und der Himmel und die Hölle für immer zur Vorstellung vom Fest irgendeines anderen.

Nach solchen Eindrücken grabe ich, als ich weit später darüber berichten will, wie meine Welt entsteht; die Wahrnehmung von Bildern und Lauten und Gerüchen in jenen Augenblicken, in denen ich zum ersten Mal die Welt benenne. Und im besten Fall die Wahrnehmung eines kleinen, dunkelhaarigen Jungen, der aus irgendeinem Grund meinen Namen trägt und der in gewisser Hinsicht ich ist und der sich auf einem kleinen Fleck zwischen der Eisenbahnbrücke und dem Strandbad und dem Hafen und dem Bahndamm die Welt aneignet.

Manchmal schäme ich mich ein bisschen für ihn. Nicht weil seine Mutter ihn mit einem selbstgestrickten Pullover und Kniehosen ausstaffiert, und wahrhaftig nicht dafür, dass er zu feierlichen Anlässen auch ein braun gesprenkeltes Wollkäppi tragen

muss, wofür sich der kleine Junge damals womöglich schämt, weil in seiner Welt kein anderer so gekleidet ist. Ich jedoch nicht. Nicht das Ich, das ich weit später bin. Weit später schäme ich mich ein wenig für sein Benehmen. Dafür, dass er so häufig bei Richard und Bosse im Haus nebenan klingelt und sich, selbst wenn sie nicht zu Hause sind, schweigend in ihren Stapel von Comics vergräbt. Ich kann hier warten, sagt der Junge zu ihrer Mutter und versenkt sich in *Käpten Mikes* neueste Abenteuer aus der 25-Ore-Serie *Wilder Westen*, die wöchentlich erscheint, Scheckheftformat hat und stets damit endet, dass die Schurken hinter Käpten Mike her sind, was den Jungen zwingt, Nummer für Nummer und Stapel um Stapel zu lesen.

Ich schäme mich dafür, dass er so häufig Comics liest, als ich weiss, wie sehr sein Papa sich darum bemüht, dass er überhaupt keine Comics lesen soll, sondern nur die sorgfältig ausgewählten Bücher, die man alle vierzehn Tage für ihn aus der Bibliothek in der Stadt in einer braunen Lederaktentasche nach Hause bringt.

Natürlich liest er die Bücher ebenfalls, manchmal, nachdem abends die Leselampe ausgeschaltet wurde, beim Licht einer Taschenlampe unter der Bettdecke. Oder im Sommer, wenn es draussen noch hell ist, das Buch im breiten Lichtstreifen am Rand des Rollos. Nach einem langen Abend mit Sherlock Holmes und dem Mysterium des gesprenkelten Bandes traut er sich nicht mit dem Rücken zur Wand zu schlafen, weil er Angst hat, eine tödliche Giftschlange könnte angekrochen kommen. Nach einem Abend mit Poe und dem Fall Waldemar wart er aus

Angst, er könne sich in eine faulige Masse auflösen, überhaupt nicht zu schlafen.

Von Comics soll der Junge jedoch verschont bleiben. Wie auch von so vielem anderen, von dem die beiden Neuankömmlinge befürchten, es könne die Welt zerstören, die sich der Junge gerade aneignet und bei der es sich für sie um die einzige Welt handelt, auf die sie hoffen können.

Im Übrigen sind sie nicht die Einzigen, die sich Sorgen machen. Von Per-Olofs Mutter aus der 43 erhält der Junge, bei dem es sich in gewisser Hinsicht um mich handelt, ein Buch, das er mit nach Hause zu Mama und Papa nehmen soll, *Jugend am Abgrund* oder *Gefahren der Grossstadt* oder *Gottloses Inferno* oder so etwas in der Art. Da bin ich vermutlich sieben oder acht Jahre alt und habe eine kleine Schwester, und wir sind aus der Einzimmerwohnung in der 42 quer über die Strasse in die Zweizimmerwohnung in der 45 gezogen, und wie ein Ein-Mann-Heuschreckenschwarm stürze ich mich auf alles Lesbare, das mir in die Quere kommt, und wenn es die Ladenschilder in der Storgatan oder das Cornflakespaket auf dem Küchentisch sind. Das Buch hat einen Umschlag wie ein Groschenroman, vor einem flammenden Hintergrund greift eine schwarze Hand nach einem nackten Frauenarm, so ungefähr, und es kann leicht mit einem Groschenroman verwechselt werden. Aber nicht deshalb nimmt Papa mir das Buch ab und möchte sogar, dass ich es sofort zurückgebe und mich für das Ausleihen bedanke, was ich nicht kann, da ich es geschenkt bekommen und nicht ausgeliehen habe. Es hat etwas mit Per-Olofs Eltern zu tun und mit einer Sache, die Papa Propaganda nennt. Das Buch mit dem verführeri-

schen Umschlag ist Propaganda für die Religion von Per-Olofs Eltern, die eine andere Religion ist als die meiner Eltern. Per-Olofs Eltern gehören zur Pfingstgemeinde oder zum Missionsverband oder zu irgend so etwas. Teil der Religion der Pfingstgemeinde oder des Missionsverbandes scheint zu sein, dass auch Kinder Kaffee trinken dürfen. Jedenfalls trinkt Per-Olof mit seinen Eltern immer Kaffee. Zur Religion meiner Eltern scheint zu gehören, dass Kinder unter keinen Umständen Kaffee trinken dürfen. Jedenfalls darf ich noch nicht einmal probieren, wenn sie welchen trinken. Meinen ersten Kaffee trinke ich mit zehn Jahren bei Tante Ilona im Tabakladen auf dem Strängnäsvägen. Ich bin betraut mit dem Kassieren und dem Ausrechnen des Wechselgeldes und dem Eintippen des Betrages in die Kasse, nicht jedoch in die Kasse für die Tippscheine, bei der man besonders sorgfältig sein muss. Der Kaffee ist den ganzen Tag warm gehalten worden und schmeckt bitter, und ich habe keine Sehnsucht danach, Pfingstfreund zu werden.

Hingegen ist zutreffend, dass auch Per-Olofs Eltern sich Sorgen machen. Sie machen sich Sorgen darüber, was aus der Welt werden soll, wenn die Jugend am Abgrund steht und die Familien sich auflösen und die Sonntagsvorstellungen im Kino und die Comics und die Flüche und die Rockmusik und die Sittenlosigkeit und die allgemeine Gottlosigkeit sich ausbreiten. Und darüber, was aus Per-Olofs dunkelhaarigem Klassenkameraden im Haus nebenan werden soll, wenn ihm niemand den Weg und die Wahrheit zeigt.

Andererseits kann es sein, dass man dem kleinen Jungen das Buch mit dem einladenden Umschlag keineswegs aufdrängt,

sondern dass er vielmehr höflich darum bittet, es sich ausleihen zu dürfen, und dass Per-Olofs Mutter es ihm daraufhin freundlich schenkt und sagt, vielleicht würden es auch seine Mama und sein Papa gern lesen, weshalb das Ganze also keineswegs ein Anzeichen für die Besorgnis von Per-Olofs Eltern ist, sondern eher für ihre Freundlichkeit.

Viel später bleibt mir nur das Bruchstück, von dem ich ausgehen kann. Mit überraschender Härte nimmt mir Papa ein Buch ab, keinen Comic (das walte Gott), und das hat mit dem Kaffeeduft in der Küche von Per-Olofs Mutter zu tun. Und mit dem Gefühl von Besorgnis.

Viel später fülle ich die stummen Bereiche zwischen Gefühl und Erinnerung aus. Ergänze sie um spätere Funde aus der Lokalzeitung.

Im Kino «Roxy» wird der erste Osterfeiertag mit der Vorführung eines Films über den sexuellen Sumpf der Grossstadt begangen, mit einer Einführung von Pastor K.-E. Kejne.

Bei einer Hausfrauenversammlung warnt Redakteur Sture Olsson vor den ernstesten Problemen, die durch kindliche Kinobesuche verursacht werden. «Lichtscheue Gestalten werden zu Idolen der Unangepassten, schlechte Kriminalfilme regen zu kriminellen Handlungen an. Das aufsässige Verhalten, wie es bei Kindern zu beobachten ist, die in der Regel die einzigen Besucher der Sonntagsvorstellungen in den Kinos sind, kann eine schicksalsschwere Auswirkung auf die Entwicklung der Jugend haben.»

«Nie mehr Dick und Doof», erklärt eine Mutter, die sich als «Kritikerin der Sonntagsvorstellungen» bezeichnet.

Der Junge liebt Sonntagsvorstellungen. Ebenso wahllos, wie

er Bücher verschlingt, verschlingt er die Filme der Sonntagsvorstellungen. In den Sonntagsvorstellungen herrscht zweifellos ein Heidenlärm. Vielleicht wird auch randaliert. Wenn der Film beginnt, falten alle ihre Eintrittskarten in der Mitte und blasen hinein. Zur Erzeugung des richtigen Geräuschs bedarf es einer gewissen Technik. Die gefaltete Eintrittskarte muss zwischen den Daumen gehalten und dann muss vorsichtig geblasen werden, sodass die Enden vibrieren. Wenn man es gut macht, klingt das so erzeugte Geräusch grauenvoll. Der Junge ist sehr gut im Eintrittskartenblasen. In den Sonntagsvorstellungen lernt er eine ganze Menge, beispielsweise zu den Indianern zu halten. Das lernt er im Indianerfilm *Die weisse Feder*, den er dreimal sieht. Wenn die Kinder Cowboy und Indianer spielen, was sie im Wald, der dort beginnt, wo die Ebereschentallee endet, häufig tun, ist der Junge mit seinen dunklen Haaren immer Indianer.

Ja, vielleicht gibt es Grund zur Besorgnis.

Sehe ich den kleinen Dunkelhaarigen etwa nicht unter den kleinen Rowdys, die mit dem Fensterblech der Familie S. im Parterre von Nummer 38 Harzgeige spielen? Was um Himmels willen hat er dort zu suchen, wo er doch bald mit dem Geigenkasten herumlaufen und den Spitznamen Darmkratzer bekommen wird?

Und ist er nicht mit den älteren Jungen zusammen, die an einem frühen Frühlingmorgen Fräulein Bergerman *kärring*, «alte Schnecke», hinterherrufen, als sie auf dem Weg zur Schule in Baltic mit dem Fahrrad an ihnen vorbeifährt? Ich kann nicht erkennen, wer ihn dazu angestiftet hat, und ich verstehe nicht, wie

er so etwas tun kann, weil ich weiss, dass er Fräulein Bergerman liebt und für sie durchs Feuer gehen würde und dass er sich für immer daran erinnern wird, wie ihr geblümtes Kleid im fabrikluftgesättigten Wind vom Aussenhafen flattert und wie ihr rotes Haar ihr helles, sommersprossiges Gesicht streichelt, als sie sich erstaunt umdreht und sie ansieht, und wie sie für immer dort, in diesem gelben Holzhaus im Klassenzimmer mit dem knarrenden Fussboden, vor ihm stehen und mit überirdischem Lächeln erklären wird, dass das Wort kärring von «kär» kommt, was gernhaben heisst.

Und wie die Scham in seinem Bauch brennt.

Wofür ich mich aber viel später schäme, nein, nicht schäme, das wäre zu stark, der Junge ist doch noch ein Kind, wofür ich mich geniere, ist, wie sehr er sich anstrengt, nicht aufzufallen, dazuzugehören, zu sein wie die anderen, obwohl er nicht ist wie die anderen. Ja, wie leicht der Ort von ihm Besitz ergreift und ihn anzieht und ihn zu seinem Eigentum macht. Wie widerstandslos er dem Ort gestattet, sich zwischen ihn und seine Eltern zu schieben. Wie sorglos er ihre Welt hinter sich lässt und seine Welt jenseits der ihren ansiedelt.

Wie schlecht er seinen Teil des Projekts erfüllt.

Nein, der Junge ist kein Patton, der den Ort für sie erobert. Er ist ein Überläufer, der sich viel zu leicht von dem Ort einnehmen lässt und ihn viel zu oft zu ihrem Gegner macht. Viel zu oft tut er so, als höre er nichts, wenn sie in der Sprache, die noch die ihre ist, mit ihm sprechen, und viel zu oft bemüht er sich, ein anderer zu sein, wenn sie radebrechen in der Sprache, die bereits seine Sprache ist. Er quengelt so lange, bis er den christlichen

Religionsunterricht besuchen darf, obwohl er das nicht muss, und bis er wie alle anderen einen Weihnachtsbaum bekommt, obwohl er weiss, dass er nicht ist wie alle anderen.

Er ist anders, und das weiss er und will es nicht sein.

Teilweise kann ich ihn verstehen. Teilweise ist es schliesslich Ziel des Projekts, dass das Kind sich den Ort aneignet, damit auch ihnen eine neue Welt ermöglicht wird.

Ziel des Projekts ist es nicht, dass der Ort ihnen das Kind entfremdet. Und viel später fällt es mir schwer, zu erklären, warum er es dem Ort so leicht macht.

Sommer 1956. Der Junge hat gerade sein erstes Schuljahr beendet und sollte Verschiedenes gelernt haben. Als aber der klägliche Rest seiner fast vollständig ausgelöschten Familie von der anderen Seite des Globus anreist, um im Paradies in der Ebereschentallee auf Besuch zu kommen und erstaunlich eins wird mit der kleinen Zweizimmerwohnung in Nummer 45, zieht er rasch die Zugbrücke hoch und verbarrikadiert sich hinter Comics und Ausflüchten.

Tante Bluma ist üppig und geräuschvoll, und Frühstück macht sie wie in Israel, mit Salat und kleingeschnittenem Gemüse. Die gleichaltrigen Cousins Isak und Jakob sind rothaarig und wild und versuchen, ihn sofort zu allem Möglichen anzustiften.

Es hätte ein feiner Sommer werden können. Das Strandbad. Der Wald. Der Spielplatz. Der Hafen. Sonntagsausflüge im funkelneuen Auto mit Platz für zwei zusammengefaltete Kinder in dem kleinen Zwischenraum zwischen Rücksitz und Motor.

Und alles ist vorhanden. Nicht zuletzt der Wald. Seine Cou-

sins können vom Wald nicht genug bekommen. Einen solchen Wald haben sie noch nie gesehen. Die Waldwege zwischen den Nadelbäumen, die Hütten, die warmen Kiefernstämme auf der Lichtung. In diesem Sommer pflücken sie im Wald viele Blaubeeren. Seine Cousins lieben Blaubeeren. Eines Tages schlägt Isak vor, vielleicht ist es auch Jakob, sie sollten die durchsichtigen Plastikschränke unter dem Küchenschrank vertauschen. Und einige Stunden später sind ihre frischgepflückten Blaubeeren liebevoll mit Salz bestreut.

Sie unternehmen durchaus etwas miteinander.

Und dennoch. Als wollte der Junge sie nicht an sich heranlassen. Als habe er Angst, sie könnten ihm etwas abnehmen, seine Position im Ort erschüttern, ihn zum Fremden machen, ihn so anders machen, wie er das von sich im tiefsten Inneren ahnt.

Es stimmt, dass die Cousins eine Sprache sprechen, die er nicht versteht, und dass sie Dinge tun, mit denen er nicht in Verbindung gebracht werden will, beispielsweise leihen sie sich auf dem Hof nicht angeschlossene Fahrräder und lassen sie dann irgendwo stehen. Es stimmt auch, dass die Ebereschentaler eine kleine, geschlossene Welt ist, zu der niemand ohne Weiteres Zutritt erhält, weder aus Viksängen jenseits der Eisenbahnbrücke noch aus Tel Aviv, von der anderen Seite des Globus.

Aber es stimmt auch, dass sie sich, so gut es geht, anzupassen versuchen und dass sie erstaunlich schnell die Sprache lernen und sich gegen Ende des Sommers frei und ungehemmt im Ort bewegen und sich bis zuletzt grosszügig und offenherzig ihrem wenig

gastfreundlichen Cousin gegenüber verhalten, der sich im zweiten Stock der 47 bei Bertil hinter den Comiczeitschriften verschaukelt und so tut, als höre er nichts, wenn sie vom Hof unter dem Fenster seinen Namen rufen. Berrrra rufen sie mit ihren kehligen RRRs und lachen, bis ihnen die Luft wegbleibt, weil sie wissen, dass Bertil so genannt wird und dass er sich bei ihm versteckt.

Sie bleiben, bis sich die Ebereschen rot färben und die Schule wieder beginnt und sich nichts mehr zwischen den Jungen und seine Welt drängen kann.

Die Welt des Jungen, die keinem anderen gehört. Noch nicht einmal den Eltern. Den Eltern am allerwenigsten.

Einige Male kommt es vor, dass seine Welt ihn zurückstösst in ihre Welt und dass ihre Schatten für einen Augenblick in ihn eindringen und dass ein Gefühl von Dunkelheit und Kälte zurückbleibt.

An einem Wintertag werfen Kinder Schneebälle gegen ihr Küchenfenster und rufen «Juden». Das ist in der 45, wo die Wohnung im Parterre liegt und die Küche zum Hof hinausgeht. Der Junge hört, wie der Schnee hart gegen die Scheibe klatscht, und sieht, wie die Mutter weiss wird. Ganz weiss und ganz stumm. Nichts sagt sie. Nicht zu den Kindern dort draussen und nicht zu dem Jungen in der Küche. Auch nicht zum Vater, als er aus der Fabrik kommt. Zumindest nicht so, dass der Junge es hört.

Als im Frühjahr der Schnee schmilzt, werden die Murmeln hervorgeholt. Murmelspielen ist das Frühlingszeichen des Ortes. Die einfarbigen Steinkugeln kosten eine Öre pro Stück, man kann sie im Tabakladen kaufen, und sie beulen die Hosentaschen aus und lassen sie herunterhängen. Manche verwahren ihre Mur-

meln in einem Stoffsäckchen, das vom Gürtel herabhängt und gegen den Oberschenkel schlägt. Es gibt auch Murmeln aus glänzendem Stahl und mehrfarbigem Glas. Damit zu werfen ist effektiver, weil sie schwerer und grösser sind, aber sie sind auch teurer und werden deshalb im Spiel nicht so häufig riskiert. Manche verlieren ihre Murmeln ständig und müssen sich damit begnügen zuzusehen oder sich Geld für neue zusammenbetteln. Beim Murmelspiel wird viel riskiert, besonders dann, wenn es darum geht, dass man die Pyramide oder Pyrra trifft. Eine Pyrra besteht aus drei Murmeln, die in den Boden gedrückt werden und einer vierten, die oben draufgelegt wird. Wer die Pyrra trifft, muss sie wieder aufstellen und gewinnt alle Murmeln, die sie verfehlt haben.

Schummeln kann man auf verschiedene Arten. Am tückischsten ist es, wenn man die Basis der Pyramide aus drei Murmeln zu fest und ein wenig zu tief in den Boden drückt, wodurch die Trefferfläche kleiner und die Pyrra stabiler wird und die oberste Kugel nicht so leicht weggeschlagen werden kann.

Eine solche Pyrra, lernt der Junge, heisst Judenpyrra.

Er lernt auch, dass es Murreljuden gibt.

Ein Murreljude ist einer, der eine Judenpyrra aufbaut oder mehr Murmeln einsammelt, als er gewonnen hat, oder seine Murmeln hortet, anstatt mit ihnen zu spielen, oder nur Gegenstand der Frustration eines Spielers ist. Du verfluchter Murreljude.

Der Junge wird selten Murreljude genannt, weil er ein schlechter Murrelspieler ist und ständig seine Murmeln verliert und selten jemandem droht oder ihn reizt, aber jedes Mal wird

ihm eiskalt, wenn er das Wort Jude in der einen oder anderen Kombination hört. Er weiss, Mama und Papa sind Juden, und er selbst und seine kleine Schwester und die Familie Klein auf der anderen Seite der Eisenbahnbrücke und Tante Ilona am anderen Ende der Ebereschenallee. Und auch wenn er nicht weiss, was das bedeutet, weiss er, es hat mit den Schatten zu tun.

Ich wünschte mir, ich könnte Kontakt mit ihm aufnehmen und ihm Verschiedenes erklären. Dass der Ort nicht zu seinem Ort werden kann, wenn er nicht auch der Ort seiner Eltern ist. Dass er den Ort nicht zu seinem Ort machen kann, wenn er nicht weiss, woher er kommt. Dass er, so klein er ist, eine Verantwortung für den Erfolg des Projekts hat.

Ich würde ihn auch gern Verschiedenes fragen. Nach der Sprache zum Beispiel. Nach diesen frühen polnischen Wörtern. Wo hat er sie versteckt? Sitzen sie wie verirrte Vögel im Gedächtnis und warten darauf, entdeckt zu werden? Eine Besonderheit des Polnischen gibt es, die ich viel später nicht begreife. Der Körper erkennt die Sprache wieder, aber der Kopf nicht.

In seiner Autobiographie berichtet Rudyard Kipling, wie er nach elf Jahren auf einer englischen Internatsschule in seine Heimatstadt Bombay zurückkehrte und völlig zusammenhängende Sätze in einer lokalen indischen Sprache, die er vergessen hatte, von sich gab. Der Haken an der Sache war, dass er selbst nicht verstand, was er sagte.

Hätte ich es womöglich nicht so eilig gehabt, ihre Welt hinter

mir zu lassen, oder wäre ich früher zu ihr zurückgekehrt, hätte auch ich auf eine vergessene Sprache stossen können oder zumindest auf einige zusammenhängende Sätze und vielleicht nicht nur auf die polnische, sondern auch auf Jiddisch, und vielleicht hätte ich sie mit der Zeit auch verstanden.

Ja, und nicht nur die Sprachen, sondern auch die Welten, die sie transportierten.

Aber der Junge ist schliesslich viel zu klein, um mir dabei zu helfen, und er spricht viel zu leise, weshalb ich das, was er sagt, nicht verstehen kann. Nicht wie jener zwanzigjährige junge Mann in einer Erzählung von Jorge Luis Borges, der eines Morgens auf einer Parkbank vor der Harvard-Universität neben dem siebzigjährigen Jorge Luis Borges Platz nimmt und ihm klar und deutlich erzählt, wie es ist, wenn man zwanzig Jahre alt ist und Jorge Luis Borges heisst.

Ich muss mich damit begnügen, ihn ab und zu sehen zu können. An einem Spätsommerabend sehe ich ihn zusammen mit den anderen Kindern aus seinem Hof auf dem Spielplatz am Köpmansplan vor den Schaukeln. Er ist noch keine sechs Jahre alt, und es wird schon dunkel, und normalerweise darf er nicht so lange draussen bleiben. An diesem Abend aber bleiben alle Kinder lange auf, und der Spielplatz ist voller Erwachsener, die grüppchenweise beieinanderstehen und rauchen und darauf warten, dass auf der grossen Filmleinwand, die die örtlichen Sozialdemokraten zwischen dem Sandkasten und den Schaukeln aufgespannt haben, ein Film vorgeführt wird. Im Film fährt ein Mann mit seinem Auto statt auf der Strasse auf den Feldern und Wiesen herum. Das sieht schwierig aus und ein wenig bedroh-

lich, und der Mann wird wütend, und alles scheint durcheinander zu sein. Der Film heisst *Steuerfreier Andersson*. Der Junge versteht nicht, wovon er handelt, aber er sieht, wie die Erwachsenen des Ortes im Lichtschein vor der Leinwand stehen und über das Auto sprechen, das auf den Feldern und Wiesen herumfährt, und er sieht, wie die Glut ihrer Zigaretten in der dichter werdenden Dunkelheit Spuren hinterlässt, und fühlt, wie besorgt alle sind, dass es keine Strassen geben soll, auf denen die Autos fahren, und wie sie alle stillschweigend Übereinkommen, dass an dem Ort, in dem sie wohnen, Autos auf den Strassen fahren sollen und nicht auf den Feldern.

\*

Im vierten Schuljahr komme ich von der Schule im gelben Holzhaus in Baltic auf die Schule in dem gelben Ziegelgebäude in der Stadt und von Fräulein Bergerman zu Lehrer Winqvist. Das ist ein grosser Schritt, und eine Eisenbahnstation liegt dazwischen. Fräulein Bergerman weint um uns wie um verlorene Kinder.

Das bin jetzt ich. Zumindest kann ich mir den Jungen nicht länger vom Leib halten. Ich sehe ihn zu deutlich, und ich kenne ihn zu gut und muss für das, was er erzählt, die Verantwortung übernehmen.

Lehrer Winqvist ist grauhaarig und sehr rotgesichtig, und beim Sprechen bringt er gelegentlich ein paar deutsche Wörter unter, und wenn jemand an die Klassenzimmertür klopft, ruft er: «*Herein!*» Eine Zeitlang bin ich der Lieblingsschüler von Lehrer

Winqvist und werde gelobt, wenn ich auf Fragen antworte, werde beauftragt, einem Klassenkameraden mit Lernschwierigkeiten zu helfen, werde in die nach Zigarren duftende Wohnung von Lehrer Winqvist in der Lovisingsgatan 7 eingeladen und bekomme ein schönes altes Buch geschenkt. Eines Tages erzählt Mama, Lehrer Winqvist werde am Abend zu uns nach Hause kommen. Ich verstehe, dass das eine grosse Sache ist, die mit dem Besuch eines polnischen Kollegen zu tun hat, der gern Landsleute treffen und die Sprache seines Heimatlandes sprechen möchte.

Ich glaube, Lehrer Winqvist hatte nicht begriffen, dass meine Eltern polnische Juden sind, was etwas anderes ist als polnische Landsleute.

Ich glaube, nach dem Besuch hat er das begriffen.

Nach dem Besuch bin ich nicht mehr der Lieblingsschüler von Lehrer Winqvist. Es beginnt Spott und Zurechtweisungen zu hageln. Meinen Platz auf dem Favoritensockel nehmen die blonden Zwillingssöhne ein.

Das Buch, das mir Lehrer Winqvist geschenkt hat, lese ich von vorn bis hinten durch. Es heisst *Die Schweden und ihre Häuptlinge*, wurde von Verner von Heidenstam geschrieben und duftet nach Zigarren.

Ich will über den Ort erzählen, wie er gerade damals ist. Und gerade damals ist in diesem Bericht die Zeit, in der ein junger Mann und eine junge Frau, die auf dem Weg fort von Auschwitz gerade aus dem Zug gestiegen sind, gerade hier leben und arbeiten und träumen. Es ist auch die Zeit, in der ich als ihr erstes Kind

zum ersten Mal die Welt sehe und damit den Ort so sehe, wie er für immer für mich aussehen wird. Den Ort, in dem die frisch aufgebrochenen Eisschollen im Kanal ständig unter den Stiefeln wegleiten, wo die erste Plötze für immer sterbend am Kairand liegt und die frischgefangene Brachse, die Mama bei den Reusenfischern am Mareensee gekauft hat, in seinem Zeitungspapier zappelnd noch immer auf der Spülbank liegt, wo das erste Erröten vor Keuschheit und Scham sich unauslöschlich auf den Wangen festgebrannt hat, wenn Mama und Papa am Strandbad ihre jungen Körper für immer in den Sand pressen und rauchen und sich unterhalten und einander berühren und man für immer das Geräusch nackter Füße auf den knarrenden Anlegern und Sprungbrettern hört und den schrillen Geräuschteppich kreischender Kinder und Möwen über dem einschläfernden Brausen der auf dem Sand aufschlagenden Wellen und des Windes, der durch die Kiefern fährt.

Eine Welt, in der es alle, die es gerade in diesem Augenblick gibt, für immer geben wird, und sei es auch nur in zusammenhanglosen Bruchstücken starker Sinneswahrnehmungen. Das, was man zum ersten Mal sieht, hat keine Geschichte, keine Bewegung, es verändert sich nicht, kann sich nicht verändern. Dieselben Wohnblocks, dieselben Pflastersteine, dieselben Berberitzenhecken, dieselbe Eisenbahnbrücke, derselbe Anstieg zum Bahnhof, dieselben Menschen, die vertraut unter den Ebereschen flanieren. Wo nach und nach mit Beton und Asphalt, Autobahnkreuzen und Hafenterminals Wunden gerissen wurden, liegen die Bruchstücke noch immer unverändert da.

Verstreut und zusammenhanglos, aber unberührt.

In der Welt der beiden Neuankömmlinge existiert ein Ort wie dieser nicht mehr. Ein Ort, an dem sie sich, auf die gleiche Weise wie einst ich, die Welt aneigneten.

Würde es einen solchen Ort geben, hätten sie von ihm erzählt, hätten mich seinen Duft wahrnehmen lassen, hätten mich zu ihm geführt und von den Menschen erzählt, die einmal dort gelebt haben.

Doch sie erzählen nicht.

Wo es einmal einen solchen Ort gegeben haben muss, gibt es heute nur Schweigen.

Schweigen und Schatten.

Wo auch immer Bruchstücke eines solchen Ortes verborgen liegen mögen, und kein Mensch lebt ohne solche Bruchstücke, hat sie irgendjemand allzu sorgfältig zerkleinert, sie in viel zu ausgedehnten Bereichen der Dunkelheit allzu tief vergraben.

## *Die Mauer*

Wo also bist du in den Zug gestiegen? So viele Stationen, an die sich niemand mehr erinnert. So viele Orte, die nicht mehr existieren. So viele Züge, zwischen denen man wählen kann. So viele Züge, die zu früh und für immer halten.

Darum entscheide ich für dich.

Ich entscheide, dass du den Zug in Auschwitz besteigst.

Ich weiss, das klingt dramatisch, geradezu effektiv, schlimmstenfalls berechnend. Und es ist klar, ganz alltäglich ist das nicht, wenn man in Auschwitz einen Zug besteigt, weil Auschwitz der Ort ist, an dem alle Züge zu früh und für immer halten. Und natürlich steigst schliesslich auch du in einen Zug nach Auschwitz.

Bei näherem Nachdenken sollte ich die Reise vielleicht dort beginnen lassen, im August 1944, auf einem Bahnhof in der Nähe des Łódźer Ghettos.

Das exakte Datum deiner Abreise ist ein verlorenes Bruchstück. «Eingeliefert 26. VIII. 1944, Auschwitz» steht auf einer handgeschriebenen, im Konzentrationslager Ravensbrück im April 1945 aufgestellten Liste. Es ist eine deutsche Liste, angefertigt von der SS, das Datum haben sie also von irgendwo her, was aber bedeutet «eingeliefert»? Und wie viele Tage sind vergangen zwischen Abreise und Einlieferung?

Kann ich schreiben, dass du einen der letzten Züge aus dem Ghetto in Łódź zur Selektionsrampe von Auschwitz-Birkenau besteigst?

Der Beschluss zur Liquidierung des Ghettos wird am 2. August 1944 mit Wandplakaten bekannt gegeben. Auf den Plakaten steht nicht, dass das Ghetto liquidiert werden soll, nur dass es an einen anderen Ort verlegt wird (der Euphemismus – die Beschönigung, die Verbrämung – ist eine sprachliche Spezialität des NS-Regimes), und täglich müssen sich fünftausend Personen zur Weiterbeförderung melden, jeder von ihnen darf fünfzehn bis zwanzig Kilo Gepäck mit sich führen, und Familienmitglieder haben darauf zu achten, dass sie beieinander bleiben, «damit eine Trennung von Familien vermieden werden» kann. Diejenigen, die den Bescheid zur Abreise erhalten, haben sich am Zentralgefängnis, das innerhalb des Ghettos liegt, zu sammeln, von wo sie zum Bahnhof Radogoszcz begleitet werden, der unmittelbar ausserhalb liegt. Der erste Transport geht um 8.00 Uhr ab. Die Reisenden haben sich bis spätestens 7.00 Uhr am angegebenen Ort einzufinden.

Ja, so steht es auf Jiddisch und Deutsch auf den Plakaten, unterschrieben von Chaim Rumkowski, dem Vorsitzenden des Judenrates, der vier Jahre lang das Ghetto als Sklavenarbeiterfabrik für die Deutschen organisiert hat und nun von den gleichen Deutschen eingesetzt wurde, um den Abtransport zu einer ruhigen, schönen Angelegenheit zu machen.

Aber nichts im Ghetto ist ruhig und schön. So viele wurden schon weitertransportiert, und niemals hat man wieder von ihnen gehört. So viele wurden weggeschleppt, als wären sie bereits tot. So viele wurden getötet, als sie sich weigerten oder zögerten oder ohne jeglichen Grund, wie Fliegen an einer Wand. So viele Kleidungsstücke hat man wiedererkannt, als sie in den Textilfabriken des Ghettos auftauchten. So viele Gerüche kursierten, an die zu glauben niemand genug Phantasie besass und die abschütteln zu können keiner die Hoffnung hatte.

Darum halten sich die meisten so lange wie möglich verborgen und verstecken sich auf Dachböden und in Kellern, versuchen, ständig das Versteck zu wechseln, und versuchen sich einzureden, bald sei alles vorbei, weil die Russen vor Warschau stehen, was dazu führt, dass sich die Euphemismen in Offenheit verwandeln – «wer einen Angehörigen bei sich beherbergt, versteckt oder verpflegt, WIRD MIT DEM TODE BESTRAFT» –, und dazu, dass deutsche Soldaten ins Ghetto einmarschieren, Strasse für Strasse absperren und Haus für Haus umstellen und den mit Schlagstöcken bewaffneten Angehörigen der jüdischen Ghettopolizei befehlen, die Bewohner aus ihren Verstecken zu schleppen und nach Radogoszcz zu bringen. An einem frühen Augustmorgen, oder vielleicht einem späten Augustabend, die Sonne steht tief, und die Schatten sind lang, werden ungefähr dreissig Frauen und Kinder auf ihrem Weg durch das Ghetto zur Bahnstation fotografiert. Ich zähle neun jüdische Polizisten und einen SS-Mann als Eskorte. Über die jüdischen Polizisten gäbe es viel zu sagen, aber auch auf sie wartet der Zug.

Nein, im Ghetto ist nichts ruhig und schön, und bei der Ankunft am Bahnhof in Radogoszcz enden die Beschönigungen. Der Zug, den sie besteigen sollen, besteht aus gedeckten, verschliessbaren Güterwagen zum Transport von Vieh, die minimalen Lüftungsöffnungen sind mit Holzriegeln und Stacheldraht versperrt. Zum Besteigen des Zuges dienen provisorische Holzrampen, die auf provisorische Holzböcke gelegt wurden. Die Reisenden sind gut gekleidet, wie zu einer langen Reise, die Frauen tragen Herbstmäntel, die Mädchen weisse Strümpfe und Schnürstiefel. Der August 1944 ist ungewöhnlich heiss, aber um Eventualitäten vorzubeugen, haben sich alle wärmer als nötig angezogen. Unsicher balancieren sie ihre losen Bündel und Behältnisse über die wackligen, steilen Rampen. Man sieht nur ihre Rücken, nicht ihre Gesichter, während sie nacheinander im Laderaum verschwinden. Die Waggons füllen sich. Die Türen werden verschlossen.

In einer Hinsicht lügt das Bild. Es ist zu hell.

Man sieht nicht das Dunkel.

Das Dunkel, als sie die Wagen betreten und die Hoffnung erlischt.

Innerhalb von zwanzig Tagen haben die siebzigtausend verbliebenen Bewohner des Łódźer Ghettos in Radogoszcz den Zug bestiegen. Hundert Menschen pro Waggon ergibt siebenhundert Waggonladungen, macht fünfunddreissig Waggonladungen pro Tag. Waggons sind im August 1944 bei der Deutschen Reichsbahn Mangelware, je mehr Menschen also in jedem Waggon, desto weniger Waggons. Werden alle stehend sehr dicht zusammengepackt, bekommt man in jeden Waggon über hundertfünf-

zig Menschen. Die gedeckten Güterwagen der Deutschen Reichsbahn haben eine Grundfläche von siebenundzwanzig Quadratmetern. Die deutsche Eisenbahnverwaltung führt Listen über die exakte Anzahl der Wagen und der Züge, die zwischen Łódź und Auschwitz eingesetzt werden müssen, und lässt sich entsprechend dafür bezahlen, aber ich muss die exakten Zahlen nicht wissen, weder für deinen Transport noch für irgendeinen anderen.

Am 28. August besteigt Chaim Rumkowski in Radogoszcz den Zug, ohne die geringste Hilfe der Beschönigung.

Am 29. August fährt der letzte Zug vom Łódźer Ghetto ab.

In jener Sprache, die Menschen *einliefert*, ist das Ghetto somit *liquidiert*. Beseitigt werden müssen nur noch die Spuren der *Ausgelieferten*.

Die Berge von zurückgelassenen Bündeln, der Gestank nach Hunger und Tod, die Ruinen aus Hoffnung und Lebenswillen.

Ich füge Bruchstücke zusammen. Wenn du am 26. August in Auschwitz als eingeliefert registriert wirst, müsstest du spätestens am 25. in Radogoszcz den Zug bestiegen haben, vielleicht auch ein oder zwei Tage früher. Nach Auschwitz sind es nur gut zweihundert Kilometer, aber im Europa der Menschentransporte sind die Eisenbahnen überlastet und die Züge überladen. Manchmal bleiben sie stunden- oder tagelang auf den Schienen stehen.

Einige überleben die Reise, andere nicht. Einige bleiben Menschen, andere nicht. Über die Tage in den verschlossenen Viehwagen nach Auschwitz wurde schon so viel gesagt. Und so wenig. Es ist nicht beabsichtigt, dass irgendjemand überlebt, um irgendetwas zu sagen, und diejenigen, die überlebt haben, wissen nicht, was sie sagen sollen, damit man ihnen glaubt.

Du hast nichts gesagt, und ich habe nichts hinzuzufügen.

Mit Sicherheit kann ich, dank der SS-Liste aus Ravensbrück, nur sagen, dass du auf dem Bahnhof Radogoszcz einen Zug besteigst, der dich am 26. August 1944 in Auschwitz einliefert. Jedoch weiss ich nicht, ob du am selben Tag als eingeliefert registriert wirst, an dem du auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau den Zug verlässt, oder erst ein paar Tage später. Die allermeisten, die den Zug aus dem Łódźer Ghetto verlassen, werden schliesslich niemals registriert, weil sie unverzüglich aussortiert werden (nach links), um in den Gaskammern umgebracht und in den Krematorien verbrannt zu werden, damit ihre Spuren ausgelöscht sind. Die wenigen, die noch nicht ermordet, sondern vorher als Sklavenarbeiter ausgebeutet werden sollen, müssen ein weiteres Mal sortiert werden, erhalten eine Nummer und werden als eingeliefert registriert. Das nimmt sicher einige Zeit in Anspruch, vielleicht einige Tage. Dazu würde ein weiteres Bruchstück passen, die Registrierkarte von einer späteren Station der Reise, auf der steht, dass du dich bis zum 20. August 1944 im Ghetto in Łódź befindest und ab dem 21. August im KL Auschwitz. Während einiger Tage befindest du dich also im KL Auschwitz, ohne eingeliefert zu sein. Falls sich die Bruchstücke nun unbedingt ergänzen müssen.

Das aber ist überhaupt nicht nötig. In diesem Zusammenhang hat es schliesslich keinerlei Bedeutung, an welchem Tag genau du das Ghetto verlässt und an welchem Tag genau du in Auschwitz eintriffst. Deine Reise folgt keinem Fahrplan und keiner Richtung. Du hast keine exakten Termine hinter dir und keine exakten Termine vor dir. Exakte Termine haben bei deiner Reise keine Funktion.

Für mich aber erfüllen sie eine Funktion. Ich nämlich benötige sie. Ich brauche jedes Bruchstück, das sich auftreiben lässt, damit du nicht vor meinen Augen verschwindest. Etwas, das sich nicht so leicht löschen, revidieren, leugnen, für nichtig erklären lässt. Ein Datum. Eine Liste. Eine Registrierkarte. Eine Fotografie. Die exakten Namen und Zahlen der Tage, als deine Welt liquidiert wird.

Denn so ist es. Dies sind die Tage, an denen man deine Welt liquidiert. Tage, an denen die Menschen, in deren Schutz du die Welt zu deiner machtest, von der Erde getilgt werden, aus der Geschichte ausgeradiert werden, aus der Erinnerung gelöscht werden. Jene letzten Tage im Ghetto sind die letzten Tage, an denen man noch die Gerüche deiner Welt wahrnehmen konnte, an denen man ihre Stimmen hören, sie berühren, nach denen man sich sehnen, über die man seine Phantasie spielen lassen konnte. Das Ghetto ist eine mit Todeszeichen versehene Welt, eine Welt der gradweisen Erniedrigung und des Untergangs, eine Welt zunehmend wirklichkeitsfremder Hoffnungen, die von immer unwahrscheinlicheren Euphemismen genährt werden, jedoch gibt es in dieser Welt noch eine Vergangenheit und eine Zukunft. Unmittelbar ausserhalb der tödlichen Absperrungen des Ghettos, im Prinzip mit einem Fussweg zu erreichen, liegt das Haus in der

Pitsudskiego 36, in dem du aufgewachsen bist, und die Schule, in die du gegangen bist, die Plätze, an denen deine Wangen brannten, deine Augen funkelten und deine Träume gewoben wurden. Die Stadt heisst nicht mehr Łódź, sondern Litzmannstadt, und die polnischen Strassennamen wurden durch deutsche ersetzt. In die Häuser, in denen kurz zuvor noch zweihunderttausend Juden lebten, sind Deutsche eingezogen, und nach und nach werden die Verbindungen zur Vergangenheit und die Verbindungen zur Menschlichkeit gekappt. Gewiss, deine Welt steht im Begriff, ausradiert zu werden, und nach und nach stirbt das Ghetto, aber in der Wohnung Nummer 6 in der Franciszkahska 18, in der Nähe der Kreuzung mit der Brzezinska (die die Deutschen in Sulzfelderstrasse umgetauft haben), gibt es noch einige Menschen, die sie bewohnt haben, und einige jener Gegenstände, mit denen sie möbliert war (nichts Wertvolles, das haben die Deutschen eins ums andere gestohlen, aber trotzdem), und vielleicht einen Karton mit den Verbindungen, mit denen sie gesichert war, und bestimmt irgendwo die Fotografien, die sie verewiget haben. Dort leben noch dein Vater Gershon und deine Mutter Hadassah und dein kleiner Bruder Salek, und in geringer Entfernung, in der Lutomierska 78 (der Hamburger Strasse), in der Wohnung 29, dein grosser Bruder Natek mit seiner jungen Frau Andzia, und unter derselben Adresse, in der Wohnung 26, Andzias Vater Majlech und ihre Mutter Cywia. Und irgendwo dort draussen, zuletzt in Warschau, dein ältester Bruder Marek, der auch Mayer heisst. Und bei der Familie Staw in der Wohnung Nummer 3 in der Franciszkanska 18 (Franzstrasse nach deutscher Verfüngung) ein zwei Jahre jüngeres, äusserst süsses Mäd-

chen, das Halina oder Hala heisst, eigentlich Chaja, und liebevoller Halus oder Haiinka, du bist in sie verliebt, und sie teilt sich die Wohnung mit ihrem Vater Jakob, ihrer Mutter Rachel und ihren grossen Schwestern Bluma, Bronka und Sima. In der Küche lebt eine andere Familie. In der Küche der Wohnung Nummer 5, im dritten Stock, wohnt Halas älteste Schwester Dorka mit ihrem Mann Jeremia und ihrem Sohn Obadja, der am 2. April 1939 geboren wurde und noch ein Kleinkind ist, als das Ghetto am 30. April 1940 abgeriegelt wird.

Ja, so kann deine Welt selbstverständlich nur in der Anfangszeit des Ghettos aussehen, als die zweihunderttausend Juden von Łódź gerade hinter den Stacheldraht in das Wohngebiet der Juden in Litzmannstadt gezwungen wurden und als noch fast alle am Leben sind und die Transporte noch nicht begonnen haben und die Strassen in der Morgendämmerung noch nicht gesäumt sind von den in der Nacht Verhungerten, den an Typhus Gestorbenen, denen, die Selbstmord begangen haben, und als alles noch zu unwirklich ist, um wahr zu sein. Ja, so sieht deine Welt aus, als ihre Wurzeln noch zu lebenden Menschen und Erinnerungen führen und als es noch möglich ist, einen Stammbaum mit all seinen immer feiner werdenden Verästelungen zu immer ferneren Namen, Orten und Erzählungen aufzuzeichnen, und als noch niemand weiss, dass ganze Stammbäume abgehackt und ganze Welten liquidiert werden können.

Am 25. Juli 1943 stirbt dein Vater in der Wohnung Nummer 6. Am 26. Juli 1943 springt Jeremia, der Vater von Obadja, aus dem Fenster der Wohnung Nummer 5 im dritten Stock, und mit

einiger Mühe gelingt es ihm, sich das Leben zu nehmen. Am 10. November 1943 stirbt dein kleiner Bruder Salek in der Wohnung Nummer 6.

Ich habe auch ihre Geburtsdaten. Gershon wird sechs- und fünfzig Jahre alt, Jeremia zweiundvierzig Jahre, Salek neunzehn Jahre. Ich habe auch die exakten Daten, wann Rosenberg für Rosenberg aus dem Ghetto zum Weitertransport ausgeliefert wird. Rosenberg ist im Ghetto, wo er mit z geschrieben wird, ein häufig vorkommender Name.

«Ausg. 10.3.42 Tr. 35» steht da für den Träger des Namens Idel Rozenberg, der in Wohnung 25 in der Sulzfelderstrasse (Brzezinska) 25 wohnt und am 1.1.1897 geboren wurde. «Ausg.» bedeutet «ausgeliefert», und Transport Nummer 35 geht, wie alle anderen Transporte im Jahre 1942, zu den Gaswagen in Chelmo.

Das steht nicht auf der Liste, aber ich weiss es.

Am 15.3.1942 wird der Weber Majer Hersz Rozenberg, der in Wohnung 3 im Kranichweg (Zurawia) 4 wohnt, mit Transport 31 ausgeliefert.

Am 25.3.1942 wird die Schülerin Mordela Rozenberg, die in Wohnung 10 in der Fischstrasse (Rybna) 1 wohnt, mit Transport 36 ausgeliefert.

Am 1. und 2. September werden die Krankenhäuser des Ghettos geräumt und die Patienten auf Militärlastwagen geladen. Einige werden durch die Fenster gehoben. Manche versuchen zu fliehen.

Zwischen dem 5. und dem 12. September wird die *Allgemeine Ghesperre* verhängt, und alle Bewohner werden angewiesen, sich zu Hause aufzuhalten, allen ist das Beherbergen von Gästen verboten, und Haus um Haus wird gezwungen, Alte, Kranke und

Minderjährige herauszugeben. Innerhalb von zwei Wochen werden sechzehntausend Menschen ausgeliefert, von denen man niemals wieder hört.

Am 4. September 1942 hält Chaim Rumkowski eine Rede.

Ich hoffe, dass du sie nicht hörst.

Ich hoffe, dass niemand in der Franciszkanska 18 sie hört.

Ich weiss nicht, worauf jemand hoffen kann, der sie gehört hat.

Obwohl ich gleichzeitig möchte, dass alle erfahren, was Chaim Rumkowski in seiner Rede am 4. September 1942 sagte. Damit alle wissen, welchen Ort du zurücklässt, als du im August 1944 den Zug nach Auschwitz besteigst und deine Welt liquidiert wird.

Oder wird sie schon jetzt liquidiert?

Es ist Viertel vor fünf am Nachmittag des 4. September 1942, und die Sonne ist scharf, der Tag noch heiss, auf dem Platz vor der Feuerwehrrwache in der Lutomiarska 13 sind Lautsprecher aufgestellt worden, und Chaim Rumkowski hält eine biblische Rede ohne Euphemismen. Oder möglicherweise eine Rede mit biblischen Euphemismen.

Wie auch immer, es ist eine Rede, die nicht falsch zu verstehen ist.

Oder eine Rede, die falsch verstanden werden muss, damit deine Welt nicht unmittelbar unter der Last ihrer monumentalen Sinnlosigkeit zusammenbricht und auf der Stelle liquidiert wird.

«Väter und Mütter, gebt mir eure Kinder!», sagt Chaim Rumkowski.

Seine weissen Haare sind ungeordnet, seine Körperbewegungen langsam, seine Stimme ist gebrochen, aber seine Worte können nicht falsch verstanden werden, und deshalb müssen sie falsch verstanden werden.

Er hat von den Deutschen einen Befehl erhalten, die minderjährigen Kinder des Ghettos auszuliefern. Ja. Auch die Alten und die Kranken des Ghettos soll er ausliefern.

Mindestens Zwanzigtausendjuden soll er ausliefern.

Er ist gekommen, um dem Ghetto mitzuteilen, dass er beschlossen hat, den Deutschen zu geben, was die Deutschen verlangen. Auf eigenen Armen «das Opfer zum Altar [zu] bringen». Mit eigenen Händen «die Glieder [zu] amputieren, um den Körper zu retten».

Ja. Diese Worte benutzt er.

Dass die Deutschen ihnen allen ein Ende bereiten werden, wenn er das Opfer nicht bringt.

Dass einige gerettet werden, wenn er es tut.

Was gibt es da falsch zu verstehen?

Chaim Rumkowski will nicht falsch verstanden werden.

Dieses Mal nicht.

Das sagt er:

«Wie ein Räuber bin ich gekommen, um euch das Beste aus euren Herzen herauszureissen! Mit all meinen Kräften habe ich versucht, das Verhängnis abzuwenden und – nachdem abwenden unmöglich war – es zu mildern. Heute habe ich die Registrierung aller neunjährigen Kinder angeordnet. Wenigstens die neun- bis zehnjährigen Kinder wollte ich retten. Doch hat man nicht nachgegeben. Eines ist mir gelungen: die zehnjährigen Kinder zu retten, möge euch das in eurem grossen Leid ein Trost sein. Im

Ghetto gibt es viele Patienten, die erwarten können, nur noch einige Tage, vielleicht einige Wochen zu leben. Ich weiss nicht, ob es eine diabolische Idee ist oder nicht, aber ich muss es sagen: ‚Gebt mir die Kranken. An ihrer Stelle kann ich die Gesunden retten.‘ Ich weiss, wie lieb die Kranken jeder Familie sind, und vor allem den Juden, werden aber grausame Forderungen gestellt, muss man wägen und messen; wer sollte, kann und muss gerettet werden? Und die gesunde Vernunft sagt, dass jene, die gerettet werden sollen, diejenigen sind, die gerettet werden können und eine Chance haben, in Sicherheit zu kommen, nicht jene, die unter keinen Umständen zu retten sind [...] Bedenkt, dass wir im Ghetto leben. Wir leben unter so grossen Beschränkungen, dass wir noch nicht einmal genug für die Gesunden haben, um vieles weniger für die Kranken. Wir alle ernähren die Kranken auf Kosten unserer eigenen Gesundheit: Wir geben den Kranken unser Brot. Wir geben ihnen unsere mageren Zuckerrationen, unser kleines Stück Fleisch. Und was ist das Ergebnis? Nicht genug zur Heilung der Kranken, aber genug, uns selbst krank werden zu lassen. Natürlich sind solche Opfer das Edelste und Schönste. Aber es gibt Zeiten, in denen man sich entscheiden muss: Die Kranken opfern, die nicht die geringste Chance haben, gesund zu werden, und auch die anderen krank machen können, oder die Gesunden retten. Ich konnte darüber nicht lange grübeln; ich musste im Interesse der Gesunden entscheiden. In diesem Sinne habe ich den Ärzten Anweisung gegeben, sie haben die Aufgabe, alle unheilbar kranken Patienten auszuliefern, damit die Gesunden, diejenigen, die leben wollen und können, an ihrer Stelle gerettet werden.

Ich verstehe euch, Mütter, ich sehe die Tränen in euren Augen, ich fühle, was ihr in euren Herzen fühlt, ihr Väter, die ihr auch am Morgen, nachdem man euch eure Kinder genommen hat, zur Arbeit geht, eure lieben Kleinen, mit denen ihr noch gestern gespielt habt. All das weiss und fühle ich. Seit gestern vier Uhr, als ich die Nachricht von diesem Befehl bekam, war ich tief gebrochen, ich teile euren Schmerz, ich leide unter eurer Angst, und ich weiss nicht, wie ich dies überleben soll – wo ich die Kraft finde, es zu überleben. Ich muss euch ein Geheimnis berichten; sie haben 24'000 Opfer verlangt, acht Tage lang 3'000 am Tag. Es ist mir gelungen, das auf 20'000 zu senken, jedoch nur unter der Bedingung, dass alle Kinder unter zehn Jahren mitkommen müssen. Kinder, die zehn Jahre und älter sind, sind gerettet. Da die Kinder und die Alten zusammen nur 13'000 Seelen ausmachen, muss die Lücke mit den Kranken gefüllt werden.

Ich kann kaum sprechen, ich bin erschöpft, ich will nur sagen, was ich von euch verlange: Ihr müsst mir helfen, diese *Aktion* durchzuführen. [...] Vor euch steht ein vernichteter Jude. Beneidet mich nicht! Es ist dies die schwerste Anordnung, die ich je ausführen musste. Ich strecke meine zerschlagenen, zitternden Hände zu euch und bettele: Legt eure Opfer in meine Hände, damit wir weitere Opfer verhindern können, damit eine Bevölkerung von 100'000 Juden gerettet werden kann! Das haben sie mir versprochen: Wenn wir selbst die Opfer ausliefern, wird es ruhig bleiben.»

Was ist hinzuzufügen? Nur ein Missverständnis kann jene Welt aufrechterhalten, in der man eine solche Rede halten kann.

Chaim Rumkowski hat nichts missverstanden. Die Kinder und die Kranken und die Alten müssen ausgeliefert werden, um getötet zu werden. Das müsst ihr doch alle verstehen. Das kann man nicht falsch verstehen.

Aber verstehen kann man es auch nicht. Eine Welt, in der man so etwas verstehen kann, ist eine Welt, die sich niemand in deiner Welt vorstellen kann. Zwischen deiner Welt und jener, in der Eltern aufgefordert werden, ihre Kinder zu opfern, und Kinder ihre Eltern, und Gesunde ihre Kranken, öffnet sich eine Kluft, die der Verstand nicht überbrücken kann.

Nur das Missverständnis und die Phantasielosigkeit können, nach meinem Verständnis, nach September 1942 deine Welt noch aufrechterhalten.

Die Phantasielosigkeit, sich einen Ort wie Chelmno vorzustellen. Am einen Ende eines gutsähnlichen Gebäudes, des «Schlosses», der Eingang zu den Umkleideräumen und den Duschen, am anderen Ende der Ausgang zu den Gaswagen, die dort an der Hauswand angedockt sind, die luftdichten Aufbauten gegen die Türöffnung gepresst. Der grosse Lastwagen ist von der Marke Magirus und wird von der Deutz AG in Köln hergestellt, die 1942 als nationalsozialistisches Musterunternehmen ausgezeichnet wurde. Er fasst hundertfünfzig lebende Menschen. Die zwei kleineren Lastwagen sind von der Marke Opel Blitz beziehungsweise Diamond Reo und fassen achtzig bis hundert. Wenn der Laderaum gefüllt ist – die kleinsten Kinder werden manchmal auf die Erwachsenen gepackt –, und wenn die abgedichteten Türen verriegelt sind, verbindet der Fahrer den Abgasschlauch

mit dem Laderaum / der Gaskammer, startet den Motor, und innerhalb von fünf bis zehn Minuten ist die Ladung erstickt. Anschliessend fährt der Lastwagen zum Lager im Rzuchowski-Wald, wo die Leichen abgeladen, nach Schmuck und Goldzähnen durchsucht und im Krematorium vernichtet werden. Nach zehnmütiger Lüftung fährt der Lastwagen zurück zum «Schloss» und dockt zur nächsten Ladung an. Zwischen dem 3. und dem 12. September 1942 werden 15'859 Kinder, Kranke und Alte vom Ghetto in Łódź zu den Gaswagen in Chełmno transportiert.

Ich schreibe die exakten Zahlen und Daten auf und suche in Archiven und Quellen kleinlich genau nach den exakten Ziffern und Daten, weil ich deine Welt rekonstruieren möchte, so, wie du sie siehst, ehe sie liquidiert wird, und weil ich etwas benötige, um sie zu errichten, und nicht weiss, was ich sonst verstehen kann. Aber mir fällt bald auf, dass die exakten Zahlen und Daten lediglich die sich vergrössernde Kluft rekonstruieren, die Kluft zwischen dem, was um dich herum geschieht, und dem, was sich verstehen lässt. Das Ghetto ist umgeben von einer Mauer aus Lügen und Euphemismen, die kein Verstand durchdringen kann.

Zwischen dem 16. und dem 29. Januar 1942 werden 10'003 Menschen zu Weitertransport und Deportation ausgeliefert. Jeder darf 12,5 Kilo Gepäck mitnehmen und sein Ghetto-Geld am Sammelplatz gegen (höchstens zehn) deutsche Reichsmark eintauschen. Zwischen dem 22. Februar und dem 4. April 1942 werden 34'073 Menschen ausgeliefert. Zwischen dem 4. und dem 15. Mai 1942 sind es 10914. Insgesamt werden vom 16. Januar

1942 bis zum 12. September 1942 70'859 Menschen vom Ghetto in Łódź ausgeliefert, um in den luftdichten Laderäumen von Lastwagen vergast zu werden, die im Pendelverkehr hin- und herfahren und andocken an der einen Schmalseite eines gutshofähnlichen Gebäudes, genannt «das Schloss», in einer kleinen, sechzig Kilometer nordwestlich von Łódź gelegenen Stadt, die auf Polnisch Chełmno und in der neuen Herrschersprache Kulmhof heisst.

Ich könnte den Rest dieses Buches mit Namen und Daten aus Listen über Einlieferungen und Auslieferungen von Menschen füllen, von denen man niemals mehr hören wird, aber abgesehen davon, dass sich hierdurch nichts verstehen lässt, traue ich ihnen nicht. Die Ziffern sind zu genau, und die Abkürzungen sind zu willkürlich. Ausgeliefert wird einmal abgekürzt mit «ausg.», dann wieder mit «a. g.», bisweilen nur mit «ag». Exakte Zahlen und willkürliche Abkürzungen sind die Stemmweisen der nationalsozialistischen Beschönigungen. Sie brechen die gewohnte Verbindung zwischen Wörtern und Erfahrungen auf, zwischen dem, was geschieht, und dem, was man versteht. Warum darf man 12,5 Kilo Gepäck mitnehmen? Warum nicht zehn oder fünfzehn? Warum erfordert der Einsatz bei einer Sonderaktion zur «Entjudung des Warthegaus» pro Mann und Tag Liter Branntwein? Warum nicht ½ Liter oder ¼? Der Nazi-Kommandant des Ghettos in Łódź, Amtsleiter Hans Biebow, schreibt an den *Herrn Reichsauftraggeber für das Trinkbranntweingewerbe beim Reichsnährstand, Kleiststrasse, Berlin W. 32*, um sich besondere Branntweinrationen und besondere Zigarettenrationen auszubitten für das zusätzliche Personal, das für die Entjudung des Warthegaus

benötigt wird. Das heisst für jenen Teil Polens, der nun zum Deutschen Reich gehört und dessen Zentrum jene Stadt ist, die nun Litzmannstadt heisst und deren Juden nun in einer kleinen Stadt am Ufer des Ner, die Chelmno heisst, vergast werden. Das bei einer solchen *Sonderaktion* eingesetzte Personal müsse *unbedingt*, so unterstreicht Biebow, eine Sonderzuteilung Branntwein erhalten.

Rein sprachlich gesehen ist es beruhigend, dass ein Mann, der die Macht hat, Leute für eine Sonderaktion mit dem Ziel der Entjudung des Warthegaus anzustellen, nicht die Macht besitzt, ihnen auch eine Sonderzuteilung Branntwein zu gewähren. Und dass er einige Male an die höchste Branntweinleitung in Berlin schreiben und mit dem Fuss scharren und Bescheinigungen der Gesundheitsbehörde in Litzmannstadt über die Unverzichtbarkeit von Branntwein im Dienst beifügen muss. In gewisser Weise beruhigend, weil die umständlichen Sätze eine Art Sinn andeuten und die umständliche Bürokratie eine Art Ordnung, aber selbstverständlich völlig unbegreiflich, da die Wörter ihres Sinns und die Bürokratie ihrer Logik beraubt sind. Wer die Erlaubnis besitzt, siebzig- oder achtzigtausend oder, falls es technisch möglich wäre, hunderttausend Menschen zu den Gaskammerwagen in Chelmno zu befördern, sollte sich nicht um die Erlaubnis bemühen müssen, täglich Liter Branntwein an *Sonderpersonal*, *das zur Erledigung dieser ekelerregenden Arbeit herangezogen werden muss*, ausschenken zu dürfen.

Nicht in der Welt, wie man sie bis dahin verstehen konnte.

Ein Mann namens Josef Zelkowicz hört an jenem heißen Nachmittag des 4. September 1942 vor der Feuerwache in der Lutomierska 13 Chaim Rumkowski reden und notiert sich wie üblich, was er sieht und vernimmt. Die Aufzeichnungen überleben die Liquidierung des Ghettos und die Liquidierung Zelkowicz (in Auschwitz 1944). Grosses, angsterfülltes Jammern der Menschenmenge, notiert er nach der Aufforderung an die Väter und Mütter, ihre Kinder herzugeben. Furchtbare Klagerufe, schreibt er nach der Bekanntgabe, die Glieder müssten amputiert werden, damit der Körper gerettet werden kann. Eis in den Herzen aller, notiert er. Verzweiflung in den Augen aller. Die Hände krampfhaft verknotet. Die Gesichter verzerrt.

Alle wissen es. Die Anordnungen wurden immer weiter brutalisiert und die Beschönigungen allmählich entschleiert. Schon bei der zweiten Transportwelle im Februar 1942 wird der zugesagte Umtausch in Deutsche Reichsmark abgeschafft, und nun wird barsch angeordnet, dass das bis in Einzelheiten benannte Gepäck von 12,5 Kilo, das die Reisenden zur Sammelstelle mitbringen sollten, vor dem Einsteigen zurückzulassen ist. Ja, auch der Proviant. Die Bewohner des Ghettos verbringen schlaflose Nächte, wegen des zurückzulassenden Gepäcks. Auch wegen des Gepäcks, das zurückkommt.

Alle wissen Bescheid, aber niemand begreift.

«Tatsächlich», so notiert Josef Zelkowicz im September 1942, «hegt niemand mehr den geringsten Zweifel; wir sind uns nun ganz sicher, dass diejenigen, die aus dem Ghetto abtransportiert werden, nicht irgendwo anders ‚hingeschickt‘ werden, man ‚schickt‘ sie in die Hölle, zumindest die Alten. Sie werden auf

den Müllhaufen geworfen, wie wir im Ghetto sagen. Wie kann man also von uns erwarten, dass wir diese neue Verfügung akzeptieren? Wie kann man erwarten, dass wir danach weiterleben wollen?»

Ich bin der Meinung, dass niemand das Recht hat, diese Frage im Nachhinein zu stellen, Zelkowitz aber stellt sie. Wie könnt ihr weiterleben, nachdem man euch befohlen hat, eure Alten, Kranken und Kinder zu «opfern», um weiterleben zu dürfen? Wer will noch in einer Welt leben, in der ein solcher Befehl erdacht und formuliert werden kann? Ganz zu schweigen von einer Welt, in der ein solcher Befehl organisiert und in die Tat umgesetzt wird?

Viele können nicht weiterleben. Nach jeder Auslieferungswelle eine Welle von Selbstmorden. Menschen stürzen sich aus den Fenstern, erhängen sich an Balken und Türpfosten, schneiden sich die Pulsadern auf oder nehmen Gift oder eine Überdosis eines Schlafmittels, das sich glücklicherweise in ihrem Besitz befand, oder sie sorgen dafür, dass sie am Ghettozaun von den deutschen Wachposten erschossen werden. Zu Letzterem ist nicht viel erforderlich. Die deutschen Wachposten erschossen auch jene, die nicht erschossen werden wollen. Alle Selbstmorde werden in einem Tagebuch oder einer Tageschronik verzeichnet, die ohne Wissen der Deutschen im Auftrag der jüdischen Ghettoverwaltung im dritten Stock eines Hauses am Koscielny-Markt 4 geführt wird. Tausende maschinengeschriebene Tagebuchseiten, einmal auf Deutsch, dann wieder auf Polnisch, voller Beobachtungen und Angaben über das tägliche Leben im Ghetto, über Tote und Neugeborene (!), über gekürzte Lebensmittelratio-

nen, über Lieferungen von Kohlrüben und Kartoffeln, über den Mangel an Zündhölzern und Heizmaterial, Produktionsquoten und Produktionsergebnisse, über das Wetter, über einen «sichtlich kranken, alten Mann, der mit einem ausgemergelten Jungen an einer Strassenecke steht und etwas verkaufen will, das an eine Zwiebel erinnert». Zunehmend Notizen über den Hunger und die Transporte und die Selbstmorde. Vor den Transporten im September 1942 versuchen Eltern ihre Kinder und sich selbst zu töten. Nicht allen gelingt das.

Sechzehntausend Menschen werden in diesen Septembertagen geopfert. Zum Weitertransport ausgeliefert nach Listen, die in den Räumen der jüdischen Ghettoverwaltung im zweiten Stock des Hauses am Koscielny-Markt 4 von achtunddreissig Personen zusammengestellt wurden, die in Zwölf-Stunden-Schichten die neunzehn Aktenordner mit dem Register der Ghettobewohner durchpflügen und Tausende von Familiennamen und exakten Altersangaben auf separate Karten kopieren, die sie nach Quartieren und Strassen ordnen und hinauftragen in den dritten Stock, zum Evakuierungskomitee, das die Karten derjenigen, die ausgeliefert werden sollen, auswählt und sie zwecks Durchführung weiterschickt zur jüdischen Ghettopolizei.

Ja, so schreibt es Josef Zelkowicz mit der Schreibmaschine am 14. September 1942 in das Ghettotagebuch. Abseits des Tagebuchs, in handgeschriebenen Aufzeichnungen auf Polnisch, notiert er, dass alle den Verstand verloren zu haben scheinen. Er notiert auch, dass die Karten sich bald als sinnlos erweisen, da die Deutschen nach wenigen Tagen die Geduld verlieren und ihre eigenen Leute ins Ghetto schicken, die auf die Karten ver-

zichten, Menschen nach Gutdünken aussuchen und jene erschiessen, die versuchen sich zu verstecken oder den Gehorsam verweigern oder ganz einfach den falschen Gesichtsausdruck haben. Während der Aktion im September 1942 erschiess die Gestapo sechshundert Menschen. Zwei von ihnen auf dem Hinterhof der Zytia-Strasse 7, wo die Hausbewohner in Reihen zur Inspektion durch die Deutschen an treten mussten. Unter den Inspezierten eine Mutter mit ihrer vierjährigen Tochter. Zelkowitz berichtet. Mutter und Tochter halten einander fest bei den Händen und lächeln. Die Mutter, um zu beweisen, dass sie überlebenstauglich ist, die Tochter, weil sie sich freut, dass sie hinauskommt in die Sonne. Der Deutsche befiehlt der Mutter, die Tochter herzugeben. Die Mutter gibt sie nicht her und lächelt weiter. Mutter und Tochter werden aus der Reihe gezerrt, sie erhalten drei Minuten Bedenkzeit. Drei Minuten, auf die Sekunde genau. Auch der Deutsche lächelt aus irgendeinem Grund. Die in einer Reihe aufgestellten Nachbarn zittern und beben – so diskret wie möglich, um nicht aufzufallen. Nach drei Minuten erhalten Mutter und Tochter den Befehl «an die Wand», und der Deutsche erschiess beide mit je einem Pistolenschuss in den Nacken.

Zelkowitz versucht Worte zu finden für das, was an diesen Septembertagen 1942 im Ghetto geschieht, zweifelt aber daran, dass man ihm glauben werde. Er ahnt, dass manche Menschen Jahrzehnte später «Lüge» und «Betrug» rufen werden. Darum fertigt er in gleichmässigen Abständen Notizen an, als wollte er sich selbst in den Arm kneifen, um sich zu versichern, dass dies wirklich geschehen ist, dass es ein «hundertprozentiges Faktum»

ist, dass es in diesem Augenblick vor seinen Augen geschieht, wie unfassbar und vernunftwidrig es auch demjenigen erscheinen mag, der irgendwann einmal das, was er schreibt, liest. Ja, wenn das, was sich ereignet, auch demjenigen, der in diesem Augenblick Augenzeuge ist, als unfassbar und vernunftwidrig erscheint. Wenn die einzige Art des Weiterlebens darin besteht, nicht zu verstehen. Die Menschen im Ghetto weinen in diesen Tagen nicht wie Menschen, notiert Zelkowicz. Sie bellen wie Hunde, heulen wie Wölfe, jaulen wie Schakale, brüllen wie Löwen. Sie weinen nicht wie Menschen, weil der Schmerz kein menschlicher Schmerz ist, auf den sich mit menschlichen Tränen antworten liesse. Das Ghetto ist in jenen Tagen eine Kakophonie aus wilden Lauten, in der nur ein Laut fehlt – der des Menschen. Menschliche Wesen sind nicht imstande, solche Qualen zu ertragen. Tiere vielleicht, aber Menschen nicht.

Deshalb weinen die Menschen nicht.

Josef Zelkowicz presst die Worte und jagt die Metaphern; Menschen werden erschossen «wie tolle Hunde», eine Frau, die gerade ihre drei Söhne verloren hat, «lacht wild wie eine Hyäne», eine Frau, deren Mann genau vor ihren Augen erschossen wurde, «hickst wie ein närrischer Strauss», und jedes Hicksen «ist ein Giftpfeil ins Herz». In jeder Wohnung eine Eiterbeule, die platzt, in jedem Raum «ein brüllender, grollender, hicksender, hysterischer Vulkanausbruch», aus jedem offenen Fenster, jeder defekten Tür «ein heisser Lavastrom, der hinausläuft auf Strassen und Höfe und Haus um Haus infiziert». Das ganze Ghetto in Łódź «bebt, knirscht, zittert, läuft Amok».

Mit dem «Opfer» der Alten, Kranken und Minderjährigen des Ghettos im September 1942 birst die Welt für Josef Zelkowicz. Er begreift nicht, wie das Ghetto danach weiterleben kann, und vor allem nicht, wie jene, die die Verantwortung übernommen haben, die Opfer auszuwählen, das tun können, und er ist aufrichtig erstaunt, ja, eigentlich empört, als er bemerkt, dass «der entsetzliche Schock» sich vor allem in etwas manifestiert, das an Gleichgültigkeit erinnert. Kaum ist die brutale Säuberungsoperation beendet, setzt der Kampf ums Überleben ein, als wäre nichts geschehen. «Leute, die soeben ihre Liebsten verloren haben, sprechen jetzt nur über Zuteilungen, Kartoffeln, Suppe usw.! Das ist doch jenseits allen Verstandes!»

Nächste Notiz im Ghetto tage buch: «Die ersten zwanzig Tage im September [1942] angenehm und sonnig, mit nur wenigen Regenschauern.»

Ich weiss nicht, wie ihr weiterlebt, will es vielleicht auch nicht wissen, aber ich weiss, dass ihr lebt. Dass nach dem September 1942 85'000 Menschen weiterleben, und dass 73'000 bis August 1944 überleben. Dass das Ghetto in Łódź im August 1944 noch existiert, während es das Warschauer Ghetto nicht mehr gibt.

Im Warschauer Ghetto geht das Leben nicht mehr weiter. Im Mai 1943 ist das Warschauer Ghetto liquidiert. Im Verlauf zweier Monate, zwischen dem 24. Juli 1942 und dem 24. September 1942, wurden 270'000 Menschen jedes Alters und jeder Verfassung, ohne Feilschen bezüglich Alter, Kranker und Kinder, wei-

tertransportiert. Das Chełmno Warschaus heisst Treblinka. In Treblinka sind die Dieselmotoren grösser und angeschlossen an stationäre Gaskammern in einem speziell zu diesem Zweck errichteten Gebäude, wo man in kürzerer Zeit mehr Menschen töten kann. Kein Herumfahren mit einzelnen Lastwagen im Wald. Die Leichen werden vor Ort verbrannt. Das ist effektiver. Im Warschauer Ghetto heisst der Vorsitzende des Judenrates nicht Chaim Rumkowski, sondern Adam Czerniaków. Als er von einem gewissen SS-Hauptsturmführer Hermann Worthoff (der gerade das Ghetto von Lublin liquidiert hat, dessen Chełmno oder Treblinka Bełzec heisst) den Befehl erhält, bis zum 24. Juli 1942 zehntausend Menschen und einen Kindertransport auszuliefern, nimmt er sich das Leben. «Ich kann doch nicht wehrlose Kinder dem Tod ausliefern», schreibt er in seinem Abschiedsbrief.

Chaim Rumkowski nimmt sich nicht das Leben. Er lebt weiter in der Überzeugung, dass er durch Opferung der Kranken, Alten und Kleinen die Gesunden, Starken, Arbeitsfähigen retten kann. Er stellt ein Kalkül auf, das, wie er glaubt, das Ghetto vor Schlimmerem bewahren wird. Er stellt ein Kalkül auf, das dem der Deutschen entspricht, indem er die Opfer zu Mitschuldigen an ihrer eigenen Liquidierung macht, was aus Chaim Rumkowski zweifellos einen Mittäter werden lässt.

Gerade dieses Kalkül trägt wahrscheinlich dazu bei, dass das Ghetto in Łódź, als einziges Ghetto im von den Nazis besetzten Polen, am 2. August 1944 nicht liquidiert ist, als die sowjetische Armee hundertzwanzig Kilometer entfernt steht und eine Form von Überleben vorstellbar wird.

Kann man sagen, dass Chaim Rumkowski seine Seele opfert, um das Leben des Ghettos zu retten?

Kann man sagen, dass er einen Pakt mit dem Teufel schliesst?

Vieles dieser Art wurde über die jüdischen Vorsteher gesagt, die auf diese Weise am Aussortieren und an der Deportation ihrer eigenen Leute und damit an der Demütigung und Liquidierung der Juden mitgewirkt haben. Vielfach hiess es, sie hätten sich weigern sollen, sie hätten Widerstand leisten müssen (so wie schliesslich in Warschau, als alles ohnehin zu Ende war), sie hätten sich lieber umbringen lassen sollen, als sich zu Mittätern machen zu lassen. Hannah Arendt bezeichnet ihr Handeln «als das dunkelste Kapitel dieser dunklen Geschichte». Primo Levi schreibt über Chaim Rumkowski, «hätte er seine eigene Tragödie überlebt, und die Tragödie des Ghettos, das er *vergiftete* [tatsächlich schreibt Levi das], hätte ihn kein Tribunal freisprechen können, insbesondere nicht auf der moralischen Ebene».

Primo Levi gehört zu den wenigen, von denen ich meine, sie haben ein Recht, etwas über die Moral Chaim Rumkowskis zu sagen. Er verwahrt sich von vornherein gegen das Unfassbare der moralischen Herausforderung, der sich Rumkowski gegenüber sieht. Die mildernden Umstände. Widerstand zu leisten gegen die systematische Herabsetzung und Erniedrigung ihrer Opfer durch die Nazis, «hätte eines solideren moralischen Rüstzeugs bedurft, als es Chaim Rumkowski, dem Kaufmann aus Łódź, und seiner ganzen Generation zur Verfügung stand», schreibt Primo Levi.

Primo Levi schreibt dies 1986, in seinem letzten Buch, bevor er höchstwahrscheinlich Selbstmord begeht, und fragt, wie wir andere an Rumkowskis Stelle gehandelt hätten. Was würden die heutigen Europäer tun, müssten sie Rumkowskis Platz einnehmen. Er bezeichnet diese Frage als noch immer beunruhigend und wichtig. Von Rumkowskis Geschichte geht etwas Bedrohliches aus. In Rumkowskis Ambivalenz erkennt Levi die Ambivalenz unserer westlichen Zivilisation, «das Hinabsteigen in die Hölle zum Klang von Pauken und Trompeten». Genau wie Rumkowski sind wir «so bereit [...], uns der Macht anzupassen, dass wir vergessen: wir alle befinden uns in einem Ghetto. Dass das Ghetto von einer Mauer zerniert wird, dass jenseits der Ghetto-Mauern der Fürst des Todes mauert und dass ganz in der Nähe auf uns alle der Zug wartet.»

Primo Levi schreibt nicht, was er meint.

Vielleicht gibt er nur seiner zunehmenden Ohnmacht angesichts des Vergessens und der Gleichgültigkeit Ausdruck. Die Ohnmacht jener, die die Hölle auf Erden erlebt haben, aber keine Worte für sie finden und die Nachwelt erst recht nicht davon überzeugen können, dass sich die Hölle mitten unter uns befindet.

Jene Ohnmacht, die mit der Zeit auch deine werden wird.

Nein, es ist zu früh, um über deine Ohnmacht zu berichten.

Im September 1942 sieht sich Chaim Rumkowski, der Vorsitzende des Ältestenrats im Ghetto von Łódź, vor eine Wahl gestellt, für die ich keine historische Entsprechung finde, und er fasst einen Beschluss, über den etwas zu sagen mir die Autorität und die Kompetenz fehlen. Ich sage daher nichts, ich stelle nur fest, dass es das Ghetto von Łódź im August 1944 noch gibt, während das Warschauer Ghetto liquidiert ist. Ich stelle nur fest, dass bis zum 25. August 1944 oder bis zum 21. August 1944, oder an welchem Tag Ende August 1944 du genau am Bahnhof in Radogoszcz den Zug mit den gedeckten Viehwagen besteigst (warum bestehe ich auf diese Daten?), die meisten Menschen in deiner nächsten Umgebung noch leben. Dein Vater Gershon ist tot und dein Bruder Salek und dein Bruder Marek, aber deine Mutter Hadassah lebt, und dein Bruder Natek und seine Frau Andzia und das junge, niedliche Mädchen aus Wohnung 3, in das du verliebt bist und das Hala und manchmal Halus oder Haiinka heisst, und ihre beiden Eltern Jakob und Rachel und ihre Schwestern Dorka, Bluma, Bronka und Sima und tatsächlich Dorkas Sohn, der fünf Jahre alt ist und das grosse Kinderopfer im September 1942 überlebt hat. Fünftausend Kinder unter zehn Jahren überleben im Ghetto das grosse Kinderopfer, weil man sie auf Dachböden und in der Fussbodenschüttung versteckt oder weil sie in Aborts versenkt oder von einem Ort zum anderen gebracht werden und, wie ich vermute, mit Hilfe von Kontakten zur jüdischen Polizei oder durch irgendeine Schacherei oder aus Glück.

Letztlich aus Glück, natürlich.

Hat euch Rumkowskis Teufelspakt so weit gebracht?

Wie auch immer, so weit, aber nicht weiter.

Im Juni 1944 kündigt der Teufel den Pakt.

Nein. Das tut er selbstverständlich nicht.

Es gibt keinen Pakt und selbstverständlich auch keinen Teufel. Ein Pakt hat seine Bedingungen. Der Teufel auch. Die Bedingungen eines Teufelpaktes sind verständlich. Im Łództer Ghetto sind sie willkürlich und zufällig und in Euphemismen formuliert, damit sie unverständlich bleiben.

Es gibt also einen neuen Euphemismus: *Verlagerung des Ghettos*. Es gibt einen Beschluss auf höchster Ebene, dass das ganze Ghetto liquidiert und dass alle Bewohner ermordet werden sollen. Keine Ausnahmen diesmal, kein Feilschen um den wirtschaftlichen Nutzen der Ghettofabriken, keine Kalkulationen über die Vorteile einer Versklavung der noch frischen, starken Juden im Vergleich zu ihrer Vernichtung. Noch nicht einmal die Illusion eines Paktes liegt hier vor. Am 16. Juni 1944 hält das Ghettotagebuch fest, dass der deutsche Kommandant des Ghettos, Amtsleiter Biebow, um fünf Uhr nachmittags in das Büro des fast siebzigjährigen Chaim Rumkowski gestürzt sei und seinen «Paktbruder» mit einem Faustschlag niedergestreckt habe. Man begreift nicht, warum. Rumkowski wird in das Krankenhaus des Ghettos gebracht, sagt jedoch nichts. Biebow muss dasselbe Krankenhaus aufsuchen, da er sich bei dem Schlag an der Hand verletzt hat. Am selben Tag hat Rumkowski eine weitere Bekanntmachung unterzeichnet, Nr. 416, über die «Freiwillige Registrierung zur Arbeit nach ausserhalb des Gettos». Überschrift, wie üblich in schweren Versalien: «ACHTUNG!»

Nein, man versteht nichts. Dieses Mal vielleicht noch nicht einmal Rumkowski.

Am 23. Juni 1944 werden die Transporte nach Chełmno wiederaufgenommen. Am 14. Juli 1944 beenden die Deutschen die Operation in Chełmno, weil sie befürchten, sie könnten von der heranrückenden Roten Armee auf frischer Tat ertappt werden.

Anfang August 1944 fährt der erste Zug von Łódź nach Auschwitz.

Ich weiss, dass ihr versucht, euch ebenfalls zu verstecken, weil die Bekanntmachungen immer drohender und die Euphemismen immer durchsichtiger werden.

Bekanntmachung von Hans Biebow am 7. August 1944: «Wenn ihr uns zwingt Gewalt einzusetzen, können Menschen verletzt oder verwundet werden.»

Bekanntmachung Nr. 426 vom 15. August 1944, unterzeichnet von Ch. Rumkowski: «Juden des Gettos!! Besinnt Euch!! Geht freiwillig zu den Transporten!»

Bekanntmachung Nr. 429 vom 25. August 1944, gezeichnet Geheime Staatspolizei: «Wer nach dem 25. August 1944 7.00 Uhr noch in den bereits evakuierten Gebieten [des Ghettos] angetroffen wird, WIRD MIT DEM TODE BESTRAFT.»

An einem dieser letzten Tage im August 1944, als die Gestapo-Patrouillen beginnen, Haus für Haus zu durchsuchen, und alle, die entdeckt werden, auf der Stelle erschiess, verlasst ihr euer Versteck, weil dort auch Säuglinge versteckt werden, die euch alle verraten können, und begeben euch zu der befohlenen Sammelstelle vor dem Zentralgefängnis in der Krawiecka (Schnei-

dergasse) 3. Ich weiss nicht genau, wer bei dieser letzten Wanderung durch die leeren Viertel des Ghettos dabei ist oder wie viele ihr seid und ob ihr freiwillig dorthin geht oder von der Gestapo «eskortiert» werdet, aber ich weiss, dass sich unter all denen, die sich an diesem Tag zum Weitertransport an einen unbekanntem Ort aufsammeln lassen, die letzten lebenden Verbindungen zur Welt befinden, wie sie einmal war, als du sie zu deiner machtest. Wäre die Zeit gerade an jenem Augusttag stehengeblieben, denke ich, und der Zug wäre nie in Radogoszcz abgefahren, und das Ghetto wäre nicht liquidiert, sondern von der Roten Armee befreit worden, die trotz allem nur hundertzwanzig Kilometer entfernt war, dann hätte deine Welt vielleicht wieder zum Leben erweckt werden können. Vielleicht hätte ich dann deine Reise im Duft eines langsam im Backofen schmurgelnden Fleischeintopfs in Mama Hadassahs Küche antreten können oder in der warmen Frühlingssonne, die auf die Blüten des Kirschbaums in Widawa scheint, wo du am 14. Mai 1923 geboren worden bist, oder im Lärm und Rauch der ziegelschweren Textilfabriken beim Technischen Gymnasium in Łódź, wo du im Herbst 1939 deine Ausbildung zum Textilingenieur beginnen solltest.

Oder vielleicht noch früher, im Widerschein all der Personen, Orte und Ereignisse, die deinem Leben vorausgegangen sind und die eine Bedeutung hatten für den, der du bist, und zu denen ich mich hätte durchsuchen können, durch das weit verzweigte Wurzelsystem aus Erinnerungen und Erzählungen, das mit den Menschen verwachsen ist, die dich auf dem Bahnhof Radogoszcz noch umgeben.

Du bist sechzehn Jahre alt, als die Deutschen in Łódź einmarschieren und ihr ins Ghetto gezwungen werdet und die Welt hinter dir verschlossen wird. Sechzehn Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines Menschen, und die ersten sechzehn Jahre sind vielleicht die wichtigsten, weil eben da aus uns jener Mensch wird, mit dem wir den Rest des Lebens verbringen müssen. In dieser Zeit werden unsere ersten Verbindungen zur Welt geknüpft, unsere stärksten Erfahrungen kommen zustande, und unsere tiefsten Erinnerungen nehmen Form an. Der Bericht über einen Menschen ist nicht vollständig ohne den Bericht seiner Entstehung, und in deinem Fall, darüber, zu wem er werden konnte, ehe die Welt, in der er entstanden ist, liquidiert wird.

Ich stelle mir vor, dass dort auf dem Bahnhof von Radogoszcz, ehe man euch befiehlt, über die schmalen Holzrampen hinaufzugehen zu der dunklen Öffnung in den gedeckten Güterwagen, jener Bericht noch immer möglich ist.

Ich weiss auch, dass dies nicht mehr der Fall ist, als die Güterwagen gefüllt und die Türen verschlossen sind und der Zug losfährt.

Vielleicht war er schon früher nicht möglich gewesen, vielleicht schon in jenen unbegreiflichen Tagen im September 1942, als die Alten und Kranken und Minderjährigen des Ghettos den Deutschen geopfert wurden, damit das Ghetto weiterleben konnte.

Vielleicht war die Welt, die es gab, bevor so etwas geschah, eine Welt, in der so etwas nicht geschehen konnte – und darum eine Welt, die es nicht mehr geben konnte.

Deshalb ist es dort auf dem Bahnhof von Radogoszcz vielleicht schon zu spät. Die wichtigsten Menschen in deiner Welt sind noch am Leben, sie warten noch mit ihren Koffern und Bündeln auf die Reise nach Nirgendwo, aber ihre Erzählungen sind bereits für immer verstummt.

Darüber weiss ich natürlich nichts. Ich stelle mir nur vor, dass es so sein könnte. Ich stelle mir vor, dass sich zwischen der Welt, wie sie gerade eben noch war und wie ihr sie gerade eben noch verstanden habt, und der Welt, wie sie geworden ist und wie sie keiner von euch verstehen kann oder will, ein Abgrund öffnet, der sich mit der Erinnerung nicht mehr überbrücken lässt.

Vielleicht irre ich mich. Vielleicht steht dort zwischen den Bündeln und Koffern ein noch lebendiger Stammbaum, der darauf wartet, dass jemand sein Blattwerk und sein Wurzelsystem erforscht. Wie hiessen deine Grosseltern väterlicherseits und mütterlicherseits? Wie sahen sie aus? Was taten sie? Woher kamen sie? Wer waren deine Onkel und Tanten väterlicherseits und mütterlicherseits? Hatten sie Kosenamen, so wie bei Primo Levi, wo sie alle irgendwie *Barba* und *Magna* heissen und wo die Namensfäden zurücklaufen bis zu Napoleon, da es dort auf mütterlicher Seite einen Onkel Bonaparte gibt, den man Barbapartin nennt und der wie all die Barbas und Magnas in der Familiengeschichte Primo Levis einen Charakterzug und einen Namen besitzt, der sich mit seinem eigenen Namen verbindet? Barbapartin scheidet aus der Familie aus, weil er seine Frau nicht erträgt und sich deshalb taufen lässt und Mönch wird und als Missionar nach China verschwindet. Ich lese Primo Levi mit Neid und erkenne,

dass ich aus vielen Gründen niemals eine Erzählung werde schreiben können wie er.

Selbstverständlich kenne ich deinen Kosennamen. Du wirst Dadek genannt. Ihr seid vier Brüder, und ihr habt alle Kosennamen. Dadek ist ein polnischer Kosennamen für David, Natek für Naftali, Marek für Mayer und Salek für Israel. Auf Polnisch und Jiddisch und vermutlich auch auf Italienisch kann man leicht Kosennamen bilden. Sie liegen auf der Zunge und drängen darauf, dass man sie ausspricht. Es ist fast eine sprachliche Selbstverständlichkeit, mit einem weichen Diminutiv den Namen eines Freundes oder einer nahestehenden Person um einen Ton der Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit zu bereichern.

Dadek, Natek, Marek, Salek.

Auf dem Bahnhof von Radogoszcz sind Dadek und Natek noch am Leben. Dort lebt Hadassah noch. Dort leben Jankale und Rachela aus der Wohnung Nummer 3. Dort leben Dorkale und Bronkale und Blumale und Simale und Halüs oder Haiinka. Dort lebt Obadja noch, dessen Kosennamen ich nicht kenne. Dort leben Menschen aus deiner Welt, deren Namen ich nicht kenne, und erst recht nicht ihre Kosennamen.

Bald aber seid ihr alle in den Zug gestiegen, und die Türen wurden geschlossen, und alles Nachdenken darüber, was man dort und damals noch hätte berichten können, verliert auch seine theoretische Existenzberechtigung. Als der Zug abgefahren ist, weiss ich ganz sicher, dass ich genau hier deine Reise beginnen muss.

Ich versuche, sie früher beginnen zu lassen, aber es misslingt mir.

Das Ghetto ist umgeben von einer Mauer, an der ich mich nicht vorbeidrängen kann. Eine Mauer aus Dunkelheit und Schweigen. Fast überhaupt keine Bruchstücke.

Weder jetzt noch später.

## *Das Karussell*

Im Frühjahr 1943 schreibt Czeslaw Milosz über das Karussell im Krasinski-park in Warschau. Es ist ein häufig beschriebenes, bekanntes Karussell. Im Frühjahr 1943 kann man vom Karussell im Krasinski-park aus sehen und hören, wie das Warschauer Ghetto liquidiert wird. Das Karussell hält nicht an, als das Ghetto liquidiert wird. Auch die Musik spielt weiter. Die Liquidierung des Warschauer Ghettos wird begleitet von der Musik und dem Gelächter eines Karussells, das in einem Park unmittelbar vor seinen Mauern steht. Es ist in den Tagen nach Ostern, die letzten Juden des Ghettos haben mit ihrem Aufstand begonnen, und die deutschen Soldaten brennen Haus um Haus nieder, und die Menschen, die sich auf dem Karussell im Krasinski-park im Kreis drehen, freuen sich über den Frühling und die Wärme, während die letzten Juden im Ghetto vor ihren Augen liquidiert werden.

Der Wind trieb zuweilen schwarze  
Drachen von brennenden Häusern,  
Die Schaukelnden fingen die Flocken  
Im Fluge aus ihren Gondeln.  
Der Wind von den brennenden Häusern  
Blies in die Kleider der Mädchen,

Die fröhliche Menge lachte  
Am schönen Warschauer Sonntag.

Nichts Neues natürlich, dass Menschen leben können, als wäre nichts geschehen, selbst wenn um sie herum die furchtbarsten Dinge geschehen. In allen Kriegen, auch den grausamsten, auch unmittelbar neben den Schlachtfeldern, versuchen Menschen zu leben, als wäre nichts geschehen; eine genussvolle Mahlzeit, eine Nacht Schlaf, ein funktionierender Magen, ein herzliches Lachen, ein Augenblick Vergessen. Das geht nicht immer, und es gelingt nicht allen, aber das Leben endet nicht in der Nähe des Todes. Vor allem dort nicht. In der Nähe des Todes kann das Leben selbst das Einzige sein, was noch irgendeinen Wert besitzt. In dem grossen Tagebuch aus dem Łódźer Ghetto wechseln sich die Aufzeichnungen über Todestransporte, Erschiessungen und Selbstmorde ab mit Notizen über grünendes Gras und flatternde Schmetterlinge und Menschen, die an einem warmen Frühlingssonntag ins Freie strömen.

Am Freitag, dem 23. April 1943, wird im Ghetto von Łódź der erste Storch gesichtet, und in Warschau dreht sich im Krasiński-park das Karussell.

Während in Warschau das Ghetto brennt und das Ghetto in Łódź seine Kinder ausliefert und die Gaswagen in Chełmno ihre Laderäume lüften, herrscht an jenem Ort, an dem der Mann, der in Radogoszcz den Zug besteigt, später aussteigen wird, um sein

Leben von vorne zu beginnen, fieberhafte Bautätigkeit. «Stattliche Kiefern, um deren Kronen jahrzehntelang die Meereswinde wehten, fallen nun der Axt der Waldarbeiter zum Opfer», berichtet die Lokalzeitung über die Errichtung eines neuen Stadtteils im Gebiet von Näs, unterhalb des ziegelroten Bahnhofs Södertälje Södra, wo die grossen Züge auf ihrem Weg aus der Welt und in die Welt stets einen kurzen Aufenthalt einlegen.

Die Welt brennt, und in der kleinen Stadt Södertälje, in dem kleinen Land Schweden, baut man Häuser und Lastwagen wie nie zuvor. Ja, vielleicht nicht so sehr Lastwagen als vielmehr gepanzerte Fahrzeuge und Panzer. Die Produktion des Schützenpanzerwagens SKP m/42, wobei S für Scania-Vabis, K für Karosse und P für Panzer steht, kommt Ende 1943 in Gang, und die Produktion der Sturmhaubitze SAV m/43, die aus einem auf ein Panzerchassis montiertem Geschütz besteht, beginnt im März 1944. Das Chassis stammt von einem tschechischen Panzer, den Scania-Vabis mit einer Lizenz von Hitlers Deutschland baut, nachdem Hitlers Deutschland die Tschechoslowakei besetzt, die Panzerfabrik im eigenen Interesse mit Beschlag belegt und die Panzerlieferungen nach Schweden gestoppt hatte.

Was soll man dazu sagen? Des einen Tod, des anderen Brot?

Nein, das ist zu hart, auch wenn ich weiss, dass manche so denken. Die brennende Welt befindet sich ausserhalb der Sichtweite der Menschen, die zufällig hier leben. Sie brauchen den Kopf nicht wegzudrehen, um nichts sehen zu müssen. In ihrer Welt brennen im Nachbarviertel keine Häuser, und hinter dem

Karussell werden keine Nachbarn liquidiert. Sie können sich nach diesem Sommer einen weiteren Sommer vorstellen und noch einen Sommer, und sie können fühlen, wie der Meereswind vom Strandbad ihre Gesichter streichelt, und das Echo der Axt-hiebe zwischen den Kiefern hören, und sie können sich darüber freuen, dass immer mehr Häuser gebaut werden müssen für die immer zahlreicher werdenden Menschen, die in die kleine Stadt kommen, um Panzerfahrzeuge zu bauen, nach denen eine brennende Welt verlangt. Und wenig später die Lastwagen, die eine ausgebrannte Welt bald verlangen wird. An einem Ort wie diesem kann die Welt bleiben, was sie immer gewesen ist, und gleichzeitig besser erbaut werden, als sie jemals war. Die neuen Häuser, die auf der Rodungsfläche unterhalb des Bahnhofs emporwachsen, verfügen alle über mit Waschmaschinen und elektrischen Mangeln ausgerüstete Waschküchen, und die neuen Wohnungen haben alle Zentralheizung und Bad und Küche oder Kochnische, und zwischen der Küche und der Diele eine platzsparende Schiebetür aus furniertem Holz. Leider hat sich die Installation von Heizkörpern und Spülbecken im Häuserblock «Gondolen» aufgrund von Materialmangel, Transportproblemen und Einberufungen verzögert. An ein und demselben Tag werden in der Firma von Ingenieur E. Edoff, der sowohl für die Wohnungsbaugesellschaft HSB wie in eigener Regie Häuser baut, zwölf Arbeiter eingezogen, «und da können Sie sich vorstellen, welche Auswirkungen das hat».

Auch für den Materialmangel haben wir Verständnis, trotz allem findet dort draussen ein Krieg statt, und die Transportprobleme lassen sich damit erklären, dass auch Lastwagen einberufen

werden. Aber die Zuversicht ist gross, und der Bezug des Häuserblocks «Gondolen» findet wie geplant zu Jahresbeginn 1944 statt. In der kleinen Stadt mit der grossen Fabrik herrscht Hochkonjunktur, und es gibt weit mehr Arbeitsgelegenheiten als Wohnungen, und unterhalb des Bahnhofs wird nicht nur ein neuer Stadtteil errichtet, es handelt sich geradezu um eine neue Citybildung.

Ja, so sagt man, Citybildung. Noch ein wenig ungewohnt, aber allmählich passt sich die Sprache dem neuen Frontverlauf an. Die Häuser in dieser neuen Citybildung verfügen über zwei Treppenhäuser und drei Stockwerke, sie sind länglich und schmal, werden aber allgemein als Hochhäuser bezeichnet. Häuser mit mehr als zwei Stockwerken sind Zeichen einer neuen Zeit, was durch das Wort Hochhaus hervorgehoben wird. Auch Pläne für einen Wolkenkratzer in diesem Gebiet gibt es, das heisst für ein Mehrfamilienhaus mit acht Stockwerken, was die hochgesteckten Ziele der Citybildung erkennen lässt. Zu diesen Zielen gehört, dass die «Entfernung der Häuser zueinander gleichwohl Helligkeit und angenehmes Wohnen» garantiert. Zwar muss ein geplanter Park weiteren Hochhäusern weichen, aber wer braucht schon einen Park, wenn dort, wo die Citybildung endet, der Wald beginnt.

Im Sommer 1943 wird die Hauptstrasse zwischen den emporwachsenden Hochhausreihen fertiggestellt. Auch hier grosse Ambitionen. Auf beiden Seiten der neun Meter breiten Fahrbahn ein zwei Meter breites Trottoir und ein zwei Meter breiter Fahrradweg, das Trottoir natürlich hinter dem Fahrradweg. Ausserdem zwischen Fahrradweg und Fahrbahn ein zwei Meter breiter,

mit Gras bewachsener und Ebereschen beplanzter Schutzstreifen. Bezüglich der Fahrbahn musste der planerische Ehrgeiz wegen des Krieges und des damit zusammenhängenden Mangels an Asphalt ein wenig zurückgeschraubt werden, man muss sich mit Pflastersteinen begnügen. Die Pflastersteine wurden der Stadt kostenlos aus staatlichen Beständen zur Verfügung gestellt, aber ihr Transport ist kostspieliger als gedacht, die Pflasterarbeiten sind aufwendiger, und die Pflasterung passt ganz einfach nicht zu einer Citybildung neuesten Zuschnitts. Pflaster verursacht beim Kontakt mit Autoreifen grösseren Lärm und käme unter normalen Umständen nicht in Frage, aber die Umstände sind nicht normal, und auch die Fahrradwege werden gepflastert, denn man rechnet mit starkem Fahrradverkehr, insbesondere im Sommer, wenn die Fahrradkarawanen zum STRANDBAD die neue Strasse durch die City-bildung nehmen dürften. Zwischen der Citybildung und dem Strandbad soll der Eindruck eines Parkwegs so weit wie möglich erhalten bleiben, steht in den Plänen. Das heisst, zwischen der Bahnstrecke und den Fabrikbetrieben am Aussenhafen soll ein Waldstreifen bewahrt werden, aber die Pläne für die Citybildung im Gebiet von Näs sind bis auf Weiteres ebenso wechselhaft und bisweilen unwirklich wie die Berichte von diesem Krieg, der irgendwo dort draussen stattfinden soll. Die Pläne für die Citybildung und die Kriegsberichte werden in der Lokalzeitung, der *Länstidning*, vorzugsweise Seite an Seite publiziert, was ein wenig an das grosse Tagebuch des Ghetos von Łódź erinnert, in dem sich Notizen von der Ankunft des Storches mit Notizen über die Auslieferung von Kindern abwechseln.

Am 22. Oktober 1943 meldet die *Länstidning* auf Seite eins, dass die lebhafteste Bautätigkeit in Näs die Frage nach einer neuen Grundschule aktuell werden lässt. Ich lese das mit Interesse, da hier meine Zukunft aktuell wird. Auf derselben ersten Seite, eine Spalte weiter, sind die restlichen holländischen Juden gefangen genommen und «in das Konzentrationslager Westerborg gebracht» worden. Das Lager heisst eigentlich Westerbork, und diejenigen, die man dorthin gebracht hat, werden per Zug bald weiter zu den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau transportiert, das aber steht nicht in der Zeitung. Hingegen steht dort, die neue Grundschule solle auf einer Anhöhe in Baltic, in der Nähe der Zentrifugenfabrik, angesiedelt werden, wo es Platz für einen «recht grosszügig bemessenen Schulhof» gebe. Am 12. Januar 1944 wird gemeldet, dass auch eine neue Sonntagsschule und ein Kindergarten für diesen «hastig entstandenen Stadtteil» geplant werden – und in der Spalte daneben, dass die Russen mit dem Sturm auf die Krim begonnen haben und dass hohe italienische Faschistenführer, unter ihnen Graf Ciano (Abbildung), in Verona in einem Gefängnishof hingerichtet wurden.

Ich bin verblüfft, wie ungezwungen die Welten auf diesen ersten Seiten miteinander auskommen; die kleine und die grosse, die Axthiebe und der Weltbrand, das Überleben und der Untergang, das Selbstverständliche und das Unfassbare. Mich erstaunt auch, wie viel des Unfassbaren tatsächlich gemeldet wird, bisweilen sogar mit schwarzen Rubriken über die ganze erste Seite. Am 12. November 1942 wird dreispaltig gemeldet, dass in Polen eine Million Juden «umgekommen» sind. Der eigentliche Text ist kurz

und lakonisch, Quelle ist die polnische Exilregierung in London, und man erhält keine Erklärung, wie und warum plötzlich ein Drittel der jüdischen Bevölkerung Polens umgekommen ist, dennoch muss festgestellt werden, dass auch Meldungen über das Unfassbare in die kleine Stadt mit der grossen Lastwagenfabrik gelangen. In der nächsten Spalte wird daran erinnert, dass die Stimmzettel für die Wahl der Lucia des Jahres 1942 für Södertälje spätestens um neun Uhr abends abgegeben sein müssen und dass die Kandidatinnen um halb acht Uhr vorgestellt werden, «was für diejenigen von Interesse sein dürfte, die die sieben jungen Damen vor dem Ausfüllen der Stimmzettel sehen möchten».

Am 8. Mai 1943 wird notiert, dass Södertälje sich «als Sommerstadt behauptet» und dass die Pensionen von Juni bis August nahezu ausgebucht sind, und zwei Wochen später, am 22. Mai 1943, können frühe Pensionsgäste in derselben Zeitung lesen, dass sich «über dem Kriegsgetümmel als entsetzliches Zeichen der Barbarei die letzten Schritte der deutschen Judenverfolgung abzeichnen. In Warschau wurden die jüdischen Stadtteile mit Brandbomben bombardiert und die Löscharbeiten durch Einstellung der Wasserversorgung behindert. [...] Nach selbstverständlich nicht überprüfbaren Angaben sollen in Polen zwei Millionen Juden getötet worden sein.»

Juden gehören in Södertälje zweifellos nicht zum Alltag, und es ist nicht sicher, dass ein Einwohner, der im Frühsommer 1943 von zwei Millionen getöteten Juden liest, in seinem Leben jemals einem leibhaftigen Juden begegnet ist. In der kleinen Stadt mit der geplanten Citybildung leben sechzehntausend Men-

schen, insgesamt befinden sich zu der Zeit in diesem ganzen kleinen Land achttausend Juden, und Angaben darüber, dass sich gerade hier besonders viele niedergelassen hätten, liegen nicht vor. Auch Ausländer gibt es hier schliesslich kaum. Als Södertälje in Zusammenhang mit der nationalen Ausländerzählung im Februar 1939 seine Ausländer zählt, kommt man auf ungefähr fünfzig. Dass «bloss vier Personen jüdischer Herkunft [sind]», wird mit einer gewissen Verwunderung oder vielleicht auch Erleichterung auf der ersten Seite der Lokalzeitung gemeldet (aber immerhin gemeldet). Die Erleichterung ist nicht so offensichtlich, aber in der Lokalzeitung war bis dahin wenig Positives über Personen «jüdischer Herkunft» zu lesen. Auch nicht über Personen, die man als «Zigeuner» bezeichnet. Einen Monat nach der Ausländerzählung wird am 22. März 1939 wie selbstverständlich notiert: «Zigeuner zog Messer auf dem Tvetavägen.» Messerziehen sei ein normaler Zeitvertreib von Zigeunern, lernt man in der Lokalzeitung. Am 5. Dezember 1941 wird berichtet, dass «der wegen Messerdelikten seit Juni gesuchte Messerstecher, der Zigeuner Torvald Lindgren, endlich gefasst wurde». Zigeuner und Juden sind Personen, gegenüber denen die Bewohner der kleinen Stadt im Lauf der Jahre Angst und Widerwillen zu entwickeln gelernt haben. Juden ziehen keine Messer, sondern schleichen vorzugsweise auf dem Land herum und schwatzen gutgläubigen Hausfrauen gefälschte Waren zu Wucherpreisen auf. «Nehmen Sie sich in Acht vor den Stoffjuden!», warnt die *Länstidning* am 2. Juli 1941 auf der ersten Seite. Inwieweit Stoffjuden überhaupt

Juden sind, bleibt unklar. Im Artikel selbst wird nur ein «Wanderverkäufer fremder Herkunft» erwähnt, dessen Vergehen darin bestehen soll, einen Anzugstoff im Wert von 75 bis 90 Kronen für 170 Kronen verkauft zu haben. Eigentlich ist ungeklärt, ob es sich überhaupt um eine Straftat im juristischen Sinn handelt, aber das ist auch nicht das Hauptanliegen. Das Hauptanliegen besteht darin, die Leser, die Angehörige eines Volkes sind, «das normalerweise ziemlich verschlossen und wortkarg ist», davor zu warnen, fremden Menschen Zutritt zu ihren Häusern zu gewähren und deren Suada «über alle Ufer treten zu lassen». Im selben Artikel wird erwähnt, dass ein «Anzugjude», der sich kurz zuvor in der Gegend betätigt habe, «seine Kunden mit einem mitgeführten Vorrat an Schnaps erfrischt hatte», um anschliessend «ganz frech» die Wirkung dieser Erfrischung auszunutzen. Als die Berichte aus der Welt über ermordete Juden zunehmen, geht die Zahl der Berichte über auf dem Land umherschleichende Juden zurück, was aber nicht verhindert, dass die *Länstidning* am 6. Dezember 1944 auf der ersten Seite die Geschichte des «smarten Kleiderjuden» berichtet, der aus Bettlaken Regenmäntel hergestellt hatte.

Anzunehmen, die Feststellung, es gebe «bloss vier Personen jüdischer Herkunft», könnte Ausdruck einer gewissen Erleichterung gewesen sein, dürfte also nicht ganz abwegig sein. Vor allem deshalb nicht, weil die Lokalzeitung gerade in diesem Punkt eine Vergangenheit hat. In den zwanziger Jahren, als die *Stockholms Läns & Södertälje Tidning* noch zwei miteinander konkurrierende Zeitungen mit den Namen *Stockholms Läns Tidning*

und *Södertälje Tidning* sind, hat die *Södertälje Tidning* einige Jahre lang einen Chefredakteur mit verbissenen Ansichten über Juden. Sein Name ist Elof Eriksson, und er ist fest davon überzeugt, dass die Juden die Welt regieren. Ja, sogar *Södertälje*, muss man vermuten, selbst wenn es zu diesem Zeitpunkt kaum möglich ist, in dieser kleinen Stadt auch nur eine einzige Person «jüdischer Herkunft» zu finden, und obwohl die Sorge um *Södertälje* nicht zu den vordringlichsten Interessen Elof Erikssons gehört. Elof Eriksson hat vor allem eine feste Meinung zur «unerträglichen Parteityrannei» und zu «all den verantwortungslosen, dunklen Kräften, die im eigenen Interesse nach der Auflösung der Nation streben». In einer redaktionellen Programmerkklärung für das Jahr 1923 verbindet die Zeitung starke Hoffnungen mit Italien, «wo eine starke nationale Volksbewegung – der Faschismus – das Land von dem schweren Joch befreit hat, mit dem die Parteiherrn die Schultern des Volkes belasteten».

Am Morgen des 22. November 1922 können die Einwohner von *Södertälje* in ihrer Zeitung lesen, es existiere «eine geheime Macht, eine Weltregierung, die über die Völker und Regierungen hinweg die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Welt bestimmt und lenkt».

Am 15. September 1924 bezeichnet es die *Södertälje Tidning* als «unwiderlegbares Faktum, dass die Geschehnisse der Welt heute im Grossen und Ganzen vom jüdischen Volk bestimmt werden, welches das Kapital und seine Tätigkeit dirigiert und kontrolliert, während es zugleich die politischen und sozialen, darunter auch die rein revolutionären und ‚antikapitalistischen‘ Volksbewegungen auf unsichtbare Weise lenkt».

Elof Eriksson hat unverkennbar Respekt vor der Macht der Juden und weist darauf hin, dass «Völker, die der jüdischen Herrschaft mit verzweifeltten Massnahmen wie Pogromen oder Rassenverfolgungen entgegentraten, Opfer bössartiger Heimsuchungen geworden sind [...] während [...] Nationen, die die Juden ‚gut‘ behandelten, von jenen schweren Unglücken, wie sie die antisemitischen Völker betrafen, verschont blieben». Bei den auf diese Weise so hart getroffenen antisemitischen Völkern handelt es sich um die Russen, die Deutschen, die Ungarn und die Polen. Über die Polen erfahren die Leser der *Södertälje Tidning* am Luciafest (dem 13. Dezember) 1922, dass sie aus irgendwelchen Gründen einen «Judenpräsidenten» gewählt haben, gegen den sich die antisemitischen Massen jedoch «im Kampf für den rassereinen Charakter der polnischen Republik» mutig erhoben hätten. Gabriel Narutowicz ist zwar kein Jude, aber er ist Atheist und Liberaler und wurde mit Hilfe von «Juden, Deutschen und Ukrainern» zum ersten Präsidenten des freien Polen gewählt, was der Grund dafür ist, dass er nach fünf Tagen an der Macht von einem aufrechten Faschisten ermordet wird. Von diesem «Ausdruck der antisemitischen Nationalistenbewegung» kann man am 18. Dezember 1922 in der *Södertälje Tidning* lesen, wo die Leser im Übrigen auch daran erinnert werden, dass es Zeit ist zur Erneuerung des Jahresabonnements zum Preis von lediglich sechs Kronen für «eine freie, unabhängige Zeitung, die selbständig die Wahrheit in alle Richtungen sagt».

Ich beobachte die Wahrheiten der Zeitungen im neuen Jahr. Am 9. November 1923 wird mit Befriedigung mitgeteilt, dass Adolf Hitler in einem Münchner Wirtshaus die nationale Dikta-

tur ausgerufen hat, und drei Tage später, dass die Hitler'sehe Revolution durch einen «Judaskuss» verraten wurde. In den Sommermonaten veröffentlicht die Zeitung auf der ersten Seite eine Liste «angemeldeter Badegäste» mit Namen, Titel und Heimort. Am 14. Juli 1924 stehen auf dieser Liste unter anderem Direktor Carl Gullberg mit Frau aus Gävle, Staatsmakler W. Doysk aus Stockholm, Fräulein Margareta Setréus aus Södertälje und Frau Beda Vählin aus Lidingö.

Ich versuche zu begreifen, was mit «angemeldeten Gästen» gemeint sein könnte und warum ihre Namen auf der ersten Seite veröffentlicht werden. Ausserdem versuche ich zu verstehen, was Elof Eriksson in Södertälje zu suchen hat. Wohnt er in der Stadt? Wo in diesem Fall? Geht er im Sommer im Park des Badehauses spazieren und zieht vor den angemeldeten Badegästen den Hut, wenn sie in ihren Leinenanzügen und Sommerkleidern vorüberflänieren? Fährt er an einem Sommersonntag vielleicht sogar mit dem Fahrrad hinaus nach Näs zum Strandbad, sitzt unter einem Sonnenschirm und sieht den Schiffen zu, die draussen in der Bucht auf ihrem Weg in die und aus der Welt vorbeifahren? Interessiert er sich auch nur im Geringsten für den wiedereröffneten Kanal, vierundzwanzig Meter breit und sechs Meter tief, der auf Höhe des nördlichen Teils des Weidelands von Näs unter einer neu eingeweihten doppelgleisigen Eisenbahnbrücke verläuft, mit einer Durchfahrtshöhe von sechsundzwanzig Metern und einer sechsundzwanzig Meter breiten Brückenklappe, die für Schiffe geöffnet werden kann, die Södertälje in dieser Grösse bisher nie gesehen hat?

Kurz gesagt, interessiert er sich für den Ort? Soweit ich sehen kann, schreibt er nicht sehr viel über ihn. Zwar kann man nicht erkennen, von wem in der *Södertälje Tidning* welcher Artikel stammt, da sie nicht signiert sind, aber Elof Erikssons Fixierung auf Kräfte weit jenseits des Horizonts des Strandbads, des Kanals und der Eisenbahnbrücke dürften seine Feder vermutlich zunehmend stärker in Anspruch genommen haben. Schon im September 1925 verlässt er die *Södertälje Tidning* und damit vermutlich auch Södertälje, falls er jemals dort gewohnt hat, und gründet die *Nation*, die in Stockholm erscheint und Schwedens rüdeste anti-jüdische Publikation sein wird. Während des Krieges geht Elof Eriksson nach Nazideutschland, hält Vorträge über die jüdische Weltherrschaft und veröffentlicht in deutscher Sprache Bücher über die Machtstellung der Juden in Schweden, und für den Fall, dass die Deutschen beschliessen sollten, Schweden zu besetzen, kann Elof Eriksson sie mit detaillierten Listen der Juden versehen, die dort ansässig sind.

In Södertälje, wie gesagt, nicht viele.

Andererseits hat Södertälje nichts mit Elof Erikssons Anliegen zu tun. Södertälje liegt nur zufällig auf Elof Erikssons Weg.

Genau wie Södertälje im August 1947 zufällig auf David Rosenbergs Weg liegt.

Vielleicht ist es angebracht, etwas darüber zu sagen. Über die Eigenschaft der Stadt, auf dem Weg zu liegen. Das ist eine lange

Geschichte, die zurückreicht bis in die Wikingerzeit, und daher stimmt es nicht ganz, dass dem ORT die Geschichte fehlt. Die Citybildung unterhalb des Bahnhofs findet auf historischem Ödland, aber nicht in einem historischen Leerraum statt. Die neue Citybildung liegt dort wegen des neuen Bahnhofs, und der liegt wegen der neuen Eisenbahnbrücke dort, und die neue Eisenbahnbrücke steht, wo sie steht, weil Södertälje seit der Wikingerzeit an einer Durchfahrtsstelle liegt, das heisst auf dem Weg irgendwo anders hin.

Eigentlich ist das keine schlechte Sache, an einer Stelle zu liegen, an der Menschen auf ihrem Weg woandershin vorüberkommen. Die Wikinger, oder wie man nun jene Menschen nennen soll, die hier vor tausend Jahren vorüberkamen, passierten den Ort auf ihrem Weg von Konstantinopel nach Birka oder von Sigtuna nach Nowgorod oder ganz allgemein auf dem Weg zwischen Ostsee und Mälarsee. Genau an dieser Stelle hatte es ursprünglich einen flachen Wasserweg zwischen beiden gegeben, und auch nachdem die Landhebung den Mälarsee in einen Binnensee und den Wasserweg in eine Landenge verwandelt hatte, gewannen die Wikinger Zeit, wenn sie ihre kiellosen Boote auf Rollstöcken über den Platz zogen, der erstmals als Telge in einer Reiseschilderung des Klerikers Adam von Bremen erwähnt wurde, der um 1070 auf dem Weg von Skara nach Sigtuna hier vorübergekommen zu sein scheint. Vielleicht schlugen seine Begleiter hier ihr Nachtlager auf, und vielleicht hatte er Gelegenheit, die wenigen Menschen zu beobachten, die hier wohnten, und vielleicht trugen sie zu Adam von Bremens angenehmen Er-

innerungen an die schwedische Gastfreundschaft bei: «Gastlichkeit zeichnet, obwohl alle Hyperboreer durch dieselbe hervorragen, doch besonders unsere Schweden aus, für die es nichts Schmähhcheres gibt, als den Durchreisenden Gastfreundschaft zu verweigern, so dass sie darüber mit einander in Eifer und Wettstreit geraten, wer es wert sei, einen Gast aufzunehmen. Diesem gewährt der Wirt dann alle Rechte der Menschenfreundlichkeit und führt ihn, so viele Tage er dort verweilen will, immer wechselnd in den einzelnen Häusern umher zu seinen Freunden. Das sind die Vorzüge, welche jene in ihren Sitten haben.»

Dennoch zweifelhaft, ob Adam von Bremen gerade solche Eindrücke auf seinem Weg durch Telge sammelte, weil die wenigen Menschen, die dort lebten, sich höchstwahrscheinlich von jenen ernährten, die vorüberkamen, und vielleicht sogar miteinander konkurrierten, um einen Vorteil zu haben, und vermutlich hatten sie wenig Anlass, engere Freundschaftsbande zu knüpfen mit Menschen, die schliesslich trotz allem nur in der Absicht zu ihnen gekommen waren, an ihnen vorbeizuziehen.

Zugleich eine schwierige Position, Durchreisestation zu sein. Die Durchreise kann wichtiger sein als die Station. Das grösste Interesse des Ortes kann sein, dass man durch ihn hindurchreist, seine grösste Angst, dass niemand mehr durchreist und damit die Existenz des Ortes in Frage gestellt ist.

Natürlich nicht ungewöhnlich, dass Orte ihre Existenzberechtigung aus ihrer Lage beziehen, jeder Ort, der um eine Eisenbahnstation herum entstanden ist, kennt das, und es ist auch nicht ungewöhnlich, dass solche Orte verkümmern, wenn der Durch-

gangsverkehr sich andere Wege sucht; wenn eine Wasserstrasse austrocknet oder eine Eisenbahnstrecke verlegt oder eine neue Autobahn gebaut wird oder neue Verkehrsmittel aufkommen oder das Bedürfnis selbst, vom einen Ort zum anderen zu reisen, nachlässt oder ganz verschwindet. Ausserdem kommt es nicht selten vor, dass diejenigen, die häufig durch ein und denselben Ort kommen, sich für seine Hauptpersonen und die anderen, die Zeugen ihrer Durchreise sind, für Randfiguren halten. Vielleicht entwickeln sie mit der Zeit sogar Vorurteile gegenüber Menschen, die es vorziehen, an einem Ort zu bleiben, durch den sie selbst so ungehindert wie möglich durchreisen möchten; sie halten sie für weniger gewandt, weniger unternehmungslustig, für etwas langsamer, im schlimmsten Falle für etwas dümmer. Menschen und Orte, die dadurch geformt werden, dass man sie ständig im Vorübergehen sieht, können aus denselben Gründen zur Erkenntnis gelangen, dass sie selbst nicht mehr so viel wert sind.

Telge kam als Durchreiseort zustande und wurde von den Schwierigkeiten geformt, jahrhundertlang Durchreiseort gewesen zu sein. Als die schmale Landzunge breiter wird und die Schiffe grösser werden und als sich die Durchreisenden für den längeren, aber besser befahrbaren Wasserweg am schnell wachsenden Emporkömmling Stockholm vorbei entscheiden, entsteht infolgedessen der Traum vom Kanal.

Als der Södertälje-Kanal schliesslich angelegt und dann im Oktober 1819 eingeweiht wird und kleinere Schiffe nach einer Un-

terbrechung von ungefähr tausend Jahren auf dem Wasserweg zwischen Ostsee und Mälarsee wieder durch Södertälje fahren, ist die Situation eine andere. Der Kanalbau ist ein Kind der Zeit, und ein Kanal durch Södertälje erhält den Rang einer reichswichtigen Angelegenheit. Für Södertälje jedoch ist dieser Kanal kein selbstverständlicher Schlüssel zu Wohlstand und Neubeginn.

Eigentlich wird der Kanal zum Fiasko. Zwar sieht er schön aus, man kann an seinen Ufern wohltuende Spaziergänge unternehmen, und für die Durchreisenden ist er womöglich eine Attraktion, aber er wird von viel zu wenig Schiffen befahren und die Kosten für die Stadt sind grösser als die Einnahmen. Der Hauptverkehr durch die Stadt verläuft nämlich nicht mehr mit Boot und Schiff zwischen Ostsee und Mälarsee, sondern mit Pferd und Wagen und bald mit der Eisenbahn und demnächst mit dem Auto zwischen Stockholm und der Welt – das heisst von der einen Seite des Kanals zur anderen. Je breiter und tiefer man den Kanal macht, desto grössere und höhere Brücken muss man bauen, damit sich die eine Durchfahrt mit der anderen vereinbaren lässt.

Mit der Zeit ist es immer weniger selbstverständlich, dass der schnellste Weg zwischen Stockholm und der Welt unbedingt über Södertälje führen muss. Mit neuen Brücken und neuen Transportmitteln eröffnen sich auf einen Schlag neue Möglichkeiten, die Schweine und die Verkäufer der Södertälje-Brezeln im Stadtzentrum zu umgehen und der Durchfahrt eine geradere, schnellere Streckenführung zu geben. Auf dem kürzesten Wasserweg zwischen der Ostsee und dem inneren Mälarsee mag

Södertälje die perfekte Lage haben, nicht aber auf dem kürzesten Landweg zwischen Stockholm und der Welt, was ganz deutlich wird, als eine neue Eisenbahnstrecke über den neuen Kanal geplant und eine neue Eisenbahnbrücke gebaut werden soll und eine geradere Linienführung zur Durchfahrt gewählt werden kann. Dabei zeigt sich, dass der direktere Weg zwischen Stockholm und der Welt einige Kilometer südlich an Södertälje vorbeigeht, was zur Folge hat, dass der Bahnhof von Södertälje auf das südliche Brachland von Näs verlegt wird und die Bezeichnung Södertälje Södra, Södertälje Süd, erhält. Um die Station zu erreichen, die den Namen Södertälje Central trägt und im Zentrum der Stadt liegt, muss man in Södertälje Södra umsteigen.

An der kürzesten und schnellsten Eisenbahnstrecke zwischen Stockholm und der Welt gelegen, wird Södertälje eine Eisenbahnstation im Umland der Stadt mit einem Anschlussgleis ins Stadtzentrum.

\*

Nacheinander werden so die Grundpfeiler der künftigen Citybildung im Brachland von Näs eingeweiht: die Eisenbahnbrücke, der Bahnhof und der verbreiterte, vertiefte Kanal. Am 19. Oktober 1921 fährt der erste Zug über die neue Eisenbahnbrücke über den neuen Kanal zum neuen Bahnhof Södertälje Södra, wo unterhalb von Bahnsteig eins noch unangetastet die Kiefern stehen. Die Eisenbahnstrecke hätte eigentlich anderswo verlaufen und die Kiefern hätten einer sozialen Vision weichen sollen, aber für eine um zwei Minuten kürzere Strecke zwischen Stockholm und

der Welt muss Södertälje die Träume von etwas Grossem zugunsten der Anpassung an etwas Kleinkariertes aufgeben, was definitiv Teil der Geschichte des Ortes wird, als im Sommer 1943 zwischen den schwer fallenden Kiefern Axtschläge ertönen, die neuen dreistöckigen gelben und grauen Häuser sich, eines nach dem anderen, am gepflasterten Boulevard unterhalb der Bahnstrecke aneinanderreihen und eine Art von Citybildung in rasender Geschwindigkeit in der zwischen Kanal, Bahndamm und Hafen eingezwängten Enklave heranwächst.

Die rasende Geschwindigkeit erklärt sich mit der Kriegskonjunktur. Die Kriegskonjunktur ist in Södertälje eine Hochkonjunktur. Ab 1941 zeigen alle Kurven aufwärts. Die Konjunktur nimmt vor dem Krieg Fahrt auf und beschleunigt sich dann im Verlauf und nach Ende des Krieges. Der Krieg ist gut für Södertälje, das nach zwanzig Jahren des Stillstands wächst. Der Krieg ist gut für die Herstellung von Lastwagen, Panzern und Penicillin. Der Krieg ist gut für eine Stadt und für ein Land, dessen Fabriken unversehrt sind. Der Krieg ist gut für die kleine Arzneimittelfabrik, die in diesen Jahren ihren Umsatz vervierfacht und ihre Personalstärke verdreifacht und sich zur Grossindustrie entwickelt. Der Krieg ist gut für die grosse Lastwagenfabrik, die in diesen Jahren zu einem Weltkonzern heranwächst und Personal aus dem weiten Umkreis rekrutieren muss.

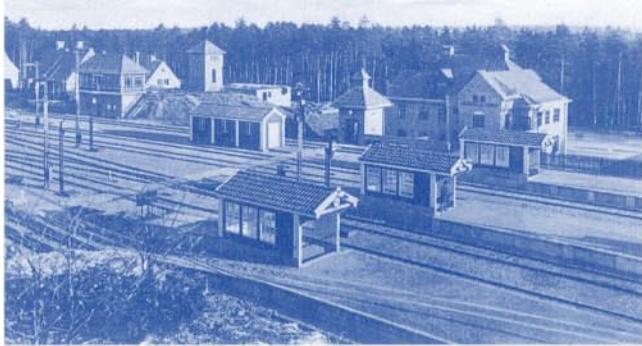
Dies alles kommt wie eine Überraschung für Södertälje, das auf die neue Rolle als rasch wachsende Einwandererstadt nicht vorbereitet ist und keine Wohnungen für die neuen Arbeiter, die

zu Tausenden herbeiströmen, geplant hat. Wohnungsnot wird in Södertälje in diesen Jahren zu einem bedeutungsschweren Wort und die Beseitigung der Wohnungsnot, so stellt man die Angelegenheit gern dar, zum letzten Schritt auf dem Weg zu jener neuen und besseren Gesellschaft, die fertig sein soll, sobald der Krieg endet.

Der Krieg ist jedenfalls gut für die Baumeister, die aus Herzenslust in diesen Jahren bauen können und sich lediglich darüber beschweren, dass sie aufgrund des Krieges nicht mehr Material und Leute bekommen, um noch mehr und noch schneller zu bauen. Vorerst muss die grosse Lastwagenfirma in der Lokalzeitung nach Zimmern und Wohnungen für ihr Personal annoncieren. «Miete garantiert», steht in der Annonce. Bis auf Weiteres muss die grosse Lastwagenfirma auch Junggesellenbaracken auf ihrem Werksgelände errichten, was im Ort eine gewisse Besorgnis hervorruft, weil «Junggesellenbaracken» nichts Gutes verheissen. Viele Eheschliessungen werden wegen der Wohnungsnot aufgeschoben, teilt die Lokalzeitung mit. Viele befürchten, die Wohnungsnot könne zu sozialen Missständen führen.

Am meisten befürchtet man jedoch die Friedenskrise. Ja, so nennt man das. Gemeint ist ein starker Rückgang der Konjunktur, sobald die Kanonen verstummt sind, oder geradezu eine wirtschaftliche Depression, so wie nach dem vorigen Krieg, als die Wirtschaft von Södertälje ins Stocken geriet.

Der Krieg ist für Södertälje gut gewesen, und viele machen sich nun Sorgen, wie es werden wird, wenn der Frieden ausbricht und die Welt in Ruinen liegt.



Wie auch immer, dort liegt sie nun, die neu errichtete Citybildung unterhalb des neuen Bahnhofs auf der anderen Seite der neuen Eisenbahnbrücke jenseits des verbreiterten Kanals, und wartet darauf, dass sie dir in den Weg geraten darf.

Ihr seid sehr einsam, stelle ich mir vor. Einsam wie die Menschen im Warschauer Ghetto, wenn sie die Musik und das Lachen vom Karussell im Krasinski-park hören. Einsam wie die letzten Menschen in einer Welt, die es nicht mehr gibt und die die Menschen in jener Welt, die es gibt, vergessen haben.

Bereits vor dem Erlöschen der Flammen haben sie sie vergessen.

Ihr seid sehr einsam auf dem Bahnhof von Radogoszcz.

Natürlich wimmelt es vor Menschen; ihr alle, die ihr fahren

müsst und immer weiter zusammengedrängt werdet auf dem kleinen Sammelplatz vor den Viehwagen. Und ausserdem all die Polizisten und die Soldaten und die Hunde, die euch umzingeln. Von den Einwohnern der eingedeutschten Stadt Litzmannstadt ganz zu schweigen, die auch an diesem Tag in ihrer eigenen Welt auf der anderen Seite vorübergehen und nicht vermeiden können, euch zu sehen, wie ihr mit Peitschenschlägen die kleinen Holzrampen hinaufgejagt und in die dunklen Lasträume mit den stacheldrahtgesicherten Lüftungsschlitzen gepfercht und hinter den schweren, mit einem Knall zugeworfenen und von aussen verriegelten Türen dem Blick entzogen werdet. Vielleicht sagen sie etwas zueinander, etwa, wie viel sauberer die Stadt sein wird, wenn das Ghetto liquidiert und die Spuren der Juden beseitigt sind.

Der Zug mit den verschlossenen Viehwagen, bis zur Berstgrenze mit Menschen gefüllt, deren weisse Augäpfel bisweilen hinter den verrammelten Lüftungsöffnungen aufblitzen, fährt auf normalen Eisenbahngleisen durch normale, von normalen Menschen bevölkerte Städte, die manchmal von ihrer normalen Beschäftigung aufschauen, um festzustellen, was da vorbeifährt.

In einem Viehtransportwagen konnte sich der Erzähler in Jorge Sempruns Roman *Die grosse Reise* auf der Fahrt durch den deutschen Lagerarchipel einen Stehplatz an einer Lüftungsöffnung sichern und schaut hinaus auf eine Welt, die nicht mehr die seine ist. Einmal hält der Zug in Trier an, einer ahnenreichen deutschen Stadt im schönen Moseltal, an die der Erzähler Kindheitserinnerungen hat. Auf dem Bahnhof von Trier sieht er Men-

schen, die plötzlich begreifen, dass dies kein Zug wie alle anderen ist. Sie unterhalten sich aufgereggt miteinander und deuten auf die Luftschlitze der Wagen, und ein kleiner Junge, der hört, was sie sagen, schüttelt ärgerlich den Kopf und holt sich einen grossen Stein, den er mit voller Kraft gegen den Luftschlitz schleudert und damit dem Mann, der neben dem Erzähler hinter dem Stacheldraht steht, fast das Gesicht zerschmettert.

Es ist eine lange Reise. Leute sterben im Stehen.

Sogar junge Männer sterben im Stehen.

Auch der junge Mann, der neben dem Erzähler steht, stirbt stehend.

Ich versuche mir die Einsamkeit in den Wagen vorzustellen.

Die Einsamkeit in jenem Augenblick, wenn hinter euch die Wagentür verriegelt wird und die Welt, wie ihr sie eben noch verstanden habt, euch verlässt.

Eineinhalb Jahre später schreibst du in einem Brief an die junge Frau, die meine Mutter werden wird, von der «Albtraumnacht im Eisenbahnwagen auf dem Weg in die Hölle».

Mehr schreibst du nicht über den Beginn deiner Reise.

## *Der Weg*

Ein Menschenleben später. Ich eröffne eine Kunstausstellung in Linköping und lerne Sara kennen. Sara ist eine zierliche Frau mit schüchternem Lächeln und rastlos funkelnden Augen. Im Gewimmel der Vernissage geht sie auf meinen Freund Peter, den Künstler, zu und fragt, ob er sie am nächsten Tag mitnimmt zur Beerdigung seiner Freundin Ester. Der Jüdische Friedhof von Norrköping ist über zweihundert Jahre alt, hat aber noch Grabstellen frei, erklärt mir Peter. Es ist ein sehr schöner Friedhof, fügt er hinzu, und ausserdem gratis, falls du einmal dort liegen willst.

Nein, Norrköping gehört nicht zu meinen Lieblingsorten auf Erden und hoffentlich auch nicht unter der Erde, morgen aber wird es Esters Ort werden und vielleicht auch irgendwann Saras, wie es schon so vielen ging, die sich gerade für diesen Ort als letzten Aufenthalt auf dem Weg von Auschwitz entschieden.

Ich frage Sara Fransson, am 4. Februar 1927 in Polen als Sara Leczycka geboren, woher sie einmal gekommen ist, und sie antwortet, aus Łódź.

Und dann natürlich Auschwitz, fügt sie hinzu.

Und danach?

Wie denn danach, scheint sie zu fragen. Ich habe Auschwitz überlebt, was gibt es da noch zu sagen?

Ja, aber auf welchem Weg bist du von Auschwitz gekommen?, bohre ich weiter.

Ich nutze jede Gelegenheit, um nach dem Weg von Auschwitz zu fragen, da jeder Weg fort von Auschwitz ein individuelles Wunder ist, im Unterschied zum Weg nach Auschwitz, bei dem es sich um eine für alle gleiche kollektive Hölle handelt. Der Weg fort von Auschwitz verläuft auf den unterschiedlichsten Bahnen zu den überraschendsten Zielen und führt durch Orte, die man am wenigsten erwarten würde. Alle, die sich auf dem Weg fort von Auschwitz befinden, sind Ausnahmen, ebenso wie jeder Weg fort von Auschwitz eine Ausnahme ist. Und weil die wenigen, die das Ziel dieses Weges lebend erreichen, selten denselben Weg zurückgelegt haben, kann es leicht geschehen, dass die Wege fort von Auschwitz in Vergessenheit geraten.

Christianstadt, weisst du etwas über Christianstadt?, fragt Sara. Gibt es einen Ort namens Christianstadt? Auf dem Weg fort von Auschwitz ist sie erst siebzehn Jahre alt, und sie erinnert sich nicht genau, ob dieser Ort so hiess oder ob er überhaupt existiert, aber wenn es einen Ort namens Christianstadt gibt, dann ist es einer der Orte auf ihrem Weg von Auschwitz nach Linköping.

Nein, ich hatte noch nie von Christianstadt gehört, ebenso wenig wie ich zuvor von Vechelde oder Watenstedt oder Uchtspringe oder Wöbbelin gehört hatte. Und aus demselben Grund, weil ich mir vorgenommen hatte, diese Orte auszugraben aus dem Vergessen, lege ich auch Christianstadt frei, wobei sich herausstellt, dass es sich um eine kleine Stadt im Osten Deutschlands handelt, die sich nach dem Krieg in eine Stadt im Westen Polens

verwandelt, ihren Namen in Krzystkowice ändert und schliesslich auf einen Stadtteil von Nowogröd Bobrzanski reduziert wird. Während des Krieges stand in Christianstadt eine Munitionsfabrik der Deutschen Dynamit Aktiengesellschaft (DAG), vormals Alfred Nobel & Co., was der Hauptgrund dafür war, dass die Deutschen im Jahr 1944 hier ein Lager für Sklavenarbeiter einrichten liessen. Das Lager lag am Schwedenwall in den Wäldern westlich der Stadt, und da die delikate, gefährliche Arbeit des Einfüllens von Sprengstoffen in Granaten als besonders geeignet für junge Frauen mit flinken Fingern galt, erhielt die SS-Führung in Auschwitz eine besondere Bestellung auf junge Sklavenarbeiterinnen für die ehemalige Nobel & Co. in Christianstadt. Ende August oder Anfang September 1944 wurde die Bestellung per Güterwagen ausgeliefert, ungefähr zehn Wagen mit ungefähr fünfhundert Frauen, die gerade aus dem Łódźer Ghetto in Auschwitz eingeliefert worden waren. Das Sklavenarbeitslager von Christianstadt war verwaltungstechnisch dem Konzentrationslager in Gross-Rosen (heute Rogoznica in Südwestpolen) unterstellt, und als Sara Fransson viel später ihre Erinnerungen niederschreibt, erinnert sie sich an den Namen Gross-Rosen.

Der Sommer und der Herbst 1944 sind im militärisch und wirtschaftlich zerfallenden Nazideutschland die Zeit der hastig eingerichteten Sklavenlager. Als der Strom ziviler Zwangsarbeiter aus dem besetzten Europa versiegt, richtet sich das Interesse der deutschen Industrie auf die Konzentrationslager. Zu dieser Zeit öffnen sich die Wege fort von Auschwitz. Die Kriegsindustrie braucht Sklavenarbeiter, und die deutsche Vernichtungsma-

schinerie erhält den Befehl, sie zu liefern. Das läuft nicht ganz konfliktfrei ab, denn von der deutschen Vernichtungsmaschinerie wird erwartet, dass sie Menschen vernichtet, während die deutsche Kriegsindustrie verlangt, dass man sie einigermassen am Leben erhält. Mitunter finden sich deutsche Industrieführer persönlich bei den Gaskammern und Krematorien in Auschwitz ein, um sich zu versichern, dass Juden geliefert statt vernichtet werden. Wo auch immer die deutschen Fabriken Sklavenarbeiter benötigen, werden provisorische Sklavenlager eingerichtet, manchmal auf dem Werksgelände, manchmal im Inneren der Fabrikgebäude, manchmal inmitten deutscher Städte. Hinter der zurückweichenden deutschen Front ein rasch wachsender, immer schwerer zu überschauender Archipel von Sklavenlagern, zwischen denen sich die widerwillig eröffneten Wege fort von Auschwitz auf unergründliche Weise verzweigen und unvermittelt Richtung und Ziel ändern, weil die Fabriken durch Bomben zerstört werden, die Sklavenlager ihre Funktion verlieren und die umherirrenden Sklavenarbeitertransporte als oberste Zielsetzung haben, ihre eigenen Spuren zu verwischen.

Vor mir liegt eine Liste von Ortsnamen, an die sich niemand mehr erinnert, oder zumindest nicht in der Weise, in der du dich einmal an sie erinnern haben musst, als du sie später zu vergessen versuchst.

Viel später folge ich deinen Spuren auf dem Weg fort von Auschwitz.

Auf der Bundesstrasse 191, zwischen Neu Kaliss und Heiddorf, Landkreis Ludwigslust im Bundesland Mecklenburg-Vorpom-

mern, unmittelbar östlich der ehemaligen Grenze zwischen West- und Ostdeutschland, werde ich fotografiert. Die Aufnahme wurde durch die Windschutzscheibe eines Leihwagens der Marke Opel Astra mit dem Kennzeichen EU AO 2199 gemacht, mein Blick richtet sich diffus auf einen fernen Punkt der vor mir liegenden Fahrbahn, wie das beim Autofahren im Interesse der Fortbewegung sein soll, und aus diesem Grund sehe ich die Kamera nicht. Vielleicht hätte ich sie trotzdem sehen oder ihre Existenz voraussetzen müssen, mein Blick gilt jedoch nicht den Geschwindigkeitskontrollen, sondern den gut unterhaltenen Dörfern, die in der schneebedeckten Landschaft einander in ununterbrochener Folge ablösen, und den schönen Fachwerkhäusern, die am Strassenrand stehen, und den zweckmässig gekleideten Menschen, die sich im Schneematsch auf den Gehsteigen bewegen und alle genau zu wissen scheinen, wohin sie unterwegs sind.

Ich weiss nicht genau, wohin ich unterwegs bin, da die Strasse, der ich zu folgen versuche, nicht immer so verläuft, wie ich das erwarte, und sich bisweilen nicht dort zu befinden scheint, wo sie sein sollte. Es stimmt, dass die Strasse stellenweise schmal und kurvenreich ist und dass ich auf einer Strecke, auf der nur 50 erlaubt sind, mit 82 Stundenkilometern fahre. Aber der Verkehr ist spärlich, und meine Gedanken schweiften in alle Richtungen, und einer dieser schweifenden Gedanken lautet, dass kein Mensch in diesem Augenblick weiss, wo ich mich befinde und wohin ich unterwegs bin.

Keiner ausser Frau Gorny von der Verkehrsüberwachungsstelle des Landkreises Ludwigslust, Bundesland Mecklenburg-

Vorpommern, wie sich zeigen soll. In einem mit amtlichem Wappen versehenen Brief, der mich in erstaunlicher Geschwindigkeit unter meiner Stockholmer Heimatadresse erreicht, teilt mir Frau Gorny in barschen Redewendungen und unter Beifügung eines fotografischen Beweises mit, dass ich am 4.3.2005 um 12.49 gegen § 55 des Gesetzes über Ordnungswidrigkeiten verstossen habe. Ich werde aufgefordert, den Verstoss unverzüglich einzuräumen und die Kosten (von 225,60) zu entrichten. Es handelt sich um einen höchst formellen, korrekten Brief, ich werde mit «Sehr geehrter Herr Rosenberg» angesprochen und habe die Möglichkeit, den Verstoss binnen einer Woche zu bestreiten.

Ich beabsichtige nicht, irgendetwas zu bestreiten, der Fotobeweis wirkt überzeugend, aber ich bin ein wenig verärgert über die Einordnung des Gesetzesverstosses. Sie steht in keinem Verhältnis zu dem Verstoss, meine ich. Vor allem nicht zu einem Verstoss, der auf einer Strecke wie dieser begangen wurde, von Auschwitz nach Ludwigslust, wo der Park zwischen Schloss und Stadtkirche voller Opfer aus Wöbbelin liegt.

Und insbesondere nicht in einer Sprache wie dieser, mit ihrer offenkundigen Fertigkeit, die grössten Widrigkeiten hinter formellen, korrekten Bezeichnungen zu verbergen.

Die Sklavenarbeit im deutschen Lagerarchipel läuft unter der formalen Bezeichnung *Arbeitseinsatz der Häftlinge* und wird vom Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt der SS verwaltet,

abgekürzt WVHA, dem der SS-Obergruppenführer Oswald Pohl vorsteht. Bei SS-Sturmbannführer Gerhard Maurer, der die Abteilung DII, Arbeitseinsatz der Häftlinge, des WVHA leitet, können deutsche Industrielle formell die Zuteilung von Arbeitskräften aus Auschwitz beantragen, weniger formell bei seinem Vorgesetzten, SS-Brigadeführer Richard Glücks, und höchst formlos bei Oswald Pohl persönlich, was ebenfalls vorkommt. Letztlich ist nur die Sprache förmlich. Die Widrigkeiten kennen keine Formalitäten.

Anfang September 1944, der genaue Zeitpunkt ist unklar, treffen zwei Vertreter des Lastwagenherstellers Büssing, ein Ingenieur Otto Pfänder und ein Wirtschaftsdirektor Otto Scholmeyer, in Auschwitz ein, um persönlich Sklavenarbeiter für die Braunschweiger Fabriken des Unternehmens auszusuchen. Vermutlich ist das rein formal nicht korrekt, da in Auschwitz formal die SS über Leben und Tod entscheidet, aber die Verbindungen zwischen der SS und der deutschen Industrie haben einen zunehmend informellen Charakter angenommen, je stärker die Produktion mit den Lieferungen von Sklaven steht und fällt. Im Herbst 1944 sind die meisten deutschen Grossunternehmen in die Widrigkeiten verwickelt und verlangen, dass die SS ihnen am Fabrikort ein Sklavenlager errichtet.

Für die Firma Büssing in Braunschweig lässt die SS nicht nur ein Lager errichten, sondern zwei. Das eine in der Schillstrasse im Stadtinneren von Braunschweig, das zweite im Ort Vechede, fünfzehn Kilometer westlich von Braunschweig. Das Sklavenlager in Vechede ist ein *Unterkommando* des Sklavenlagers in der

Schillstrasse, bei dem es sich um ein *Aussenlager* des KZ Neuengamme handelt, das Oberkommando für den rasch wachsenden Sklavenlagerarchipel im Gebiet zwischen Hamburg, Hannover und Braunschweig. In der Schillstrasse leben die Sklaven in hastig errichteten Baracken und marschieren unter SS-Bewachung täglich morgens und abends durch die Braunschweiger Innenstadt zu dem grossen, ungefähr einen Kilometer entfernten Fabrikkomplex mit der Aufschrift *H. Büssing*, weiss auf rotem Grund, an der gewölbten Fassade des Hauptgebäudes. Die meisten tragen die gestreifte Häftlingskleidung der Konzentrationslager, die niemals gewechselt wird und die mit der Zeit schwarz ist vor Russ und steif von Schmutz. Sämtliche Sklavenarbeiter marschieren vor aller Augen durch die Stadt, auch jene, die sich nur noch voranschleppen können. Niemand in Braunschweig kann behaupten, ihm seien die formal korrekten Widrigkeiten im Lastwagenwerk im Stadtzentrum unbekannt.

In Vechelde hat die Firma Büssing seit dem Sommer eine eigene Fabrik zur Produktion von Hinterachsen eingerichtet. Sie ist in einer stillgelegten Jutespinnerei untergebracht und liegt mitten im Ort, einen Steinwurf entfernt von Wohnhäusern und Gärten. Hier wird die Idylle nicht durch tägliche Sklavenmärsche gestört, weil das SS-Lager in einem der Fabriksäle eingerichtet ist und die Häftlinge neben den Maschinen schlafen. Gestört werden könnten die Einwohner von Vechelde möglicherweise von den wöchentlichen Leichentransporten aus dem Lager in der Schillstrasse, da sie mit denselben Wagen durchgeführt werden, die aus der Braunschweiger Fabrik das Rohmaterial für die Hinterachsen bringen. In Vechelde wird das Material für die

Hinterachsen entladen und eventuell neu hinzugekommene Leichen zugeladen, anschliessend werden die gesammelten Leichen aus der Schillstrasse und aus Vechelde weitere zwanzig Kilometer zum Aussenlager Watenstedt befördert, wo sie entladen und vergraben werden. Der nunmehr von Leichen befreite Lastwagen wird sodann mit Verpflegung für die Sklavenarbeiter in Vechelde beladen. In Vechelde werden dann in den sowohl von Leichen wie auch von Verpflegung befreiten Wagen die fertiggestellten Hinterachsen für die Braunschweiger Fabrik geladen. Der Lastwagen wird also sehr intensiv genutzt, den Büssing-Werken mangelt es an Lastwagen zur eigenen Verwendung, weil die gesamte Lastwagenproduktion an den deutschen Staat abgeliefert werden muss.

Die Sterblichkeitsrate im Lager Schillstrasse ist hoch. Ende 1944 müssen täglich zwischen acht und zehn Leichen entkleidet, von Goldzähnen befreit, mit Nummern versehen und bis zum Transport von Hinterachsenteilen nach Vechelde in Papiersäcke gesteckt werden. Der Transport von Hinterachsenteilen findet montags statt. In der Zwischenzeit werden die Leichen in einer Baracke verwahrt, wo die Papiersäcke häufig vom Leichenwasser durchfeuchtet werden und darum beim Aufladen leicht zerreißen. Gegen Ende werden die Papiersäcke durch Holzkisten ersetzt, von denen jede zehn Leichen fasst. Im Januar 1945 wurden vom Aussenlager Schillstrasse zum Aussenlager Watenstedt mit der Zwischenstation Unterkommando Vechelde zwischen vier- und fünfhundert Leichen transportiert. Angaben darüber, wie viele Leichen montags in Vechelde zugeladen werden, konn-

te ich nicht finden. Das dortige Lager ist jedoch kleiner und die Sterblichkeitsrate vorerst erheblich geringer.

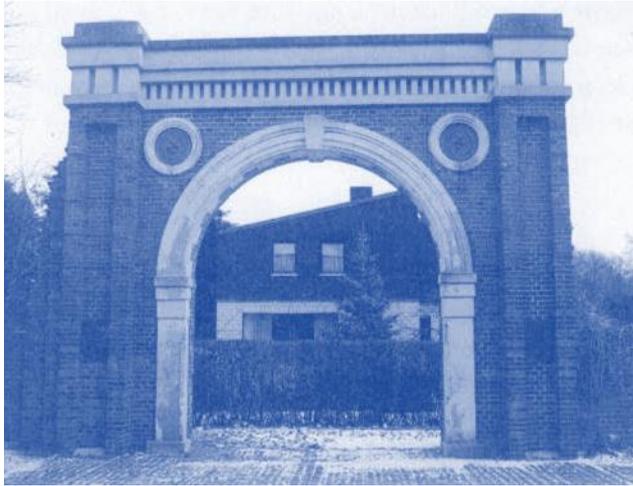
Ich glaube also sagen zu können, dass du Glück hast, weil das Unterkommando Vechelde der erste Ort auf deinem Weg fort von Auschwitz ist. Natürlich ist es unnötig, die Sache mit dem Glück ständig zu wiederholen. Glück, glücklicher Zufall und Laune des Augenblicks sind Bezeichnungen für die Steine, mit denen jeder Weg von Auschwitz gepflastert ist. Alle Wege, die fortführen von Auschwitz, sind unwahrscheinlich. Du wirst in Auschwitz in einen Zug geladen und, ganz undenkbar, auf einer Güterrampe im Zentrum Braunschweigs abgeladen, um weiterbefördert zu werden zum Unterkommando Vechelde. Ihr seid 350 jüdische Männer, die sich vor Kurzem noch auf dem Weg vom Łództer Ghetto zu den Gaskammern und Krematorien in Auschwitz befanden und nun von einem blinden Schicksal auf den Weg zu einem Güterbahnsteig im Herzen von Deutschland geschubst werden. Du traust deinen Augen nicht. «Irgendein Stürmführer» fragt, ob ihr Hunger habt (!). Jeder erhält einen eigenen Teller, um davon zu essen! Der Stürmführer teilt eigenhändig (!) die Suppe aus und fragt, ob sie schmeckt (!) und ob ihr Nachschlag möchtet!! «Nach Auschwitz ist dies das Paradies», schreibst du ein Jahr später, als die Erinnerung noch frisch ist, in einem Brief an die Frau, die meine Mutter werden wird.

Im Februar und März 1945 werden die Büssing-Werke in Braunschweig bombardiert, die Sklavenlager werden geräumt, und eine weitere Irrfahrt durch den Lagerarchipel beginnt, die Hölle meldet sich zurück.

Auf den Spuren dieser Irrfahrt, kurz vor ihrem Ende, werde

ich, den Blick ins Ungefähre vor mir gerichtet, mit den Gedanken woanders, wegen eines Verstosses gegen das Gesetz über Ordnungswidrigkeiten, auf der kurvenreichen Strasse nach Ludwigslust fotografiert.

In Vechelde ist von der Büssing-Fabrik zur Herstellung von Lastwagenhinterachsen nur noch ein Portal im römischen Stil aus roten Ziegeln und weissem Marmor erhalten. Anfangs begreift man nicht recht, was es hier zwischen den aus dem Boden geschossenen Einfamilienhäusern mit ihren verklinkerten Fassaden und Buchsbaumhecken zu suchen hat. Ein verirrtes Fabrikportal, das mit nichts verbunden ist und nirgendwo hinführt. Erst wenn man näher tritt und die beiden Gedenktafeln auf beiden Seiten des Eingangs ins Nirgendwo entdeckt, die eine zur Erinnerung an die Jutespinnerei, die zweite zum Gedenken an das Sklavenlager, begreift man. Ich bin nicht erstaunt. Wenn einem bekannt ist, wo auf deinem Weg von Auschwitz es anständigerweise eine Gedenktafel geben sollte, entdeckt man, falls man gründlich sucht, in der Regel eine Gedenktafel oder sogar ein kleines Denkmal, ja manchmal sogar ein Gedenkmuseum. Das muss man den Deutschen lassen, auch mit dem Gedenken an missliche Angelegenheiten verfahren sie korrekt. Geradezu rührend korrekt. Auf der rechten, 1989 von der Gemeinde Vechelde angebrachten Tafel steht: *Im Zeitraum von September 1944 bis März 1945 war in der ehemaligen Jutespinnerei ein Unterkommando des Konzentrationslagers Neuengamme bei Hamburg untergebracht.*



*Im Rahmen der deutschen Rüstungsproduktion wurden hier etwa 200 jüdische KZ-Häftlinge hauptsächlich polnischer und ungarischer Nationalität aus Auschwitz sowie andere Zwangsarbeiter unter menschenvernichtenden Bedingungen zur Arbeit im Fahrzeugbau der Firma Büssing gezwungen.*

Auch am Ort des Sklavenlagers in der Schilistrasse gibt es eine Gedenktafel, ja sogar einen richtigen Gedenkort. *Die Zukunft hat eine lange Vergangenheit (rabbinische Weisheit)*, steht mit gut lesbaren Buchstaben an einer modernen Fabrikfassade, die hinabschaut auf den kleinen, mit einer Mauer eingefassten Bereich, in dem Zeugnisse der misslichen Angelegenheiten in Braunschweig zu dauerhafter Besichtigung und Besinnung ausgestellt sind. Ich werde von Dr. Karl Liedke begleitet, ohne dessen Hilfe ich weder den Weg hierher noch die Erinnerungsstätten, die ihn

säumen, gefunden hätte. Dr. Karl Liedke ist mein Cicerone. Er hat die Karte angefertigt, der ich folge. Es handelt sich um keine Karte, nach der man Auto fahren könnte, aber es ist die einzig existierende Karte von deinem Weg fort von Auschwitz. Auf ihr sind Daten und Orte verzeichnet, Pfeile geben die Fahrtrichtungen an, und eine grün markierte Fahrtstrecke kreuzt offenbar willkürlich zwischen den rot markierten Inseln des Lagerarchipels.

Vielleicht hältst du es für sonderbar, dass jemand mehrere Jahre seines Lebens damit verbringt, deinen Weg fort von Auschwitz auf einer Karte zu verzeichnen, wer aber gewissenhaft die Industriegeschichte der Stadt Braunschweig erforschen will, kommt nicht darum herum.

Nicht alle Wege fort von Auschwitz wurden von einem Karl Liedke verfolgt.

Karl Liedke ist 1941 in Warschau als jüngster Sohn eines Vaters deutscher Herkunft und einer Mutter polnischer Herkunft geboren worden und wächst in einem Nachkriegs-Polen auf, in dem ethnische Deutsche aus erklärlichen Gründen nicht hoch im Kurs stehen. Nach dem deutschen Überfall wurde der Vater als polnischer Staatsbürger zur polnischen Armee eingezogen und nach dem deutschen Sieg als ethnischer Deutscher zur deutschen Armee, was für polnische Rächer Grund genug war, ihn im Chaos zu Kriegsende umzubringen. Zu Karl Liedkes frühesten Kindheitserinnerungen gehören ein Vater in Uniform und eine Mutter, die die Frage, um welche Uniform es sich handelt, nicht beantworten will. Später absolviert Karl Liedke eine Ausbildung zum Betriebswirt.

Im Sommer 1981 erhält Karl Liedke die Genehmigung zu ei-



ner Urlaubsreise nach Frankreich, fährt stattdessen aber, wie geplant, nach Westdeutschland, wofür er als ethnischer Halbdeutscher niemals eine polnische Genehmigung erhalten hätte, wo er aber als ethnischer Halbdeutscher wie ein verlorener Sohn empfangen wird. Jedoch ist in Westdeutschland der Bedarf an in Polen ausgebildeten Betriebswirten über vierzig begrenzt, und nach längerer Suche findet Liedke eine Stelle bei einer Historischen Gesellschaft in Braunschweig. Er erhält die Aufgabe, die wirtschaftlichen Voraussetzungen zur Errichtung eines Museums über die Industriegeschichte der Stadt Braunschweig zu untersuchen. Karl Liedkes Untersuchung ergibt, dass die wirtschaftlichen Voraussetzungen für ein Museum fehlen, dass eine eingehende Erforschung der Industriegeschichte der Stadt Braunschweig jedoch lohnend, ja geradezu notwendig ist.

Ich nehme an, dass Karl Liedkes Forscherdrang zunächst von den Verbindungen Braunschweigs zu Polen geweckt wurde. Um die Polen kommt man in der Industriegeschichte Braunschweigs, ja generell in der deutschen Industriegeschichte nicht herum. Im Juni 1944 arbeiten in der deutschen Industrie zwei Millionen zwangsrekrutierte Polen unter der euphemistischen Bezeichnung *Zivilarbeiter*. Das einzig Zivile des Zivilarbeitersystems ist die Bezeichnung. Die Zivilarbeiter werden in lagerähnlichen Baracken gehalten, sie leben unter haftähnlichen Einschränkungen, arbeiten unter sklavenähnlichen Bedingungen und müssen an der Kleidung ein grosses P tragen, damit sie keine Transportmittel benutzen oder Restaurants besuchen oder in Schwimmbecken baden können, die Deutschen Vorbehalten sind.

Nicht nur Polen werden Zivilarbeiter. Nach und nach füllen sich die deutschen Fabriken mit Zivilarbeitern aus dem gesamten von Deutschland besetzten Europa und mit Kriegsgefangenen von den Schlachtfeldern im Osten, und als sich das Kriegsglück wendet und die Versorgung mit Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen stockt, mit noch arbeitsfähigen Juden aus Auschwitz.

Bei den Juden aus Auschwitz handelt es sich um eine Notlösung, weil die Juden nach Auschwitz gebracht wurden, um getötet zu werden, aber die Not kennt kein Gesetz. Im September 1944 ist die Not in der deutschen Kriegsindustrie am grössten, und unter dem dicken schwarzen Rauch der Krematoriumsschornsteine stehen Ingenieur Pfänder und Wirtschaftsdirektor Scholmeyer von den Büssing-Werken in Braunschweig und tref-

fen unter den noch arbeitsfähigen Juden, die soeben aus dem liquidierten Ghetto in Łódź eingeliefert wurden, eine Auswahl.

In der Erforschung der Industriegeschichte der Stadt Braunschweig lässt sich die in Auschwitz erfolgte formelle Quittierung der Übernahme von tausend bis tausendzweihundert Juden aus dem Łództer Ghetto für die Sklavenarbeit in den Lastwagenfabriken der Firma Büssing kaum übersehen.

Karl Liedke entgeht nichts in der Braunschweiger Industriegeschichte, vor allem keine Aktivität wie diese, die für alle Einwohner der Stadt Braunschweig gut sichtbar und ihnen bekannt ist, während sie vor sich geht. Liedke will alles wissen, was mit diesem Rinnsal noch arbeitsfähiger jüdischer Männer geschieht, die im September und Oktober 1944 an die Braunschweiger Büssing-Werke geliefert werden. Damit hat gerade dein Weg fort von Auschwitz seinen unbestechlichen, unermüdlichen Erforscher gefunden. Er findet heraus, wie ihr ausgewählt werdet, wie man euch behandelt, wie ihr überlebt, wie ihr weitertransportiert werdet und wie ihr gegebenenfalls sterbt.

Auch das sich anschliessende Schweigen erforscht er. Im Dezember 1945 nimmt die deutsche Polizei unter der Aufsicht der britischen Besatzungsmacht Ermittlungen im Fall der Sklavenarbeit in den Büssing-Werken auf. Der höchste Chef der Büssing-Werke zu dieser Zeit, Rudolf Egger, sagt damals, er habe keine Veranlassung gehabt, sich für die hohe Sterblichkeitsrate im Aussenlager Schillstrasse zu interessieren, «denn erstens kamen während der Kriegsjahre Todesfälle vor, und zweitens hatte ich ganz andere Aufgaben».

Am 4. Juli 1946 sendet der Braunschweiger Staatsanwalt Dr. Staff eine Anfrage an die britische Militärregierung, ob die Ergebnisse der polizeilichen Ermittlungen einem alliierten Besatzungsgericht oder einem hierzu autorisierten deutschen Gericht vorgelegt werden sollten. Nach fast zwei Jahren, am 1. März 1948, entscheidet die War Crime Group (North-West Europe), die Ermittlungen über die Sklavenarbeit bei Büssing sollten überhaupt keinem Gericht vorgelegt werden. Stattdessen wird Rudolf Egger zum Präsidenten der Braunschweiger Industrie- und Handelskammer ernannt, 1953 zum Ehrenbürger Braunschweigs, und noch einige Jahre später erhält er die Genehmigung der Landesregierung, seinen Nachnamen aufgrund von Verdiensten um die Nation um den Zusatz «-Büssing» zu ergänzen.

Am 25. Februar 1957 weist die Firma Büssing Nutzkraftwagen GmbH in einem Schreiben an einen deiner überlebenden Mitgefangenen vom Unterkommando Vechelde, einen Mann namens Henry Kinas in Paris (der für seinen unbezahlten Arbeits-einsatz in der Fabrik eine Entschädigung fordert), darauf hin, Rudolf Egger-Büssing habe persönlich dafür gesorgt, dass ihr eine bessere Verpflegung und bessere Kleidung bekam, als die Bestimmungen der SS dies zuliessen, und habe sich damit dem Risiko ausgesetzt, unter dem Verdacht der Sabotage «von den örtlichen SS-Stellen verhaftet zu werden».

Genau so steht es in dem Brief, der unterzeichnet ist von Rudolf Egger-Büssing selbst und, wie ich annehme, pro forma, auch von einem Dr. Schirmeister. An eine Entschädigung für Henry Kinas ist infolgedessen nicht zu denken.

Ihm wird vielmehr bedeutet, er solle der Unternehmensleitung dankbar sein für ihre mutigen Bemühungen um sein Wohlergehen. 1957 ist, kurz gesagt, für Rudolf Egger-Büssing die Zeit gekommen, sich schamlos zum Helden und Wohltäter zu stilisieren.

Der Weg fort von Auschwitz wimmelt von solchen Unverschämtheiten, musst du wissen, von Menschen, die anfangs weder etwas gehört noch gesehen haben wollen und auf jeden Fall nichts mit der Angelegenheit zu tun hatten und die später behaupten, Widerstand geleistet zu haben gegen das, was sie weder gehört noch gesehen haben. Nicht erstaunlich leider, weil die unverschämte Lüge eine probate Waffe gegen die Erinnerung an das ist, was viel zu viele gesehen und gehört haben, als dass man es vergessen könnte. Die unverschämte Lüge löst den Boden auf unter Dingen, die man nicht vergessen kann, und verwandelt ihn in Treibsand. Darum muss zur Verteidigung immer wieder das gesamte Arsenal von Zeugen, Dokumenten und Nachlässen mobilisiert werden, um den Boden zu befestigen.

Rudolf Egger-Büssings unverschämte Entdeckung seiner heldenmütigen Bemühungen um das Wohlergehen der Sklavenarbeiter wird unter anderem von dem Lastwagenfahrer Erich Meyer widerlegt, der bei der Firma Büssing die Aufgabe hatte, Hinterachsenteile von der Fabrik in Braunschweig zur Fabrik in Vechelde zu bringen. Bei den polizeilichen Ermittlungen 1946 sagt Meyer aus, er habe mit demselben Lastwagen auch die Papiersäcke und die Holzkisten mit den insgesamt zwischen vier- und fünfhundert Leichen vom Aussenlager Schilistrasse zum Aussenlager Watenstedt transportiert.

Gegen Rudolf Egger-Büssing sprechen auch die Gedenktafeln am Friedhof Jammertal in der Nähe des ehemaligen Lagers Watenstedt, wohin Dr. Karl Liedke mich an einem kühlen Märztag begleitet, als eine jungfräuliche Schneedecke die Namen derjenigen verdeckt, die die Fürsorglichkeit der Büssing-Werke nicht recht zu nutzen wussten. Vorsichtig wische ich den Schnee von den Namen Pawel Diamant, Tadeusz Goldmann und Jakob Urbach.

Gegen Rudolf Egger-Büssing spricht nicht zuletzt die Tatsache, dass sich sogar zwei SS-Offiziere aus dem Hauptlager Neuengamme bei einer Inspektion des Aussenlagers Schillstrasse im Januar 1945 gezwungen sahen, unverzüglich den Transport von zweihundert kranken, nicht arbeitsfähigen Sklavenarbeitern in das Krankenhaus des Konzentrationslagers Watenstedt anzuordnen.

Die Juden unter den Kranken und Arbeitsunfähigen versuchen um jeden Preis, dem Krankentransport zu entgehen, weil sie in Auschwitz gelernt haben, dass ein Krankenhaus in einem Konzentrationslager ein Euphemismus für die Gaskammer ist. Die Nicht-Juden, vor allem Franzosen und Russen, die aus Neuengamme und nicht aus Auschwitz geliefert wurden, können sich nichts Schlimmeres vorstellen als das Aussenlager Schillstrasse und betrachten die Krankentransporte als Geschenk des Himmels. Der französische Mitgefangene und Arzt Dr. Georges Salan wundert sich über das Verhalten der Juden: «Man muss es mit eigenen Augen gesehen haben», schreibt er, «mit welcher Gerissenheit, List und verzweifelter Energie sie versuchten, dem zu entgehen [...] Nicht einer von ihnen wollte noch krank sein. Dieselben Menschen, die gerade noch nach Ende des Arbeits-



tages in endlosen Reihen Schlange gestanden hatten, um sich einen Tag Arbeitsbefreiung zu erbitten, die Beine und Füße von Ödemen so geschwollen, dass sie kaum gehen konnten, mobilisierten nun ihre letzten Kräfte, um den Anschein zu erwecken, sie seien noch für irgendetwas verwendbar», *«pour donner l'illusion qu'ils sont encore bons à quelque chose»*. Georges Salan schreibt dies auf Seite 163 seines Buches *Prisons de France et bagnes allemands* («Französische Gefängnisse und deutsche Strafkolonien»), das schon 1946 erschienen ist und in jenem Prozess gegen Rudolf Egger, der niemals stattfand, als wichtiges Beweisstück der Anklage hätte dienen können.

Zu Rudolf Eggers Verteidigung hätte gleichwohl angeführt werden können, die Sklavenlager der Büssing-Werke seien besser gewesen als Auschwitz. Eigentlich waren sie die Rettung aus

Auschwitz und im Vergleich mit Auschwitz das Paradies. Jedenfalls waren es Lager, in denen der Tod nicht das Ziel an sich, sondern höchstens eine bedauerliche Unterbrechung der Produktion war. Bei der Firma Büssing hiess das Ziel Lastwagen, im Unterschied zu Auschwitz-Birkenau, wo das Ziel Vernichtung hiess. Hätten sich Ingenieur Otto Pfänder und Wirtschaftsdirektor Otto Scholmeyer nicht persönlich im Rauch der Krematorien eingefunden, um eigenhändig über tausend arbeitsfähige Männer zur Weiterlieferung an die Firma Büssing in Braunschweig auszuwählen, wäre Auschwitz womöglich auch für diese Männer die Endstation gewesen.

Denn so ist es schliesslich. Auschwitz-Birkenau ist für euch alle die vorgesehene Endstation. Seit Mai 1944 fahren die Zugarnituren mit den Viehwagen bis hinein nach Birkenau und praktisch bis zu den Gaskammern. Vom neu gebauten Bahnsteig, der «Judenrampe», sieht man die vier Schornsteine der Krematorien, die sich hinter einem dünnen Vorhang aus Grün in den Himmel erheben. Zwischen Mitte Mai und Mitte Juli 1944 werden hier die zahlreichen Transporte mit insgesamt 437'000 ungarischen Juden entladen, von denen 320'000 sofort nach der Ankunft aussortiert und auf den kurzen Spazierweg zu den Umkleide- und Duschräumen geschickt werden und nach einigen Stunden zu Rauch und Asche verbrannt worden sind.

An dieser eigens errichteten Station zur Tötung und Vernichtung von täglich Tausenden Menschen treffen die letzten Transporte von Juden aus dem Łódźer Ghetto im August 1944 ein, hier steigen zwei Drittel jener, die den Zug in Radogoszcz bestiegen

haben, aus, und man wird niemals wieder von ihnen hören. Von den 67'000, die von Łódź nach Auschwitz transportiert werden, überleben nur circa 22'000 die erste Selektion für die Gaskammern. Von ihnen werden zu drei Gelegenheiten im September und Oktober 1944 ungefähr tausendzweihundert arbeitsfähige Männer zur Sklavenarbeit für die Firma Büssing in Braunschweig ausgesucht. Wer also geltend machen will, gerade diese Männer hätten der Firma Büssing ihr Leben zu verdanken, hat nicht ganz unrecht. Nicht alle Ausgewählten überleben die Firma Büssing, und nicht alle, die die Firma Büssing überleben, überleben die Evakuierung und die Befreiung, aber im Vergleich zu Auschwitz kann man sagen, die Firma Büssing sei trotz allem ein Paradies gewesen.

Ja, ungefähr so hätte man die Verteidigung von Rudolf Egger, später Egger-Büssing, womöglich aufbauen können, um sie im Folgenden noch zu verstärken durch Zeugenaussagen von Überlebenden vor allem der Fabrik in Vechelde, wo es etwas, das zeitweise an Arbeitsfreude und Arbeitsgemeinschaft erinnert, gegeben haben soll, und wo deutsche Vorarbeiter und Zivilarbeiter zeitweise eine Art von Mitmenschlichkeit gezeigt haben sollen. Wer die stahlhart festgesetzten Akkorde übertraf, wurde sogar mit Wertgutscheinen belohnt, die man gegen Zigaretten, Salzgurken und Rote Beete eintauschen konnte, und die besonders Tüchtigen konnten sogar zu qualifizierteren Arbeitsaufgaben aufsteigen. Einer deiner Arbeitskollegen in der Fabrik in Vechelde, M. Z., erzählte mir voller Stolz, wie geschickt er war beim Drehen von Kardanwellengehäusen und dass er in einer Zwölf-Stunden-Schicht fünfzig Kardanwellengehäuse drehen

konnte, die man in fünfzig Lastkraftwagen montierte, und dass sein deutscher Vorarbeiter, der Hermann hiess, ihm manchmal seine Wertschätzung zeigte, indem er ein zusätzliches Stück Brot an die Drehbank klemmte. «Die ersten vier Wochen in Vechede waren völlig erträglich, keine Probleme mit der Verpflegung», schreibst du ein Jahr später schliesslich selbst.

Doch, es trifft zu, dass viele geprügelt wurden und dass alle mit der Zeit Probleme mit der Verpflegung bekamen, dass ein SS-Mann sich vor dem Abort postierte, um diejenigen, die ein Bedürfnis hatten, in abschreckender Absicht in die Hoden zu treten, und dass ihr rechtlose Sklaven gewesen seid und dass viele starben. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass es einem geschickten Verteidiger gelungen wäre, Rudolf Egger, später Egger-Büssing, trotz allem in eine Art Helden zu verwandeln.

Dagegen spricht natürlich, dass der Betrieb auf der grössten aller misslichen Angelegenheiten aufbaute und sie voraussetzte. Ohne Auschwitz keine Sklaven für die Firma Büssing. Ohne Judentransporte in die Gaskammern keine arbeitsfähigen jüdischen Männer, unter denen Ingenieur Otto Pfänder und Wirtschaftsdirigent Otto Scholmeyer hätten wählen können. Womöglich hätte Rudolf Egger in einem Prozess anführen können, Auschwitz sei nicht in seinen Kompetenzbereich gefallen, kaum aber, dass ihm unbekannt gewesen sei, an welchem Ort und unter welchen Bedingungen die Firma Büssing im Herbst 1944 ihre Sklavenarbeiter rekrutierte. Dass es zu keinem Prozess gegen Rudolf Egger kam, bedeutet auch nicht, dass die alliierte Militärregierung ihn für unschuldig an Kriegsverbrechen gehalten hätte, sondern nur,

dass er derselben Behörde für den Wiederaufbau der Wirtschaft wichtiger war als zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit.

Diese Abwägung wurde im Fall des Chefs der Steinöl GmbH, Prof. Solms Wilhelm Wittig, nicht vorgenommen, dem die SS ein Sklavenlager in Schandelah bei Braunschweig errichtet hatte. Die Vorgänge im Aussenlager Schandelah unterschieden sich nicht nennenswert von denen im Aussenlager Schilistrasse. Aber die ungefähr zweihundert Gefangenen, die in Schandelah bei der Arbeit für die Steinöl GmbH starben, kamen hauptsächlich aus dem Hauptlager Neuengamme und nicht aus Auschwitz, sie starben hauptsächlich beim Abbau von Ölschiefer und nicht bei der Produktion von Lastkraftwagen, und es handelte sich hauptsächlich um nicht-jüdische Mitbürger aus Staaten der Siegerallianz und nicht um staatenlose Juden aus dem Łódźer Ghetto. Vielleicht zerstörte dieser letzte kleine Unterschied Prof. Solms Wilhelm Wittig das Kalkül. Am 2. Januar 1947 wurde er vor einen britischen Militärgerichtshof gestellt und einen Monat später wegen «völkerrechtswidriger Behandlung alliierter Staatsangehöriger» zum Tod durch den Strang verurteilt. Teil dieses Kalküls war vielleicht auch, dass der Betrieb der Steinöl GmbH keinen Nachkriegswert besass, da es keine Nachfrage nach synthetischem Benzin mehr gab, während der Tätigkeit der Firma Büssing in Braunschweig die Zukunft zu gehören schien. Allerdings wurde die Todesstrafe Prof. Wittigs in eine zwanzigjährige Haftstrafe umgewandelt, von der er im Mai 1955 begnadigt wurde, also galt für ihn im Grunde das gleiche Kalkül wie für Rudolf Egger. Der Lagerkommandant des Aussenlagers Schandelah, SS-Unterscharführer Friedrich Ebsen, wurde jedoch zusammen

mit drei seiner Untergebenen am 2. Mai 1947 im Gefängnis von Hameln durch den Strang hingerichtet. Es gehört zur Sache, dass Friedrich Ebsen dem Befehl des Kommandanten des Lagers Schillstrasse, SS-Hauptscharführer Max Kirstein, unterstand, der aber weder hingerichtet noch auf andere Weise für seine Taten bestraft wurde. Über Max Kirstein hätte man sonst in einem Prozess aussagen können, dass er mit besonderer Vorliebe seine jüdischen Gefangenen misshandelte, die er, kurzgefasst, «3 F» nannte, «faul, frech, fett». War er gesprächig, konnte er die Benennung zu einem vollständigen Satz mit vier Fs erweitern: «Wenn ein Jude zu viel frisst, dann wird er fett und faul und schliesslich auch frech.»

Nein, über die misslichen Angelegenheiten in Braunschweig wurde nie irgendein Gerichtsurteil gefällt. Die Konzentrationslagerhäftlinge wurden versklavt, verbraucht, zugrunde gerichtet, aber niemand wurde zur Verantwortung gezogen. Die schamlose Lüge war ebenso siegreich wie die schamlose Abwägung zwischen dem Wert der künftigen Produktion von Lastkraftwagen und dem der Gerechtigkeit – aber wie ein weiser Rabbiner heute auf einer Fabrikwand in Braunschweig sagen darf: Die Zukunft hat eine lange Vergangenheit.

An der Gedenkstätte in der Schillstrasse wird Rudolf Egger-Büssing von seiner Vergangenheit eingeholt. Auf drei weissgrauen Tafeln aus unzerbrechlichem Plexiglas, die auf der Innenseite der Mauer angebracht sind und mit scharfen Abwehrkrallen vor Vandalismus geschützt sind, schreibt Christoph Egger-Büssing über

seinen Grossvater: «Die Fakten sind nicht zu bestreiten. Ich gehöre einer Familie an, die direkt oder indirekt am Nationalsozialismus verdient hat. Mein Grossvater war verantwortlich für die Ausbeutung von KZ-Häftlingen in den Büssing-Werken. Das Lager, das bei seiner Fabrik gebaut wurde, war ein Schauplatz von Unmenschlichkeit.»

Das sind harte Worte von einem Enkel, vor allem von einem Enkel, der ausserdem schreibt, dass er seinen Grossvater liebte und bewunderte. «Das Kind in mir kann bis heute nicht verstehen, wie der Privatmann Rudolf Egger-Büssing dem Unternehmer mit demselben Namen gestattete, zu tun, was er tat», schreibt Christoph Egger-Büssing.

*Diese Verstörung wird bleiben.* Das Leid ist geschehen, und es hat Bestand.

Er unterstreicht, dass die Erinnerung an ein solches Leid nicht als selbstverständlich hingenommen werden kann. Dass die schamlose Lüge oder das bequeme Schweigen näherliegen und er es selbst vorgezogen hätte, zu schweigen, statt zu reden, das Vergessen hat die Zeit auf seiner Seite.

Das ist schön geschrieben und im Grunde vielleicht wahr, und gerade deshalb betrachte ich Dr. Liedke mit einer Art von Liebe oder vielleicht Zärtlichkeit, während er still neben mir geht und mir geduldig die Gedenkstätten und Gedenktafeln zeigt, die deinen Weg von Auschwitz säumen und die es vielleicht dort nicht gäbe, falls es keinen Dr. Liedke gegeben hätte, der mit seinen mühsam freigelegten Bruchstücken, Dokumenten und Zeugnisaussagen den sumpfigen Boden unter ihnen befestigt hätte.

Mit Karl Liedkes Forschungsergebnissen im Gepäck und mit seiner Karte in der Hand verlasse ich Braunschweig im März 2005, um deinem weiteren Weg durch den deutschen Lagerarchipel im März 1945 zu folgen.

\*

Zunächst sollte ich vielleicht etwas über Auschwitz sagen. Zumindest, wie du von dort wekommst. Wie du dort hinkommst, wissen alle oder sollten es wissen. Das ist auf seine Weise unfassbar, für die Nachwelt aber kein Geheimnis. Du triffst in einem verriegelten Viehwagen an einem Bahnsteig ein, der im Frühjahr 1944 angelegt wurde, damit man die Gaskammern und Krematorien zu Fuss erreichen kann, was die Ermordung und Vernichtung der europäischen Juden beschleunigt. Du wirst im selben Waggon transportiert wie der Rest deiner Familie, wie auch der Rest der Familie aus der Wohnung Nummer 3 in der Franciszanska 18. Darunter das achtzehnjährige Mädchen – oder bereits die Frau –, das du Halus nennst und in das du verliebt bist und das in der «Albtraumnacht auf dem Weg in die Hölle» mit dem Kopf in deinem Schoss einschläft. Mir fällt es schwer, mir vorzustellen, dass jemand auf einer solchen Reise einschlafen kann, andererseits fällt es mir schwer, mir eine solche Reise überhaupt vorzustellen. Jedenfalls erinnerst du dich so an die Fahrt nach Auschwitz in einem Brief, den du am 15. Januar 1946 an einem Ort, der von der Hölle sehr weit entfernt ist, an die junge Frau schreibst, die meine Mutter werden soll: «Du bist in meinem Schoss eingeschlafen, und beim Aufwachen bist

Du in Tränen ausgebrochen. So habe ich Dich in der Phantasie gesehen, und so sehe ich Dich heute.»

Vielleicht ist Halus wirklich in deinem Schoss eingeschlafen. Oder du erinnerst dich nur daran, dass sie in deinem Schoss eingeschlafen ist, weil du dich so an sie erinnern musst, nachdem ihr getrennt worden seid und einander verloren hattet und in voneinander getrennte Kolonnen kommandiert wurdet, zu fünft nebeneinander, die Männer in eine Kolonne, die Frauen und die Kinder in eine andere, damit jeder für sich weiter in die Hölle einsortiert werden kann.

Über die Ankunft in der Hölle ist fast alles bereits gesagt worden. Das, was dir und Halus zustösst, stösst mit monotoner Unfassbarkeit Hunderttausenden von Menschen zu, die bis zuletzt nicht begreifen, an welche Art von Ort sie gekommen sind. Auf der Rampe oder dem Bahnsteig in Auschwitz wird deine Mutter in die Gaskammer aussortiert, wie auch Rachel, Halus' Mutter, und ihr Vater Jakob, wie auch Halus' ältere Schwester Dorka, deren fünfjähriger Sohn Obadja und die meisten anderen verbliebenen Juden aus dem Łódźer Ghetto. Bei ihnen funktioniert Auschwitz wie geplant. Nichts bleibt von ihnen übrig. Noch nicht einmal eine Registrierkarte mit Namen oder Nummer. Keine Nummern für die, die es niemals gegeben hat. Der Tod in den Gaskammern ist kollektiv, anonym, nackt und sorgfältig bemäntelt von Euphemismen (Umkleideraum, Duschaum etc.), Kulissen (Schilder, Birken, ein Rote-Kreuz-Fahrzeug etc.) und Unfassbarkeit.

Nicht zuletzt Unfassbarkeit. Ein grosser Teil des Erfolgs erklärt sich hiermit.

Die Unfassbarkeit.

Für eine kleine Gruppe, die von den Gaskammern wegsortiert wird, vollzieht der Tod kurzfristig einen taktischen Rückzug. Die tägliche «Pflege» des anschwellenden Lagers erfordert Tausende und Abertausende neuer Sklavenarbeiter, von denen die meisten im Verlauf weniger Monate verhungern oder sich zu Tode arbeiten oder zu Tode gefoltert werden, eine Kugel in den Nacken oder eine Phenolspritze ins Herz bekommen oder ein weiteres Mal aussortiert werden für die Gaskammern. Auf dem Bahnsteig in Auschwitz-Birkenau wartet auch ein gewisser Dr. Josef Mengele, der lebendige Menschen routinemässig zu tödlichen medizinischen Experimenten aussortiert. Dem wachsenden Auschwitz-Birkenau untersteht ausserdem ein wachsender Archipel von Aussenlagern, welche einem wachsenden Kreis deutscher Industriebetriebe zu Diensten sind, die ihre Tätigkeit ganz auf dem Aussortieren von Sklavenarbeitern aus den Lieferungen für die Gaskammern aufbauen. Das grösste Unternehmen in diesem Zusammenhang ist der Chemiekonzern IG Farben, der in Auschwitz ein eigenes Lager bekommt, Auschwitz III Monowitz, nach den Buna-Werken, einem Unternehmen zur Herstellung von synthetischem Gummi und synthetischem Treibstoff, auch «Buna-Lager» genannt, wo sich circa dreissigtausend Sklavenarbeiter auf die eine oder andere Weise zu Tode arbeiten.

Die zum Zweck, sich zu Tode zu arbeiten, aussortiert werden, bekommen in den meisten Fällen eine Nummer auf den Unterarm tätowiert und werden mit pedantischer Sorgfalt in den Verzeichnissen der SS-Bürokratie geführt.

Jeden Tag finden in Auschwitz stundenlange, qualvolle Appelle in schnurgerader Kolonnenaufstellung statt, um festzustellen, wer lebt, wer gestorben ist, wer fehlt und wer zu schwach zum Arbeiten ist und deshalb sterben muss. Von den 405'000 Menschen, die in Auschwitz mit einer Nummer geführt werden, kommen 340'000 nicht lebend von dort weg. Von den 67'000 in Auschwitz aus dem Łódźer Ghetto eingelieferten Juden werden dreitausend mit einer Nummer registriert, während 19'000 in ein Niemandsland zwischen Sklavenarbeit und Gaskammer gebracht und bis auf Weiteres nicht registriert werden.

Zu den letzteren gehörst du. Man tätowiert dir keine Nummer auf den Unterarm. Aus unbekanntem Grund darfst du als noch nicht abschliessend behandelte Menschenreserve leben. Im Vernichtungslager Birkenau II gibt es seit Mai 1944 eigene Abteilungen für Menschen, die in Erwartung einer abschliessenden Behandlung am Leben gehalten werden. Im ehemaligen Zigeunerlager (Abschnitt B II e), dessen verbliebene dreitausend Insassen am 2. August 1944 in den Gaskammern abschliessend behandelt wurden, sind Baracken frei, ebenso in Abschnitt B II b, dem sogenannten Familienlager, dessen sämtliche siebentausend Männer, Frauen und Kinder aus dem Ghetto in Theresienstadt in den Nächten zwischen dem 10. und dem 12. Juli 1944 abschliessend behandelt wurden. Die noch nicht abschliessend behandelten Juden aus dem Łódźer Ghetto werden unter den üblichen höllischen Verhältnissen verwahrt, womöglich sogar unter noch schlimmeren, weil sie gezwungen werden, im Freien oder auf dem Fussboden oder sitzend in langen Reihen zu schlafen, wobei

jeweils ein Gefangener zwischen die Beine des Gefangenen hinter ihm gepresst wird. Sie erhalten auch keine eigenen Löffel und Essschalen, was für Auschwitz-Birkenau eine Überlebensbedingung ist. Die tägliche Hungerration «Suppe» müssen sie sich jeweils zu viert aus einer Schale teilen, wie immer das gehen mag. Eigene Löffel und Schalen machen einen der Unterschiede zwischen Hölle und Paradies aus. Ein anderer ist der Gestank nach verbranntem Fleisch. Allen ist dieser Geruch bekannt. Der Geruch, die schwarzen Rauchwolken und die nächtlichen Flammen aus den hohen, einige Kilometer entfernten Schornsteinen sind allen bekannt, die die Tage und die Nächte überleben, während ihr darauf wartet, in Birkenau II abschliessend behandelt zu werden, wo die Gaskammern mit voller Kraft arbeiten und die Krematorien nicht ausreichen und ein Teil der Leichen im Freien in offenen Gruben verbrannt werden muss.

Der Druck auf die Krematorien ist wahrscheinlich einer der Gründe dafür, dass ihr nicht abschliessend behandelt werdet. Ein weiterer ist der Druck des schnell wachsenden Lagerarchipels ausserhalb der Domänen von Auschwitz-Birkenau. Kurz gesagt, jeder grössere Industriebetrieb im eingeschlossenen Deutschland verlangt nach Sklavenarbeitern. Im Herbst 1944 verzweigt der Lagerarchipel sich immer weiter über Deutschland, mit so gut wie jedem deutschen Konzentrationslager als Kommandozentrale zahlloser Aussenlager und Unterlager und Unterkommandos, die alle mit Sklavenarbeitern gefüllt werden sollen, während die einzig grössere verbliebene Reserve aus den Lieferungen von Juden zu den Gaskammern von Auschwitz besteht.

Im Spätsommer 1944 werden circa dreissigtausend Juden, hauptsächlich aus Ungarn und Polen, zur eventuellen Weiterlieferung aussortiert. Nicht alle Aussortierten werden weitergeliefert, und nicht alle, die weitergeliefert werden, überleben, aber die Aussortierung zur Weiterlieferung ist der erste Schritt auf dem Weg fort von Auschwitz.

Ich weiss nicht, wie du in Auschwitz Tage und Nächte auseinanderhältst. Ich weiss, dass so etwas schwierig ist, wenn man einen Schock hat und die Tage und Nächte zusammenzufließen scheinen, aber eineinhalb Jahre später schreibst du in einem Brief, du befindest dich zwölf Tage in Auschwitz. Du schreibst auch, dass das Aussortieren von Gefangenen unverzüglich beginnt, dass die Gefangenen von Baracke zu Baracke verlegt werden, dass man sich im weiteren Verlauf des Aussortierens aus den Augen verliert und dass du schon nach einem Tag von den Brüdern Szames getrennt wirst. Mehr berichtest du nicht über die Brüder Szames, aber Halus, an die du das schreibst, weiss offenbar, wer gemeint ist, und darum nehme ich an, ihr kennt einander aus Łódź und seid mit demselben Transport nach Auschwitz gekommen, und mit diesen Brüdern verschwindet eine weitere Verbindung zur Welt vor Auschwitz.

Ich nehme an, du erwähnst es deshalb.

Es muss jedoch gesagt werden, dass du nicht allein in Auschwitz bist. Wärest du allein, fiel es mir schwer, anzunehmen, dass man dich zur Weiterlieferung aussortiert hätte, und noch schwerer, dass du überlebt hättest. Wer unter den Gefangenen in Birkenau II die Wahl hat, entscheidet sich für die Grössten und Kräftigsten und für solche, die glaubhaft machen kön-

nen, dass sie über die gewünschten Fertigkeiten verfügen. Du bist möglicherweise so gesund und kräftig, wie das ein junger Mann nach vier Ghetto jahren und zwölf Tagen in Auschwitz sein kann, aber du bist schwächling und klein und nicht besonders tollkühn und unternehmungslustig – falls du mir verzeihst, dass ich das sage. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es dir allein gelungen wäre, die eingehenden Prüfungen und Befragungen beim Aussortieren zur Weiterlieferung zu überstehen. Beim Aussortieren wird eine Messlatte angebracht, und wer nicht bis zur Messlatte emporreicht, wird aussortiert. Ich bin mir nicht sicher, ob du die Messlatte erreicht hättest, und ich bin mir auch nicht sicher, ob es dir gelungen wäre, glaubhaft zu machen, dass du ein erfahrener Schweisser und Dreher oder Elektriker bist, oder wonach gerade eine Nachfrage bestand. Mancher hat mit einer Kombination aus Tatendrang und Verzweiflung dennoch Erfolg, aber ich glaube, du hattest Erfolg, weil du nicht allein warst. Beim Aussortieren an der Rampe hast du noch deinen Bruder Naftali oder Natek neben dir. Er ist sechs Jahre älter als du und besitzt mehr Lebenserfahrung und, wie ich glaube, auch den grösseren Überlebensinstinkt. Zumindest glaube ich, dein Überleben ist ein grosser Überlebensgrund für ihn. Ich glaube, er zieht dich mit sich, hinaus aus Auschwitz.

Es gibt viele solcher Berichte; ein Mensch zieht einen anderen mit.

In Auschwitz ist Einsamkeit eine Todesursache.

Jetzt gibt es nur euch beide, niemanden sonst.

Am dritten Tag in Auschwitz begegnest du Beno.

«Du hättest ihn nicht wiedererkannt», schreibst du im Brief an Halus. «Er war so gut gemästet, dass seine Augen kaum zu sehen waren. Ich war noch immer mitgenommen von der Oüvertüre (der Ankunft in Auschwitz), ich war wie berauscht, rannte herum wie ein Wahnsinniger, und Beno machte alles noch ärger. Ich erkannte ihn überhaupt nicht wieder, er war so brutal geworden in seiner Ausdrucksweise. Das hat er mir erzählt: ‚Bis auf die Schwester ist meine ganze Familie im Schornstein gelandet. Unser Leben ist doch sowieso nichts wert, das Einzige, was man tun kann, ist saufen und fressen, lebendig kommen wir hier sowieso nicht mehr weg. Weisst du, David, ich glaube überhaupt nicht an diese Transporte, die gehen sicher auch zum Schornstein« Ich habe ihm geantwortet, das ist egal, ich melde mich jedenfalls für den Transport, es kommt, wie es kommt. Um jeden Preis wollte ich schnellstmöglich auf einen Transport kommen.»

Und in einem früheren Brief: «Über Beno könnte man viel erzählen. Er hat sich überhaupt nicht gut benommen, er hat niemandem geschadet, aber in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Auschwitz hätte er mir sehr helfen können, aber das tat er nicht. Er kümmerte sich überhaupt nicht um mich.»

Man erkennt, dieser Beno ist schon einige Zeit in Auschwitz, er weiss, was dort vor sich geht, und ist zu einer Art Kapo oder Lagerwache aufgestiegen und hat sich so auf Kosten seiner Mitgefangenen satt essen können, und sein Verhalten in Auschwitz verletzt dich tief. Von allem, was dir in Auschwitz widerfährt und was du Halus in einem mit «Alingsas, den 10. März 1946»

datierten Brief erzählen willst, stellt die Episode mit Beno die grösste Sache dar. Du schreibst mehr über die Begegnung mit Beno als über irgendetwas anderes. Ich kann nur vermuten, warum, und ich vermute, dass ihr euch nicht nur aus dem Ghetto kennt, sondern dass ihr enge Freunde gewesen seid, beste Freunde vielleicht, jedenfalls so enge Freunde, dass dir sein Auftreten sehr nahe geht und dass dich das Bild des fetten, brutalen Beno in Auschwitz nach wie vor verfolgt. Vor allem, weil Beno später im Braunschweiger Lager auftaucht und folglich Auschwitz auf dem gleichen schmalen Weg verlässt wie du.

Gerade deine Reaktion auf Beno gibt mir Grund zu der Annahme, dass du in Auschwitz allein nicht zurechtgekommen wärst.

Insbesondere, weil du ihm in diesem Brief verzeihst.

Was verzeihst? Wärest du ein Mensch gewesen, der Auschwitz allein hätte überleben können, hätte es nichts zu verzeihen gegeben. Die Art, in der Beno sich dir gegenüber verhielt, zeigt, was die Einsamkeit in Auschwitz mit Menschen anrichtet.

Die Einsamkeit tötete auf viele Arten.

«Heute hat das, was er getan hat, keine Bedeutung mehr», schreibst du an deine Halus, «ich habe ihm schon lange verziehen.»

Am zwölften Tag in Auschwitz gelingt es euch beiden, deinem Bruder und dir, Naftali und David Rosenberg, auf den ersten Transport von Auschwitz nach Braunschweig zu kommen. Bis zuletzt glaubt ihr, unterwegs zu einer Kohlengrube in Schlesien zu sein. Es sind viele Gerüchte über das Ziel der Transporte in

Umlauf, eine mörderische Kohlengrube in Schlesien ist vielleicht am wenigsten schlimm. An Halus schreibst du: «Nach 24-stündiger Reise waren wir da. Als ich aus dem Zug stieg, traute ich meinen Augen nicht, wir standen auf einem Güterbahnhof in einem Braunschweiger Vorort.»

Ende März 1945 wird das Konzentrationslager in Braunschweig evakuiert, nachdem die Büssing-Lastwagenfabriken durch Bomben zerstört wurden. Immer mehr deutsche Fabriken werden nun durch Bomben zerstört, und Sklavenarbeiter, die man nicht mehr einsetzen kann, werden weitertransportiert, in erster Linie in andere Lager bei noch intakten Fabriken.

Als es keine unzerstörten Fabriken mehr gibt, gibt es auch keine Ziele für die Sklaventransporte mehr – abgesehen von der Beseitigung der Spuren, die die Sklavenarbeit hinterlassen hat.

Und genau hier meldet die Hölle sich zurück.

Zunächst werdet ihr mit Lastwagen ins Aussenlager Salzgitter-Watenstedt transportiert, das gemeinsam mit Salzgitter-Drütte und Salzgitter-Bad die Stahl- und Munitionsherstellung der Reichswerke Hermann Göring mit Sklavenarbeitern aus den Konzentrationslagern versorgt. Die Reichswerke Hermann Göring sind noch in Betrieb, weil man die Produktion grösstenteils unter die Erde verlegt hatte. Zwei Wochen lang werdet ihr zur Räumung der unterirdischen Fabrikhallen von allerlei durch die alliierten Bombenangriffe herabstürzenden Kram verwendet,

bald aber kommen auch die unterirdischen Maschinen zum Stillstand, als auf dem Werkgelände amerikanische Granaten einschlagen.

Vierundzwanzig Stunden vor der Besetzung der Reichswerke Hermann Göring durch US-amerikanische Truppen wirst du zusammen mit ungefähr tausendsechshundert anderen Gefangenen für eine sofortige, chaotische Evakuierung in andere Bereiche des Lagerarchipels auf einen aus offenen Güterwagen bestehenden Zug geladen. Die Kranken und Sterbenden werden aus Krankenbetten und Krankensälen mit Lastwagen abgeholt, wie Bretter übereinandergestapelt und auf die Güterwagen verteilt. Die einzige Erklärung für die überhastete Evakuierung sogar schwacher, kranker und sterbender Menschen kann nur das Bemühen sein, die Spuren von euch allen zu beseitigen.

Es ist in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1945, die deutsche Kapitulation ist noch einen Monat entfernt, und der Weg von Auschwitz ist lang. An Bord des Zuges, der aus dem Bahnhof Salzgitter-Watenstedt rollt, befindet sich der französische Arzt Georges Salan, der sich in Braunschweig darüber gewundert hatte, warum die Juden aus Auschwitz so verzweifelt den Krankentransporten zu entkommen versuchen. Jetzt wundert er sich vielleicht nicht mehr, denn es stellt sich heraus, dass auch dies ein Krankentransport ist und noch dazu ein tödlicher. Jedenfalls ist der Tod eine rein logische Folge der Verhältnisse auf dem Zug, und letztlich ist dies auch beabsichtigt. In jedem Güterwagen zwischen fünfzig und sechzig Gefangene, schreibt Salan. In jedem Güterwagen zwischen achtzig und neunzig Gefangene, schreibst du. Es gibt Proviant, aber kein Wasser, schreibt Salan.

Es gibt weder Lebensmittel noch Wasser, schreibst du. Vielleicht gibt es in diesem Zug verschiedene Klassen, eine für Juden und eine für andere, was auf die Dauer keinen Unterschied macht, da alle auf dem Zug mehr oder weniger krank werden und immer mehr von ihnen sterben. In den Wagen gibt es keine Latrinenkübel, also verrichten die Gefangenen ihre Notdurft in die Essensschalen und versuchen den Inhalt über Bord zu entleeren. Wer stirbt, wird in den letzten Wagen der Zuggarnitur gelegt. Viele sterben, während der Zug mit den ungedeckten Güterwagen wie ein Fliegender Holländer durch den deutschen Sklavenlagerarchipel irrt, auf der Suche nach einem Lager oder einem Grab, in das man die Ladung werfen kann.

Dies schreibt Salan in seinem Buch.

Das schreibst du im März 1946 in deinem Brief an Halus:

«Wir fahren von einem Lager zum anderen, und nirgends wollten sie uns aufnehmen. Unterwegs starben die Leute wie die Fliegen. Wir waren schon in den Vorstädten Berlins, auch dort wollten sie uns nicht haben, wir mussten kehrtmachen und zurückfahren, Oranienburg, Sachsenhausen, alles überfüllt von Häftlingen [du benutzt das deutsche Wort Häftling]. Erst am neunten Tag erreichten wir Ravensbrück, der Menschen war auf dem Weg dorthin gestorben. Und der Rest sah aus wie Gespenster.»

Du nennst einige der Orte, die an der Bahnstrecke liegen. Es sind mehr. Tatsächlich durchquert der Zug grosse Teile Norddeutschlands in einem Dreieck zwischen Braunschweig, Hamburg und Berlin. Mit seinen ungefähr zwanzig ungedeckten Gü-

terwagen voller Kranker, Sterbender und Toter weckt er natürlich ein gewisses Aufsehen bei den Menschen, die sehen, wie er vorüberfährt und an einem Bahnhof nach dem anderen anhält, in der Hoffnung, einen Teil seiner Last abwerfen zu können. So hält der Zug unter anderem in Schandelah, Oebisfelde, Bismark, Uchtsprunge, Havelberg, Ludwigslust, Hagenow und im Vorort Bergedorf bei Hamburg. Letzteres deutet darauf hin, dass der Transport eigentlich für das KZ Neuengamme bestimmt ist, das Hauptlager für die Unterlager im Gebiet von Braunschweig/Salzgitter, aber das KZ Neuengamme ist überfüllt. Also fährt der Zug zurück in Richtung Berlin zum Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg, das, wie du so richtig notierst, mit Häftlingen überfüllt ist. Nach neun Tagen (ich begreife nicht, wie es dir gelingt, die Zeit im Blick zu haben) erreicht der Zug das Konzentrationslager Ravensbrück neunzig Kilometer nördlich von Berlin.

Es ist der 14. April 1945, und hier werdet ihr abgeladen.

Es muss jedoch erwähnt werden, dass ihr nicht die Ersten seid, die abgeladen werden. Am 8. April um zehn Uhr abends legt der Zug mit den ungedeckten Güterwagen aus Watenstedt an der Station Uchtsprunge einen längeren Aufenthalt ein. Der zuständige Bezirksarzt, Dr. Behncke, notiert dabei das Folgende: «An Bord des Zuges befanden sich 66 Leichen. Der Transportführer, SS-Rottenführer Winkler, und Dr. Mittelstedt, ein mitfahrender polnischer Arzt, Nr. 3506, baten mich um Genehmigung, die Leichen begraben zu dürfen, da sie in Verwesung übergegangen seien. Der Bestimmungsort des Zuges war mir unbekannt.

Die Leichen wurden am Montag, 9. April, in einem Massengrab am Kiesberg begraben.»

Mit Dr. Liedkes Karte auf dem Beifahrersitz folge ich der Spur des Zuges. Einem Bahngleis mit dem Auto zu folgen ist nicht so leicht, vor allem dann nicht, wenn die Strecke an manchen Stellen verlegt oder begradigt wurde und die Bahnhöfe, die einmal auf ihrem Weg lagen, in überwuchertem Brachland stehen, wo die Schienen verrostet und die Bahnhofsgebäude zerfallen.

Darum dauert es eine Weile, den alten Bahnhof von Uchtsprunge zu finden, wo in der Nacht vom 8. auf den 9. April 1944 sechshundsechzig Leichen abgeladen wurden. Der neue Bahnhof besteht nur aus einem nackten Bahnsteig ohne Bahnhofsgebäude, er liegt an der schnurgeraden Schnellfahrstrecke zwischen Hamburg und Berlin und ist ein gutes Stück von Uchtsprunge entfernt. Das alte Bahnhofsgebäude finde ich ungefähr dort, wo ich es vermutet habe, an dem noch erkennbaren Bahndamm, der durch die Gemeinde läuft, und es ist, wie erwartet, einsturzgefährdet. Das Dach ist eingesunken, der graue Putz abgeblättert, die Fenster sind zugenagelt, das Regendach, das vom Bahnhofsgebäude zum Warteraum vor dem früheren Bahnsteig reicht, ist durch Feuchtigkeit und Holzfäule aufgebrochen. An der Fassade eines Güterschuppens aus Fachwerk und Ziegeln steht noch mit grossen Buchstaben schwarz auf weiss der Name Uchtsprunge, aber ein neues, von der deutschen Bahn angebrachtes Schild un-

tersagt das Betreten des Bahnhofsbereichs. *Unfallgefahr. Betreten für Unbefugte verboten.*

An diesem Bahnhof, an diesem Bahnsteig, in Sichtweite praktisch des ganzen Ortes Uchtspringe, stand «für längere Zeit» (Dr. Behncke) ein Zug mit tausendsechshundert auf offene Güterwagen verladenen Konzentrationslagerinsassen, alle mehr oder weniger krank oder sterbend, während sechshundsechzig Leichen abgeladen und begraben wurden.

Nach der Befreiung öffnen amerikanische Soldaten das Massengrab, um die Toten zu identifizieren, aber es zeigt sich, dass alle Erkennungsmarken abgenommen wurden, Georges Salan zufolge von SS-Rottenführer Winkler persönlich, weshalb die Leichen erneut begraben werden, namenlos, jeder für sich.

Ich suche nach der Gedenkstätte für sie, die es in Uchtspringe geben müsste.

Ich suche in Uchtspringe auch nach anderen Gedenkstätten. Die kleine Stadt wird nach wie vor von ihrer grossen, von einem schönen Park umgebenen psychiatrischen Klinik dominiert, dem Irrenhaus, wie man früher sagte. Heute ist es eine zentrale Einrichtung des Landes Sachsen-Anhalt, das Landeskrankenhaus für Forensische Psychiatrie Uchtspringe. In den dreissiger Jahren hiess es Landesheilanstalt Uchtspringe und war eine der zentralen Institutionen des Dritten Reichs zur Zwangssterilisierung und Tötung von Geisteskranken und anderem minderwertigem Menschenmaterial. Zwischen 1934 und 1941 wurden in Uchtspringe 765 Patienten zwangssterilisiert. Zwischen 1940 und 1945 wurden in Uchtspringe ungefähr fünfhundert Patienten durch Über-



dosierung von Medikamenten ermordet, die meisten davon Kinder. Zwischen Juli 1940 und Juli 1941 wurden 1'741 Patienten zu den Gaskammern der Anstalten in Brandenburg an der Havel und Bernburg in Sachsen-Anhalt transportiert, wo sie im Rahmen des deutschen Euthanasieprogramms T4 ermordet wurden.

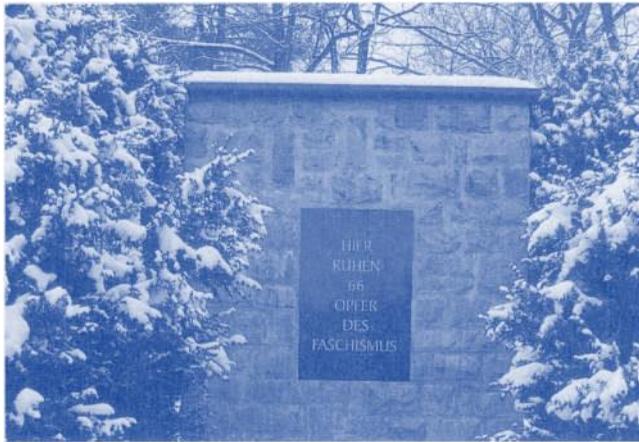
Seit dem 15. September 2004 gibt es einen Gedenkort für sie, im Park oberhalb des schönen, von Efeu umspinnenen Krankenhausgebäudes aus dem Jahre 1894. Eine Bronzeplatte auf einem grob behauenen Granitblock mit dem Text: *Den Frauen, Männern und Kindern, die in der Landesbeilanstalt Uchtspringe gedemütigt, getötet oder von hier in den Tod geschickt wurden.* Es wird betont, dass dies *während des Nationalsozialismus* geschah.

Eine völlig andere Zeit, begreift man, mit völlig anderen Menschen.

Warum hat die Gedenktafel so lange auf sich warten lassen?

Ich suche nach einer Gedenktafel für die sechshundsechzig begrabenen Männer aus deinem Zug und stosse auf ein rotbraunes Schild mit einem Kreuz und dem Text *Kriegsgräberstätte*. Ein Pfeil zeigt auf einen kleinen Hügel. Ich stapfe die zweihundert schneebedeckten Meter auf dem knapp zu erkennenden Pfad abseits des Weges und erreiche an der Hügelspitze einen schmalen Gang, der von Lebensbäumen gesäumt wird. An dessen Ende ein aus rotgrauen Steinen gemauertes Grabmal mit einer blankpolierten, schwarzen Steinplatte in der Mitte. Aus dem Schnee am Fusse des Grabmals ragen Nadelzweige von einem niedergelegten Kranz. Auf der schwarzen Steinplatte sechs eingravierte Wörter: *Hier ruhen 66 Opfer des Faschismus*.

Ich bin gerührt über die exakte Zahl. Von einem Zug mit tausendsechshundert Gefangenen, von denen eine grosse, der Nachwelt jedoch nicht exakt bekannte Zahl vor Ende der Reise starben, wurde die exakte Zahl der am Bahnhof von Uchtspringe abgeladenen Leichen von der Geschichte bewahrt und von den guten Einwohnern von Uchtspringe in Stein gemeisselt, irgendwann in jener Zeit, als die Stadt zur DDR gehörte. Selbst wenn man nicht wüsste, dass Uchtspringe einmal zur DDR gehörte, und vielleicht darüber erstaunt ist, da es amerikanische Truppen waren, die Uchtspringe befreiten und die Identität der sechshundsechzig Leichen im Massengrab zu klären versuchten, geht die ehemalige Zugehörigkeit mit aller wünschenswerten Deutlichkeit aus der Aufschrift am Grabmal hervor. Für die guten Bürger der DDR gehörte der Nationalsozialismus zur Geschichte eines



anderen Deutschlands. Ihr Teil war der ungebrochene Kampf gegen den «Faschismus», eine schamlose Lüge, die vier Jahrzehnte lang die Erinnerung an das, was wirklich geschehen war, aushöhlte. In der DDR-Geschichte hatte der Zug eines anderen Deutschlands für längere Zeit auf dem Bahnhof von Uchtspringe gestanden, und die Ärzte eines anderen Deutschlands hatten in Uchtspringe einigen Tausend ihrer Patienten den Tod verordnet.

Ein historischer Zufall legte fest, wie man des Ereignisses gedenken sollte. Im Monat nach Kriegsende wurden die Linien zwischen den Armeen der Siegermächte ein wenig begradigt und Truppen wurden verlegt. Am 1. Juli 1945 räumten die amerikanischen Truppen Uchtspringe, und sowjetische Truppen marschierten ein, wobei sich sechshundsechzig Männer in einem Massengrab von Opfern des Deutschen Reiches in Opfer des «Faschismus» verwandelten.

Ich verzichte darauf, der Spur des Zuges auf dem langen Abstecher von Uchtspringe über Wittenberge nach Bergedorf bei Hamburg zu folgen und fahre direkt nach Ravensbrück.

Von Dr. Liedke erhalte ich eine Kopie der Liste von Ravensbrück. Nicht die ganze Liste, vielmehr eine Seite, auf der sich dein Name befindet. Das einzige Dokument, das ich aus dem Sklavenlagerarchipel besitze, auf dem sich dein Name befindet. Es ist eine von der SS in Ravensbrück erstellte Liste, in der du als David Rosenberg verzeichnet bist und Natek als Nathan Rosenberg, zuerst Natek, dann du. Rosenberg wird mit s geschrieben, Natek steht dort als Nathan und nicht als Naftali, du bist 1926 statt 1923 geboren, aber zweifellos handelt es sich um euch. Ihr werdet als Nummer 315 und 316 geführt. Gefangenekategorie: Polnischer Jude. Geburtsort: Widawa. Einlieferung: Auschwitz 26 VIII 1944. Auslieferung: Wattenstedt (sic). Alte Gefangenennummer (der SS-Liste in Neuengamme): 50648 und 50649. Neue Gefangenennummer (der SS-Liste in Ravensbrück): 18300 und 18301. An der neuen Gefangenennummer ein dicker Bleistifthaken, der an den Nummern der nicht-jüdischen Gefangenen fehlt. Wüsste ich es nicht besser, wäre ich davon ausgegangen, dass die Juden hiermit in eine noch schlimmere Hölle aussortiert wurden als die anderen, aber in Ravensbrück geschieht das Unfassbare, dass die Juden in eine bessere kommen. Ich weiss nicht, ob diese Aussortierung mit den Bleistifthaken auf der Liste markiert wird, es kann sich aber sehr wohl so verhalten haben. In die-

sem Fall bezeichnen die Bleistifthaken das Recht der jüdischen Gefangenen auf ein Lebensmittelpaket des Roten Kreuzes.

Man schreibt den 14. April 1945, die Front rückt rasch näher, und die Absicht der zunehmend tödlichen Gefangenenmärsche und Gefangenentransporte durch den deutschen Lagerarchipel ist die Beseitigung ihrer eigenen Spuren; entsprechend den Worten Himmlers vom 18. April 1944: «Kein Häftling darf lebend in die Hände des Feindes fallen.»

Ein weiterer Monat, und es wäre so gekommen. Von den circa 700'000 Konzentrationslagerinsassen, die im Januar 1945 in den SS-Listen registriert sind, stirbt ein Drittel in den letzten Monaten vor Kriegsende. Gegen Ende wie Fliegen, heisst es in Zeugnis um Zeugnis, nicht nur bei dir. Gegen Ende ist die einzig verbliebene Absicht, dafür zu sorgen, dass ihr vor der Welt verschwindet.

Und dann, in Ravensbrück, nach neun Tagen auf einem Zug aus offenen Güterwagen, an dessen Schluss ein besonderer Waggon für die Leichen hängt, hakt man auf einer Liste euren Namen wegen eines fünf Kilo schweren Lebensmittelpakets vom Roten Kreuz mit Bleistift ab.

Besonders die Juden.

Wie ist das möglich? Ravensbrück ist ein Konzentrationslager (in erster Linie für Frauen). In Ravensbrück herrscht die SS uneingeschränkt. In Ravensbrück sterben die Gefangenen wie die Fliegen, insgesamt über fünfzigtausend, ab Februar 1945 auch in einer neu eingerichteten Gaskammer. Im März und April 1945 werden fünfundzwanzigtausend Gefangene aus Ravens-

brück evakuiert, damit sie verschwinden. Auch in Ravensbrück sollen die Gefangenen dem Feind nicht lebend in die Hände fallen. SS-Leute, die vor allem Juden wegen des Empfangs eines lebenserhaltenden Pakets abhaken, widersetzen sich nicht nur Himmlers ausdrücklichem Befehl, sie sabotieren auch die bis zuletzt alles überschattende Aufgabe der SS-Herrschaft, die Vernichtung der Juden.

Wer hat die Macht, so etwas zu befehlen?

Himmler selbst, wie sich zeigen soll. Der Reichsführer-SS Heinrich Himmler treibt mit einem schwedischen Grafen namens Folke Bernadotte ein doppeltes Spiel um Leben und Tod. Himmler glaubt, um sein eigenes Leben nach der Kapitulation zu spielen. Folke Bernadotte, der Chef des Schwedischen Roten Kreuzes, glaubt, um das Leben vor allem der norwegischen und dänischen Staatsbürger in Himmlers Konzentrationslagern zu spielen. In Kolonnen weisser Busse, auf die schwedische Flaggen und das Rote Kreuz gemalt wurden, sollen sie mitten im Krieg evakuiert werden, um zu leben, und nicht, um zu sterben. Durch weiteren Druck wird dieser Einsatz auch auf dänische und norwegische Juden ausgedehnt und umfasst Ende April zudem die Evakuierung schwerkranker Frauen aus Ravensbrück. Mit sowohl Himmler, der schwedischen Regierung als auch dem Internationalen Roten Kreuz verhandelt zur gleichen Zeit der schwedische Vertreter der 1936 in Genf gegründeten Organisation World Jewish Congress, ein nach Schweden geflüchteter jüdischer Geschäftsmann aus Lettland namens Gilel (Hillel) Storch, über Lebensmittelpaket-Sendungen an noch überlebende Juden in deutschen Konzentrationslagern. «Im Lager Ravensbrück gibt es fünfunddreissigtau-

send jüdische Frauen, die buchstäblich verhungern», schreibt Hillel Storch am 19. März 1945 in einem Brief an den Legationsrat Hellstedt vom Königlich Schwedischen Aussenministerium.

All dies ist, wie du sicher einsiehst, eine Erzählung für sich, und eigentlich ist kein Platz in ihr, weder für dich noch für irgendeinen anderen der polnischen jüdischen Männer, die sich an Bord des umherirrenden Güterwagentransports aus dem Aussenlager Watenstedt befinden, aber in Ravensbrück kreuzen die schwedischen Lebensmittelpakete deinen Weg fort von Auschwitz. Diese Lebensmittelpakete sind eine grosse Sache und, was dich anbetrifft, vermutlich lebensentscheidend. Der Ablauf der Ereignisse hinterlässt tiefe Spuren in deinem Bericht, den du elf Monate später im Brief aufzeichnest:

«Hier [in Ravensbrück] begannen sie, über irgendwelche Pakete vom Amerikanischen Roten Kreuz zu reden, und tatsächlich, am folgenden Tag teilten sie Pakete aus, ein Paket für zwei Personen. Die Leute waren wie verrückt vor Glück, aber kein Wunder. Einige Wochen vor Kriegsende stopft ein schmutziger, hungriger Häftling amerikanische Schokolade, Kekse usw. in sich hinein.

Am dritten Tag erhielten wir noch so ein Paket, dann verbreitete sich die Nachricht, die Juden kämen nach Schweden, aber niemand glaubte daran. Ich dachte mir, die Leute wären von den Lebensmittelpaketen so überwältigt, dass dies zu Gerüchten und Gerede geführt hatte.

Aber auch dieses Mal war das kein wirres Zeug, denn ein paar Tage später hörten wir jemanden rufen: „Alle Juden« Das war nicht unbedingt ein Lied, wie ich es gern hörte, denn was würde

man denn von allen Juden wollen, aber wir hatten keine andere Wahl und mussten uns aufstellen. Wir waren da 800 Juden unter 6'000 [Gefangenen] anderer Nationalitäten. Ein SS-Mann hielt eine Ansprache: ‚Morgen früh zum Appell treten die Juden für sich an. Ihr kommt nach Schweden. Das Schwedische Rote Kreuz holt euch ab.‘

Mir fiel sofort Biebows Rede im Ghetto ein: Jetzt bekommen wir neue Gäste.’ Ich hätte mich tatsächlich verstecken und nicht mitfahren können, weil ich einen deutschen Häftling getroffen hatte, den ich aus dem vorigen Lager kannte, er war jetzt Barackenwache. Er sagte, wenn ich keine Lust hätte mitzufahren, könnte ich bleiben. Er sagte aber auch, ich bräuchte keine Angst zu haben, denn das mit der Reise nach Schweden sei wahr. Ich glaubte ihm, weil ich wusste, er ist ein guter Freund, warum hätte ich also im Lager sitzen sollen, wenn ich in einigen Tagen frei sein konnte.

Gleichzeitig war alles ganz unfassbar.

War es einem Juden möglich, den Krieg zu überleben?

Am nächsten Tag verliessen wir das Lager [in Güterwagen], für die Reise bekam jeder von uns drei amerikanische Pakete, und falls jemand wollte, konnte er mehr haben. Wie konnten wir also nicht glauben, dass es stimmte?

Auf dem Paket stand: ‚American Red Cross durch Vermittlung des Schwedischen Roten Kreuzes – an den Ältesten der Juden in Ravensbrück.‘ Und in einigen der Pakete waren Dosen mit Fleisch, auf denen ‚koscher‘ stand. Wir waren nun sicher, dass wir gerettet waren.

Um zwölf Uhr in der Nacht hielt der Zug an. In unseren Wa-

gen kam ein Zivilist, den wir als Kapo wiedererkannten (dieses Mal ein deutscher Jude). Er trug keine Häftlingskleidung mehr, sondern normale Zivilkleidung und um den Arm eine weisse Binde. Er sprach auf Deutsch zu uns, und alles spielte sich in Gegenwart von SS-Männern ab, die uns eskortierten: ‚Ich habe gehört, dass es unter euch verschiedene Gerüchte gibt und dass ihr an allem zweifelt (der Reise nach Schweden), dass ihr Angst habt, dass ihr vom Krematorium redet und so weiter. Das schlägt euch alles aus dem Kopf. Die Stunden des Krieges sind gezählt. Ihr seht diese SS-Männer (und er deutete auf sie). Sie haben noch ihre Karabiner, aber ihr könnt sicher sein, dass sie die jetzt wegwerfen möchten. Sie sind nicht mehr unsere Feinde. Wir wollen es auf niemanden schieben, es ist wahr, dass man eure Kinder, Mütter, Väter usw. in den Krematorien verbrannt hat. Aber sie sind daran nicht schuld. Ganz Europa liegt in Ruinen, rächt euch nicht an den Deutschen, denn nicht nur sie sind schuld an dem Krieg, die ganze Welt ist verrückt geworden, Engländer, Amerikaner usw.‘

Während der Rede standen die SS-Männer mit gesenkten Köpfen da. Kapo Mayer (so hiess der deutsche Jude) sagte uns, wir sollen aufstehen und die Hatikva singen. Stell Dir vor, drei Wochen vor Kriegsende. 800 Juden auf deutschem Boden, die die Hatikva singen, und SS-Männer, die das Gewehr schultern (so sah es in unserem Wagen aus). Die Leute weinten vor Rührung.

Ich muss mich mit der Erzählung beeilen, denn ich langweile Dich vielleicht schon.»

Lass mich, bevor du weiter die Frau langweilst, die meine Mutter wird, ein Detail über die Lebensmittelpakete einschieben.

Es stimmt, dass «Rotes Kreuz» auf ihnen steht, aber ich vermute, dass dort nicht «American Red Cross» steht, sondern «International Red Cross», etwas anderes wäre doch kaum möglich gewesen, denn trotz allem ist dies Nazideutschland, und mit Amerika herrscht uneingeschränkt Krieg, und es lässt sich ohnehin schwer verstehen, wie selbst das möglich ist. Eine Geschichte für sich, wie gesagt. Nicht dass es irgendeine Rolle spielen würde, weder damals noch heute, aber dein Bericht und meine Dokumente sollen übereinstimmen. Ja, mittlerweile kennst du mich. Du hast völlig recht, dass die Amerikaner mit den Lebensmittelpaketen zu tun haben, wenn auch vor allem mit Hilfe einer Behörde, die War Refugee Board heisst, am 22. Januar 1944 auf Anweisung von Präsident Roosevelt gegründet, mit dem Auftrag, unverzüglich Massnahmen zu ergreifen, *to forestall the plan of the Nazis to exterminate all the Jews and other persecuted minorities in Europe*, den Plan der Nazis, alle Juden und andere verfolgte Minderheiten zu vernichten, abzuwenden.

Eine dieser Massnahmen ist die Finanzierung der 40'000 Pakete mit koscheren Lebensmitteln, die im Februar 1945 im Hafen von Göteborg lagern und nun unter anderem durch die Bemühungen Gilel Storchs dem Internationalen Roten Kreuz übergeben werden, zum Weitertransport per Eisenbahn vor allem in die Konzentrationslager in Theresienstadt, Bergen-Belsen und Ravensbrück, wo sie besonders an jüdische Gefangene verteilt werden sollen. Ungefähr 7500 der Göteborger Pakete treffen irgendwann im April in Ravensbrück ein. Ich vermute, dass dir ein oder zwei dieser Pakete gegen Ende deiner Reise das Leben retten.

Jedes Paket enthält zwanzig Zigaretten der Marke Camel, Vitamintabletten, ein Stück Seife, ein halbes Kilo Trockenmilch, Schokolade, Zucker, Kekse, ein halbes Kilo Margarine, eine Dose Corned Beef (als koscher gekennzeichnet), eine Dose Käse, eine Dose Thunfisch.

Die Lebensmittelpakete retten nicht nur Leben, sie löschen auch Leben aus. Ausgehungerte Körper vertragen den Schock fester Nahrung nicht. Der Hunger muss beherrscht werden, damit man ihn besiegen kann. Nicht alle sind zu dieser Beherrschung in der Lage, eine Dose Corned Beef ist kein Kinderspiel, so koscher sie auch sein mag. «Offensichtlich gibt es unterschiedliche Methoden, Menschen umzubringen; mit der Gaskammer oder mit Rot-Kreuz-Paketen», notiert Dr. Georges Salan und zählt achtundfünfzig jüdische Gefangene in Ravensbrück auf, bei denen die Lebensmittelpakete den Tod verursacht haben.

Der Zug mit dem singenden Kapo und den das Gewehr schulternden SS-Männern vollendet nie die angekündigte Fahrt nach Schweden, aber du erklärst nicht, warum. Gerade an dieser Stelle beschleunigst du deinen Bericht, um die Frau, die meine Mutter wird, nicht zu langweilen. Die Nachforschungen Dr. Liedkes zeigen, dass der Zug mit den polnischen Juden aus Łódź Ravensbrück in Richtung Hamburg am 24. April verlässt, aber von alliierten Bombern angegriffen wird und umkehren muss. In den letzten Kriegswochen sind die deutschen Eisenbahnstrecken ein übliches Bombenziel. Eigentlich fällt es mir schwer, zu verstehen, wieso du ein solches Vorkommnis übergehst, sehe aber ein, dass auf deinem Weg fort von Auschwitz eine abgebrochene Zugreise in die Freiheit nur ein weiterer Weg im wachsenden

Kriegschaos ist, in dem keiner mehr weiss, was wirklich ist und was unwirklich; Lebensmittelpakete, Todestransporte, Befreiung, Vernichtung, das Rote Kreuz, die SS, Wahrheit, Lüge. Ich stelle mir vor, dass das Einzige, was auf diesem Zug wirklich existiert, die Lebensmittelpakete sind, die ihr in Händen haltet, bin mir aber nicht sicher, ob alle überzeugt sind. Ich bin mir auch nicht ganz sicher, ob ihr, die ihr euch an Bord dieses Zuges befindet, begreift, was geschieht oder warum der Zug zurückfährt oder überhaupt, dass er zurückfährt. Züge pflegen vorwärts und rückwärts zu rangieren, von einem Gleis auf ein anderes, ohne dass das heissen muss, das Reiseziel habe sich geändert. Vielleicht verbinden sich die beiden Aufenthalte in Ravensbrück zu einem einzigen, mit den Lebensmittelpaketen als alles verdrängende Verbindung zwischen ihnen. Vielleicht fliessen die Tage und die Daten und Ereignisse ebenfalls zusammen. Die letzten weissen Busse verlassen Ravensbrück am 25. April unter Befehl eines schwedischen Leutnants namens Äke Svensson. Am selben Tag verlässt eine «schwedische» Zuggarnitur mit 4'000 Frauen in fünfzig Güterwaggons Ravensbrück in Richtung Hamburg. Der Zug geht im Kriegschaos jedoch verloren und wird vier Tage später mit defekter Lok in der Nähe von Lübeck wieder aufgefunden. Als die Güterwagen geöffnet werden, stellt man den Tod von vier Frauen fest, andere sind in äusserst ernstem Zustand und müssen ins Krankenhaus gebracht werden. Dennoch gelingt es diesem «Geisterzug», mit 3989 Frauen aus Ravensbrück bis zur dänischen Grenze durchzukommen. Der Zug mit den das Gewehr schulternden SS-Männern und dem sin-

genden Kapo soll zwei Tage früher abgegangen sein, dieser Zug aber ist, soweit ich das feststellen konnte, in den Berichten über die aus Ravensbrück Geretteten nicht verzeichnet. Der Geisterzug nach Lübeck taucht dort auf, aber nicht der Zug mit dem singenden Kapo. Falls ihr euch nun auf dem Weg nach Schweden befunden habt, was ausdrücklich behauptet wurde, warum keine Angaben bei anderen als dir und Dr. Liedke und, wie ich annehme, bei allen, die auf einem Zug aus Ravensbrück miterlebt haben, wie ein jüdischer Kapo vor SS-Männern mit geschultertem Gewehr die künftige jüdische Nationalhymne anstimmte.

Vielleicht verwechselten der Kapo und die SS-Männer die beiden Züge.

Vielleicht wart ihr nicht auf dem Weg nach Schweden.

Vielleicht solltet ihr überhaupt nicht gerettet werden.

Jedenfalls war eure Rettung nicht beabsichtigt, als ihr Ravensbrück ein weiteres Mal verlasst.

«Statt nach Schweden kamen wir nach Wöbbelin», fährt der Brief fort, von dem du nicht willst, dass er die Frau, die meine Mutter wird, langweilt.

Mir gefällt dein leiser Lakonismus. Du tust wirklich dein Bestes, um deinen Leser nicht zu langweilen.

Der Bericht über Wöbbelin kann eigentlich niemanden langweilen.

Der Weg von Ravensbrück nach Wöbbelin führt geradewegs nach Westen. Anfangs durch eine Seenlandschaft mit weiten Laubwäldern und schmalen Waldwegen, dann durch eine sich zunehmend öffnende, landwirtschaftlich geprägte Gegend mit kleinen Dörfern und Kleinstädten, die verstreut an den nach wie

vor schmalen, nun aber meist von Pappeln gesäumten Strassen liegen. Obwohl, direkt nach Westen kann man mit dem Auto erst abbiegen, nachdem man knapp zehn Kilometer in nördlicher Richtung gefahren ist, bis zur Abzweigung nach Wesenberg und Mirow, und sehr viel gerader und einfacher wird es auch dann nicht, vor allem nicht, wenn man wie ich die Autobahn zwischen Berlin und Hamburg meiden will. Zwischen Ravensbrück und Wöbbelin gibt es viele kleine Strassen, auf denen man sich verirren und in einem unkonzentrierten Augenblick fotografiert werden kann.

Ja, eigentlich fahre ich auf der Strasse nach Ludwigslust, weil Wöbbelin so klein ist, dass es auf meiner Karte nicht eingezeichnet ist. Wöbbelin liegt fünf Kilometer nördlich von Ludwigslust, und wenn ich das eine finde, werde ich auch das andere finden. Ludwigslust ist eine kleine Stadtperle, was ja bereits der Name andeutet. Im achtzehnten Jahrhundert liess der mecklenburgische Herzog Christian Ludwig II. sich hier ein Schloss für seine Jagdbelustigungen bauen. Ungefähr zur selben Zeit liess er in passender Entfernung zum Schloss eine Kirche errichten, vielleicht, um die Grenzen der Belustigung zu markieren.

Wie erwartet erweist sich Ludwigslust als kleine Perle von Stadt. Schloss und Kirche sind beide noch erhalten, und der zwischen ihnen liegende Bereich ist seit Langem eine offene, von hundertjährigen Linden und gut erhaltenen Fachwerkhäusern gesäumte Allmende. Das Einzige, was bei näherer Betrachtung die Idylle stört, sind die zweihundert Grabplatten, die in vier schnurgeraden Reihen von jeweils fünfzig Platten auf beiden Seiten des

Promenadenwegs unter den Linden liegen, zwei Reihen auf der einen, zwei auf der anderen Seite. In die Hälfte der Platten ist ein Kreuz, in die andere Hälfte ein Davidstern eingraviert. Das ist alles. Keine Namen, keine Daten, keine Erklärung. Die Platten sind aus hellgrauem Granit und aus gegebenem Anlass besonders dick (8 cm) und sehr schwer (55 Kilo) und wurden tief in die Erde versenkt und mit einem graffitiabweisenden Schutzlack versehen. Sie lassen sich, kurz gesagt, nur schwer entfernen und nur schwer beschädigen. Schliesslich ist es keine Selbstverständlichkeit, dass der zentrale Platz einer kleinen Perle von Stadt mit Grabsteinen bedeckt ist, und es ist auch nicht ganz unumstritten.

Vor allem deshalb, weil die Gräber einmal von den Bewohnern der Stadt auf Anweisung amerikanischer Soldaten gegraben wurden.

Die Zwangsgrabungen fanden am 7. Mai 1945 statt. Während die Welt die deutsche Kapitulation feiert, sind in Ludwigslust zweihundert Leichen aus Wöbbelin zwischen Schloss und Kirche aufgereiht. Sie alle sind in weisse, requirierte Tücher gehüllt und wurden von zwangsweise abgestellten Deutschen an die frisch ausgehobenen Gräber getragen, wo sie auf einfachen Feldbahnen liegen, die gequälten, ausgemergelten Gesichter gut sichtbar. Jedes Grab ist mit einem weissgestrichenen Holzkreuz markiert. Im Kommentartext zu den Bildern des Dokumentarfilms über die Bestattung heisst es, einundfunzig der zweihundert Gräber seien mit einem weissen Davidstern markiert, auf den Bildern ist jedoch kein solcher Stern zu sehen. Hingegen sieht man die Einwohner von Ludwigslust, die gesenkten Blicke und barhäuptig an den eingehüllten Leichen vorbeidefilie-

ren. Sie sind gut genährt und gut gekleidet, viele sogar feiertäglich angezogen, und scheinen noch nicht begriffen zu haben, was ihnen widerfahren ist. Manche der schwarz gekleideten Frauen legen bei einigen Leichen unsicher Blumen nieder, als wären sie nicht sicher, was sich schickt, oder als schreckten sie im letzten Augenblick vor den nun abgedeckten Gesichtern zurück. Der amerikanische Militärgeistliche, Major George B. Wood, nagelt in seiner Trauerrede ihre Schuld und Schande fest: «Nur sechs Kilometer von Ihren gemütlichen Häusern mussten viertausend Menschen leben wie die Tiere. Noch nicht einmal das Futter, das Sie für Ihre Hunde übrig hatten, waren sie Ihnen wert. Obwohl Sie behaupten, keine Kenntnis von diesen Toten gehabt zu haben, sind Sie doch einzeln und gemeinsam für diese Gräueltaten verantwortlich.»

Der Kontrast zwischen dem Tod in Wöbbelin und dem Leben in Ludwigslust ist grotesk und provozierend, und der Impuls, die Wohlgenährten und Gutgekleideten zur Verantwortung zu ziehen, lässt sich nur mit Mühe im Zaum halten. Rache liegt in der Luft. Der Zorn sucht Auslauf. Die Entscheidung, den schönsten Platz von Ludwigslust in einen Friedhof und eine Stätte der Erinnerung zu verwandeln, ist die Antwort auf dieses Bedürfnis. Die Gutgekleideten und Wohlgenährten sollen eine Lehre erhalten, die sie niemals vergessen. Nie wieder werden sie im Park zwischen Schloss und Kirche unter den Linden promenieren können, ohne an die Gräueltaten von Wöbbelin erinnert zu werden.

So ist es gedacht, aber so wird es nicht. Nach nicht einmal ei-



nem Jahr sind, genau wie in Uchtspringe, die US-amerikanischen Truppen von den sowjetischen ersetzt, und nach einem weiteren Jahr sind die weissen Holzkreuze und die Davidsterne verschwunden, und bald legt sich die schamlose Lüge (wir haben nichts gewusst und hätten sowieso nichts machen können) wie ein dichter Rasenteppich über die Erinnerung, und wäre es nur auf die guten Bürger der Stadt Ludwigslust in der von der Geschichte befreiten Deutschen Demokratischen Republik angekommen, dann hätte das Gras auf den Gräbern immer höher und höher wachsen können.

Dass der Rasenteppich zwischen dem Schloss und der Stadtkirche dennoch wieder aufgegraben wird, erklärt sich damit, dass diejenigen, die mehr Grund hatten, sich an die Gräueltaten von Wöbbelin zu erinnern, eine Möglichkeit erhalten, an diesen Ort zurückzukehren. Knapp zehn Jahre nach dem Fall der Mauer kehrt der ehemalige Korporal der 82. US-Luftlandedivision,

Leonhard Linton, zurück, und im November 2000 ergreift er die Initiative zur Wiederherstellung der Gräber. Die eine Hälfte soll mit öffentlichen Geldern, die zweite von Privatpenden finanziert werden, und was eventuell noch fehlt, will Linton selbst bezahlen. Linton findet rasch Gehör bei den Politikern einer neuen Zeit, und am 22. April 2001 werden die neuen, schweren, gegen Graffiti gesicherten Granitplatten zwischen dem Schloss und der Kirche ausgelegt, an exakt denselben Stellen, wo einmal die Holzkreuze und die Davidsterne standen. Am Tag zuvor sind Hunderte von Neonazis durch die Strassen von Ludwigslust gezogen, eine Handbreit entfernt von den noch unmarkierten Grabstätten, und haben Ehre und Rehabilitation für die SS (und in letzter Konsequenz für die Täter von Wöbbelin) gefordert, womit der schwere Granit und der graffitisichere Überzug ihre dramatische Begründung erhalten.

Am 2. Mai 2001, dem 56. Jahrestag der Befreiung Wöbbelins, werden die Gräber in Ludwigslust in Anwesenheit von unter anderem zehn jüdischen Männern aus dem Łódźer Ghetto wieder eingeweiht, die im September und Oktober 1944 vom Konzentrationslager in Auschwitz an die Büssing-Werke in Braunschweig ausgeliefert und in Ravensbrück auf einen Zug geladen werden, der sich auf dem Weg nach Schweden befinden soll, stattdessen aber an einem Ort namens Wöbbelin entladen wird. Sie sind alle sichtlich gerührt über die Aufmerksamkeit und noch immer ein wenig erstaunt, wie es scheint. Sechsfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, und vielleicht fragen sie sich, warum man nicht früher von sich hören liess, und ich ahne, dass sie sich hin

und wieder in den Arm kneifen wollen, während sie an den neu gesetzten Grabsteinen zwischen dem Schloss und der Kirche in Ludwigslust entlanggehen und langsam einsehen, dass die Wohlgenährten, Gutgekleideten ein weiteres Mal, und dieses Mal aus eigenem Antrieb und offenbar für immer, das Gedenken an die Gräueltaten von Wöbbelin am schönsten Platz ihrer Stadt eingravieren liessen, sodass keiner von ihnen künftig mit seinen Kindern oder Enkelkindern unter den Linden hinter dem Schlossteich spazieren gehen kann, ohne die Frage nach diesen Gräbern zu riskieren.

Falls nicht Winter ist natürlich und der frischgefallene Schnee alles ausgleicht und man genau wissen muss, an welchen Stellen man die Schneedecke zur Seite zu schieben hat, damit die Frage nach den Gräbern gestellt werden kann.

Vielleicht muss im Lauf der Zeit auch etwas freigelegt werden, wenn dort kein Schnee liegt und die Gräber voll sichtbar sind und sie gleichwohl von etwas bedeckt zu sein scheinen.

Wer will sich auf die Dauer an Wöbbelin erinnern?

In der im Jägerstil eingerichteten Bar des Hotels «Mecklenburger Hof» komme ich mit einem Mann und einer Frau in den Vierzigern ins Gespräch, die sich ineinander verliebt haben und von denen jeder aus einer anderen Ecke kommt. Er ist Ingenieur aus dem Westen, und sie ist Krankenschwester aus dem Osten, sie sind gerade hierhergezogen, und das ist kein Anlass, über die Gräber im Park zu sprechen.

Als ich Ludwigslust am nächsten Morgen verlasse, hat es ge-

rade aufgehört zu schneien. Weiter die am Hotel vorbeiführende Strasse entlang. Es ist nicht zu verfehlen.

Wöbbelin ist auch in den Karten der amerikanischen Truppen nicht verzeichnet. Als sie am 2. Mai 1945 Ludwigslust besetzen, ist ihnen kein Ort dieses Namens bekannt und erst recht kein Konzentrationslager. Erst als sie drei nackte, ausgemergelte Männer in einem eingeschlagenen Schaufenster sehen, die versuchen, ihre gestreifte Häftlingskleidung gegen etwas Besseres zu tauschen, wird die Existenz Wöbbelins bekannt. Das Lager ist im Verlauf der vorangegangenen Nacht von der SS verlassen worden, und einigen der Gefangenen ist es gelungen, nach Ludwigslust zu kommen, um zu «shoppen», und um die Mittagszeit begeben sich Einheiten der 82. Luftlandedivision in der angegebenen Richtung nach Norden.

«Wir konnten das Wöbbeliner KZ riechen, bevor wir es sehen konnten. Und der Anblick übertraf jegliches menschliche Vorstellungsvermögen», schreibt der amerikanische Befehlshaber James M. Gavin in seinen Memoiren.

Das Aussenlager Wöbbelin im Neuengamme-Archipel ist eines der letzten von Nazideutschland errichteten Konzentrationslager. Es existiert zehn Wochen lang, vom 12. Februar 1945 bis zum 2. Mai 1945, und seine dringlichste und schliesslich einzige Aufgabe besteht darin, seine Gefangenen zu töten. In Wöbbelin gibt es keine Rüstungsindustrie, die nach Sklavenarbeitern verlangt, keine Organisation zur Ausbeutung der Gefangenen auf

andere Weise, keine Organisation, um sie am Leben zu halten, und auch keine Organisation, die sie umbringt. Wöbbelin ist eine Hölle, organisiert als Mangel an jeder Lebensnotwendigkeit. Hinter dem neu gezogenen Stacheldraht und den hastig errichteten Wachtürmen stehen im kühlen Spätwinter ein paar unfertige Ziegelsteinbaracken. Die Dächer sind undicht, in den Fenstern ist kein Glas, in den Türöffnungen fehlen die Türen, der Fussboden hat keine Bretter, die Gefangenen schlafen direkt auf der Erde, ohne das Geringste über sich oder unter sich, viele lediglich in ihren schmutzsteifen Häftlingskleidern. Es gibt kaum Wasser (für das gesamte Lager lediglich eine verschmutzte Pumpe), kaum Essen (anfangs ein Kilo Brot und einen halben Liter «Suppe», was sich ohne Teller und Besteck zehn Gefangene teilen müssen, dann immer weniger, gegen Ende überhaupt nichts mehr). Eine überschwemmte Latrinengrube zwingt bald alle, ihre Bedürfnisse irgendwo, nur nicht dort zu verrichten, und das völlige Fehlen von Waschmöglichkeiten beschleunigt tödliche Epidemien. Im Verlauf von zehn Wochen sterben in Wöbbelin mit zunehmender Geschwindigkeit über tausend von insgesamt fünftausend Gefangenen. Anfang April sterben pro Tag circa vierzig, gegen Ende April, als du dorthin kommst, zwischen achtzig und hundert. Noch einige unbefreite Tage, und das Lager hätte seine Aufgabe erfüllt. Bis Mitte April kommen die Leichen in neu ausgehobene Massengräber im sandigen Heideboden jenseits des Waldes, ungefähr einen Kilometer vom Lager entfernt, in der Nähe des Eisenbahngleises, das Wöbbelin bis zuletzt mit dem zerfallenden Lagerarchipel verbindet. Es kommt

vor, dass auch Lebende in die Massengräber geworfen werden. Zwischen den Bergen von Toten einer oder mehrere, die noch atmen.

«Die Toten unterschieden sich von den Lebenden nur durch ihre blauschwarze Hautfarbe», schreibt James M. Gavin.

Die Lebenden unterscheiden sich bisweilen auch darin von den Toten, dass sie sich von ihnen ernähren. Nicht, dass es an den Toten sonderlich viel zu essen gäbe, aber Kannibalismus ist für Wöbbelin ein gesichertes Phänomen. Gegen Ende April wird die Zahl der Leichen zu gross, als dass man sie noch zu den Massengräbern transportieren könnte, sie werden stattdessen in einer der Baracken aufgestapelt, Auf einer bei der Befreiung aufgenommenen Fotografie sind die meisten der Toten nackt, oder besser gesagt, entkleidet. Auf einem anderen Foto tragen die Lebenden eine doppelte Schicht Kleidung.

Ein weiterer sichtbarer Unterschied zwischen den Lebenden und den Toten in Wöbbelin.

Der Unterschied zwischen Leben und Tod besteht für dich in den Lebensmittelpaketen.

In den Lebensmittelpaketen und im Zeitpunkt.

Zum Zeitpunkt deines Eintreffens ist die Befreiung noch eine Woche entfernt.

Du brauchst nur noch eine Woche in Wöbbelin zu überleben, um den Krieg zu überleben.

Ich bin mir nicht sicher, ob du eine Woche in Wöbbelin ohne die Lebensmittelpakete überlebt hättest.

Der Transport von Ravensbrück nach Wöbbelin ist, soweit

ich weiss, der einzige Transport im zerfallenden Deutschland, bei dem die Gefangenen auf dem Weg zu ihrem geplanten Verschwinden Corned Beef essen und Camel rauchen. Ich lese von entsprechenden Transporten, bei denen die Gefangenen wieder wie die Fliegen sterben und irgendwo am Bahndamm begraben werden. Beispielsweise in Sülstorf, einem Dorf, das ungefähr zwanzig Kilometer nördlich von Wöbbelin an der Bahnstrecke liegt und wo 217 Frauen und 129 Männer vom Transport aus dem Aussenlager Beendorf begraben liegen und diejenigen, die bis nach Wöbbelin durchhalten, sich in nicht sehr viel besserer Verfassung befinden. Der Tod erhält in Wöbbelin ständig Verstärkung durch die Sterbenden, die mit den Transporten eintreffen.

Die Lebensmittelpakete sind und bleiben ein Phänomen für mich. Warum diese Lebensmittelpakete, wenn euer Ziel nicht Schweden heisst, um zu überleben, sondern Wöbbelin, um zu verschwinden? Ist alles nur ein grotesker Scherz? Die Nazis sind Spezialisten für groteske Scherze. Warum nimmt man euch die Pakete nicht weg? Wie gelingt es euch in einem Lager, in dem die Lebenden sich von den Toten ernähren, diese Pakete für euch zu behalten?

Es fällt mir schwer, dich mir mit einem Lebensmittelpaket in Wöbbelin vorzustellen, aber wie du weisst, gibt es vieles, das ich mir nicht vorstellen kann.

Du schreibst, dass dich in Wöbbelin die Lebensmittelpakete retten, und nicht zuletzt die Zigaretten. In dem Brief an die Frau, die meine Mutter sein wird, schreibst du, du hast in Wöbbelin zweihundert Zigaretten, was mit deinen Worten so klingt, als sei es ein kleines Vermögen. Generell willst du, dass sie nicht

glaubt, du hättest es auf deinem Weg von Auschwitz sonderlich schwer gehabt: «Aus dem, was ich Dir jetzt geschrieben habe, erkennst Du, dass es für uns nicht so schlimm gewesen ist. Ich spüre, dass Du Schlimmeres erlebt hast.»

Du spürst es, weil sie dir von *ihrem* Weg aus Auschwitz nichts erzählt. Brief um Brief, und sie erzählt nichts. Du fühlst, dass jemand, der etwas nicht erzählt, Unsägliches zu erzählen hat. Dass sie nichts erzählt, erfüllt dich mit schwarzer Sorge. Ich glaube, dass du ihr berichtest, um *sie* dazu zu bewegen, dir zu berichten. Aber, denke nach, wie viel erzählst eigentlich du? Von den Tagen in Wöbbelin fast nichts. «In Wöbbelin ist es uns ordentlich an den Kragen gegangen» – weiter in die Einzelheiten gehst du nicht. Du berichtest von den undichten Baracken und dem «entsetzlichen» Hunger, aber nichts von den lebenden Toten.

Plötzlich glaube ich zu verstehen, was du mit langweilen meinst. Jemanden zu langweilen bedeutet, etwas zu erzählen, mit dem keiner den anderen belasten möchte. Langweilen. Vom Un-erträglichen berichten.

Also erzählst du von dem, was sich erträglich erzählen lässt. Von der Befreiung zum Beispiel. Am 1. Mai 1945 stehen die Amerikaner vor Ludwigslust, und die Deutschen unternehmen einen letzten Versuch, Himmlers Befehl auszuführen. Am Nachmittag werdet ihr an Bord eines weiteren Zuges mit offenen Güterwagen befohlen. Hundertdreissig auf jedem Wagen, schreibst du. Du schreibst auch, euch sei allen bewusst gewesen, worum es ging:

«Wenn diese Reise ihr Ziel erreichen würde, wäre es vorbei mit uns. Wir standen die ganze Nacht in den Wagen. Am Morgen

des 2. Mai hörten wir, wie die Wachposten zueinander sagten, der Führer ist tot. Um zehn Uhr scheuchten sie uns ins Lager zurück, und um zwölf Uhr waren wir frei. Hierüber zu erzählen bin ich überhaupt nicht imstande, aber wenn wir uns wiedersehen, und das wird bald sein, dann werden wir einander viel zu erzählen haben.»

Das ist alles, was du an die Frau schreibst, die meine Mutter werden soll.

Du schreibst nicht über das, was ohnehin niemand verstehen wird. Du schreibst nicht über das Unerträgliche.

Am Tag nach der Befreiung Wöbbelins wird der Ortsbevölkerung befohlen, das Lager zu besichtigen. Auch dies ist mit Fotos dokumentiert. Eine junge Frau mit Mantel und Handtasche schaut entsetzt nach den Toten auf dem Boden und legt eine Hand aufs Herz, eine andere hält die Hand vor den Mund, die Augen zur Kamera hin weit aufgerissen, ein älterer Mann mit Stock starrt stur geradeaus. Wohin sie auch den Blick richten, stieren ihnen Tote entgegen. Hunderte von Toten. Berge von Toten. Auch die 3500 noch lebenden Gefangenen von Wöbbelin starren ihnen entgegen, viele von ihnen unfähig, sich vom Fleck zu rühren, und erst recht nicht, sich an den Gutgekleideten, Wohlgenährten, die an ihnen vorübergehen, zu rächen. Einem gelingt es, sich des Mantels oder des Jacketts eines Gutgekleideten zu bemächtigen, das ist alles. Manche versuchen die Befreier mit Jubel und Nationalhymnen zu begrüßen, aber die meisten sind dazu nicht in der Lage. Viele sterben bei der Befreiung, und

noch viel mehr sterben nach der Befreiung, und wer noch immer lebt, wird in einem provisorischen Lazarett, das in einem Flugzeughangar bei Ludwigslust eingerichtet wurde, gepflegt, und als der Hangar voll ist, in einem der festen Krankenhäuser oder der Pflegeheime in Ludwigslust und Umgegend. «Das bequeme Bett in dem kleinen Palast in der Stadt Ludwigslust», schreibst du über das Krankenhaus oder das Pflegeheim, in dem du einige Woche wegen Typhus behandelt wirst, ehe du deine Reise fortsetzt.

Wöbbelin ist nicht das Ende deines Weges fort von Auschwitz.

In Wöbbelin braucht der in der Nacht frisch gefallene Schnee nicht viel zu verbergen. Alle Spuren des früheren Lagers sind seit Langem ausgelöscht. Nur ein Gedenkstein aus unbehauenen Granit an der B 106 von Ludwigslust und eine Informationstafel mit Karte am Rand eines spärlichen Birkenwäldchens markieren den Ort, wo es einmal lag. Ich ahne, dass die Birken gleich alt mit der Befreiung sind, und ich bin erstaunt, wie klein das Gebiet ist, alles in allem vielleicht fünf, sechs Hektar, wie leicht es ist, die Spuren der Hölle auszulöschen, und wie nahe es bis zu den Massengräbern ist. Auch die Massengräber sind überwuchert von Wald, einem spärlichen jungen Kiefernwäldchen. Nur eine gravierte Gedenkplatte auf einem Stein am Waldrand gibt an, was sich darunter befindet. Ich fege die handbreitdicke Schneeschicht, die sich wie ein unbeschriebenes Blatt über den Text gelegt hat, beiseite und lese: *Hier ruhen Opfer des Lagers, das sich*

*nur wenige Hundert Meter östlich dieser Stätte befand. Sie kamen um durch Hunger, Krankheit und unmenschliche Behandlung. Ihre Namen sind unbekannt. Aber die Toten aus vielen Ländern Europas sind nicht vergessen.*

Wie lange wird man sich in Wöbbelin an die Opfer erinnern? Der Gedenkstein ist neu, wie auch der Wegweiser durch den Wald zu den Massengräbern. Auf einem deutlich älteren Stein, der eher wie ein gewöhnlicher Grabstein etwas entfernt diskret zwischen den Kiefern steht, ist der Text wegen Schmutz, Moos und mangelnder Pflege bereits unleserlich. Die neue Gedenkplatte scheint ebenfalls mit irgendeinem graffitischeren Material beschichtet zu sein, der Schnee rutscht fast herunter.

Im Inneren von Wöbbelin, falls man überhaupt sagen kann, man befinde sich im Inneren eines Ortes, den man sofort wieder verlassen hat, teilt man das Gedenken an die Toten des Lagers in einem Haus, das 1938 erbaut wurde, um einer der kulturellen Ikonen des Dritten Reiches zu huldigen, mit dem Gedenken an den deutschen Dichter Theodor Körner aus dem neunzehnten Jahrhundert. Theodor Körner schrieb kriegsverherrlichende Heldenlyrik und fiel, wie er dichtete, bei einem Zusammenstoß von preussischer Miliz mit einem französischen Tross in der Nähe von Wöbbelin am 26. August 1813 (genauer gesagt, an einem Ort namens Rosenberg). Sein Grabmonument, eine von einem Schwert gekreuzte Leier, wurde im neunzehnten Jahrhundert zum deutschnationalen Wallfahrtsort und nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zum offiziellen Kultort, an dem man deutsche Rekruten versammelte, damit sie den Eid auf den

Führer ablegten, die Waffenübernahme an der Körnerstätte, zum letzten Mal Mitte März 1945.

Damit soll nicht gesagt werden, dass jeder Dichter, der von den Nazis verehrt wurde, ein solches Schicksal verdiente. Nur dass Goebbels seine berühmte Rede im Berliner Sportpalast am 18. Februar 1943 («Wollt Ihr den totalen Krieg?») mit einer Strophe von Körner beendete: «Nun, Volk, steh auf, und Sturm, brich los!» Unstrittig ist auch, dass es die Nazis waren, die in Wöbbelin das Haus aus roten Ziegelsteinen errichteten, mit der Aufschrift *Unserm Theodor Körner* in schmiedeeisernen Buchstaben an der Fassade. Im einen Teil des Hauses eine Dauerausstellung zum Gedenken an den deutschnationalen Heldendichter, im anderen Teil seit 1965 eine Dauerausstellung zum Gedenken an die Opfer des deutschnationalen Wahnsinns, zu dem seine Gedichte in gewisser Hinsicht inspirierten. Letztere ist eine verdienstvolle Ausstellung mit all den Fotografien und Dokumenten, die angemessen sind, damit niemand anzweifelt, was die Befreier von Wöbbelin einst vorfanden, und damit die Erinnerung an die Gräueltaten nicht nur gegen Graffiti gesichert ist. Im von den Nazis errichteten Haus wird hingegen nicht unterschieden zwischen dem Gedenken an einen Dichter aus dem Jahre 1813 und Gräueltaten von 1945 (beide nehmen denselben Raum ein), was mich nach wie vor für das Gedenken an Letztere fürchten lässt.

An der Fassade weiter nur *Unserm Theodor Körner*.

Wer wird sich auf Dauer an Wöbbelin erinnern?

Einen Steinwurf vom Kiefernwäldchen mit den Massengräbern entfernt verläuft die doppelspurige Eisenbahnstrecke zwischen Ludwigslust und Schwerin auf neuerlegten Betonschwellen. Der Gleisanschluss zum Lager wurde abgebrochen, wie auch die alte Eisenbahnstrecke, nur noch ein zugemauertes Stationsgebäude steht verlassen am Bahndamm. In Wöbbelin halten keine Züge mehr.

Noch am 26. November 1946 erinnert jedoch die Eisenbahngesellschaft Altona-Kaltenkirchen-Neumünster (AKN) in einem Brief an den Herrn Oberfinanzpräsidenten in Hamburg an ihre Forderung von 1728 Deutscher Reichsmark für die Frachtsendung vom 16. April 1945 vom Bahnhof Kaltenkirchen zum Lager Wöbbelin, Bahnhof Ludwigslust, von zwei Offizieren, 84 Mannschaften und 576 Gefangenen. «Diese Forderung», so betont die Eisenbahngesellschaft, «wurde weder ganz noch teilweise zurückgenommen oder annulliert.»

Ich wende den Wagen und nehme das Flugzeug nach Schweden.

Ohnehin sollst du doch nach Schweden.

Warum du nach Schweden sollst, ist tatsächlich unklar. Es trifft zu, dass du einmal glaubtest, nach Schweden unterwegs zu sein, auf dem Zug mit dem singenden Kapo und den SS-Männern mit den geschulterten Gewehren und den Lebensmittelpaketen mit Corned Beef und Camel-Zigaretten, aber es gibt nichts, das besagt hätte, dass der Weg von Wöbbelin nach Schweden führt.



Der Weg von Wöbbelin führt in das amerikanische Feldlazarett in Ludwigslust und zu einem Pflegeheim in Schwerin und zum Auffanglager in Bergen-Belsen für die Überbleibsel des deutschen Lagerarchipels.

Das Auffanglager darf nicht verwechselt werden mit dem Konzentrationslager, das kurz zuvor noch ganz in der Nähe lag, aber zur Verhinderung von Epidemien bereits niedergebrannt wurde. Das Konzentrationslager Bergen-Belsen wird von den Briten am 15. April 1945 befreit, und während die Welt für kurze Zeit empfänglich ist für das Unerträgliche, sind es nicht zuletzt die unerträglichen Bilder von der Befreiung Bergen-Belsens, die die Welt empfängt.

Das Auffanglager wird im Verlauf der Jahre auf andere Weise unerträglich, weil es für viele, die hier aufgefangen werden, kei-

nen Weg hinaus gibt. Ihre alte Welt existiert nicht mehr, und die neue Welt lässt sich nicht so leicht zu ihrer machen. Ende 1946 sitzen noch 250'000 jüdische Überlebende in europäischen Auffanglagern für *Displaced Persons*, Zwangsverschleppte, und warten darauf, irgendwohin gehen zu können. Das Auffanglager besteht bis 1951.

Der Weg nach Schweden ist auf der Karte der Zwangsverschleppten noch nicht einmal abgesteckt. Fast alle hoffen auf einen Weg nach Amerika oder Palästina. Auch die meisten derer, die im Juni und Juli 1945 auf Antrag der UNRRA, der ersten Nothilfeorganisation der Vereinten Nationen, nach Schweden kommen dürfen. Die UNRRA, die United Nations Relief and Rehabilitation Administration, wird bereits im November 1943 gebildet, solange aber der Krieg im Gange ist, will das neutrale Schweden mit der UNRRA nichts zu tun haben. Nach dem Krieg sieht die Sache anders aus, und am 1. Juni 1945 beschliesst die schwedische Regierung, «zehntausend Kindern und Kranken» aus den europäischen Auffanglagern vorübergehend Aufnahme zu gewähren. «Die schwedische Regierung ist nicht der Ansicht, Aufforderungen dieser Art ablehnen zu können», erklärt der schwedische Sozialminister Gustav Möller am 25. Mai 1945 in der zweiten Kammer des Schwedischen Reichstags. Er betont, dass das Entgegenkommen begrenzt ist, dass es sich lediglich um einige Monate handelt, bis die Kranken so weit wiederhergestellt sind, um irgendwo anders hinfahren zu können.

Man erkennt, dass er sich an eine nicht unbedingt verständnisvolle öffentliche Meinung wendet.

Aus welchen Gründen gerade du für einen Transport nach Schweden ausgewählt wurdest, ist unklar. Du bist zweifellos krank gewesen (Paratyphus) und wiegst bei der Befreiung sechs- unddreissig Kilo und kannst nirgendwohin zurückkehren, aber das Gleiche trifft auf viele andere zu. Vielleicht spielt das sonderbare Versprechen von Ravensbrück in diesem Zusammenhang eine Rolle, Schweden steht schon auf deiner Karte und damit du auf der Karte Schwedens. Von den jüdischen Männern aus dem Łódźer Ghetto, die die Selektion auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau überlebt haben und die anschliessende Arbeit in den Büsing-Werken in Braunschweig, den umherirrenden Todestransport von Watenstedt nach Ravensbrück und das schwarze Loch in Wöbbelin, werden im Grossen und Ganzen alle durch die Fürsorge des Roten Kreuzes im Sommer 1945 weiter nach Schweden transportiert.

David Rosenberg. Eingereist am 28. Juli 1945. Passkontrolle Malmö.

## *Der Aufenthalt*

Noch einige ORTE, die vor dem Vergessen gerettet werden müssen. Einer von ihnen ist eigenartigerweise meiner gewesen, bevor ich erfuhr, dass er schon weit früher dir gehörte. Eigentlich bemerkenswert, dass er uns beiden gehört hat, dir und mir. Ja, nahezu unwahrscheinlich, an der Grenze zum Unmöglichen. Immerhin ist es ein Ort, den man kaum findet, auch wenn man mit einer Lupe auf der Karte nach ihm sucht. Jedenfalls ist es ein sehr kleiner Ort am Rande eines sehr grossen Waldes, der sich zig Kilometer über einen Teil dieses dünn besiedelten Landes erstreckt, in dem man mehr Elchen als Menschen begegnet und die schmalen Waldwege selten von anderen Menschen befahren werden als von den wenigen, die aus unerforschlichen Gründen in ihrer Nähe leben und arbeiten. Gleichwohl ein sehr schöner Ort, besonders im Sommer, wenn das schwarze Wasser im Teich an der alten Eisenhütte, den Orefluss aufwärts, einladend vor dem tiefblauen Himmel über den Kiefernwipfeln glänzt. Wenn die Luft schwer ist von Kiefernadeln und Harz, die sonnenbeschienenen Lichtungen von Weideland und Ackern zwischen den Waldrändern schimmern und die kleine Gemeinde am Ufer des Oreesees eingebettet ist in das flordünne Grün der über blendend weissen Stämmen frisch ausgeschlagenen Birken.

Die kleine Gemeinde heisst Furudal und liegt im endlosen Waldgürtel zwischen Rättvik in der Provinz Dalarna und Bolinäs in Hälsingland, und sie ist, wie schon gesagt, kein Ort, den man auf dem Weg irgendwo anders hin passiert. Vielmehr kommt man nur dorthin, wenn man im Voraus weiss, dass man genau dorthin will, wozu äusserst wenige Menschen Anlass haben. Vor Mai 1974 hatte ich selbst noch nie von Furudal gehört, jedoch wusste ich im Voraus, dass ich dorthin reisen würde. Zuerst mit dem Zug nach Rättvik, anschliessend mit dem Bus durch Ovanmyra, Boda und Gullerasen nach Furudal und Furudals Bruk. In der ehemaligen Eisenhütte am Rande des dunklen Waldes und des schwarzen Teichs sollte ich mit Genehmigung und Unterstützung meines damaligen Arbeitgebers zwei Wochen mit einem Intensivkurs in Französisch verbringen. Das war die Absicht. Es war eine sehr gute Absicht, und die Voraussetzungen für das intensive Erlernen einer Sprache waren vermutlich die allerbesten, aber Furudal wurde in erster Linie aus anderen als aus sprachlichen Gründen (Französisch bereitet mir immer noch Schwierigkeiten) zu einem der Orte meines Lebens. Ich verliebte mich ganz einfach in diesen Ort, was damit zu tun hat, dass ich mich an diesem Ort in eine Frau verliebte, mit der Folge, dass mein Leben an diesem Ort eine neue Wendung nahm. Orte dieser Art bleiben einem ein Leben lang erhalten, auch nachdem die Verbindung zu dem Ort aufgehört und das Leben weitere Wendungen genommen hat. Viele Jahre lang kehrte ich aus rein äusserlich betrachtet völlig beliebigen Gründen nach Furudal zurück, wobei der hauptsächliche und alles verbindende Grund in

der unsichtbaren Anziehungskraft der Erinnerungen bestanden haben dürfte, die dieser Ort jedes Mal mehr zum Leben erweckte.

Du musst also mein Erstaunen, ja geradezu meinen Schock verstehen, als man mir ein Leben später das Bündel vergilbter handgeschriebener Briefe vom Winter und Frühjahr 1946 anvertraut. Ich sage anvertraut, weil es sich zum grossen Teil um Liebesbriefe handelt. Briefe, die an die Frau geschrieben wurden, die meine Mutter sein wird, nachdem du erfahren hattest, dass sie lebt, und als du dir ein Leben ohne sie nicht vorstellen kannst. Es sind jubelnde Briefe und verzweifelte Briefe und Briefe auf Leben und Tod. Der oberste Brief ist datiert mit «Tappudden-Furudal», wozu ich nicht Polnisch können muss, um das zu verstehen. «Tappudden-Furudal 15/1 46» ganz oben rechts. Deine Schrift ist recht klein, aber klar und deutlich, jeder Buchstabe für sich, fast wie Druckschrift, und ich lese die Datierung wieder und wieder und frage mich für einen Augenblick, ob es in Schweden mehrere Orte namens Furudal geben könnte, obwohl ich schon weiss, dass die Landzunge Tappudden hineinragt in den Oressee und dass dein Furudal auch mein Furudal sein muss, und genau an diesem Ort erhältst du am 15. Januar 1946 eine Postkarte vom World Jewish Congress, dass es Grüsse für dich gibt von einer gewissen Hala Staw, die du hiermit anschreiben kannst über Komitet Zyd, Srödm. 32 in Łódź, oder über A. Borensztajn in Hohne Belsen, b. Celle, Camp 3, R. B. 1/16. Wer A. Borensztajn ist, geht nicht daraus hervor, und die doppelte Adresse ist ein wenig verwirrend und vielleicht nicht unbedingt vertrauenerweckend, weil keine eindeutige Strasse mit einer eindeutigen Hausnummer angegeben ist, zu der du dich unverzüglich

begeben könntest, um an die angegebene Tür zu klopfen und dort deine geliebte Halus in die Arme zu nehmen und sie nie mehr loszulassen. Es gibt aber keinen Zweifel, dass gerade an diesem Ort, in den endlosen Wäldern zwischen Rättvik und Bolinäs, dein junges Leben eine weitere Wendung nimmt. In dem Brief, den du am selben Tag in zweifacher Ausfertigung schreibst und an die beiden Adressen sendest, ist die umwerfende Wirkung einer Postkarte nach Furudal für immer festgehalten:

«Halus, kannst Du Dir vorstellen, was mit mir geschehen ist!?

Vor Ergriffenheit konnte ich kein Wort herausbringen. Ich rannte nach Hause in die Baracke und las die Karte wieder und dann wieder und wieder, wieder, wieder und wieder ... Bis diese Worte sich aus meiner Brust lösten: Hala lebt! Hala lebt! Hala lebt!»

Du bist seit zwei Wochen im Ausländerlager Tappudden-Furudal, als dir das widerfährt.

Ja, so heisst es in den offiziellen Papieren: das Ausländerlager.

In einem dieser Papiere ist festgehalten, dass du zu dem Kontingent polnischer Juden gehörst, die am 28.12.1945 vom Ausländerlager in Oreryd zum Ausländerlager Tappudden überführt werden. Das Kontingent besteht aus siebzehn Personen, und der Lagervorsteher in Oreryd notiert sorgfältig, dass ihr alle mit kompletter Winterausstattung und Taschengeld bis einschliesslich 31.12.1945 versehen seid.

Vermutlich, damit es zu keinen doppelten Ausstattungen und Ausbezahlungen kommt.

Eine Kopie der Liste über das Kontingent sei «vorschriftsgemäss» vom Lagervorsteher in Furudal gegenzuzeichnen und dem Lagervorsteher in Oreryd zu retournieren.

Vermutlich, damit keiner aus dem Kontingent verschwindet.

Ihr werdet vorschriftsgemäss in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, von Apelbaum, Juda bis Zylberszac, Mozes, mittendrin Rozenberg, Dawid, Rozenberg mit z, Dawid mit w. Es ist nicht beabsichtigt, dass ihr in Schweden bleibt, darum gibt es keinen Grund, anders zu schreiben. Transitmigranten lautet das Wort, das man auf euch gemünzt hat, was bedeutet, dass ihr die Genehmigung habt, euch eine Zeitlang in Schweden zu erholen, ehe ihr eure Reise anderswohin fortsetzt.

In den Monaten nach Kriegsende wird bis zu dreissigtausend Überlebenden aus den deutschen Konzentrationslagern erlaubt, sich in Schweden zu erholen. Einige erholen sich nie. Einige setzen ihre Reise anderswohin bald fort. Einige reisen schnell dorthin zurück, woher sie kamen, und machen damit ein weiteres Wort nötig, das amtlicherseits zur Bezeichnung derjenigen verwendet wird, die gekommen sind, um sich zu erholen. Repatrianten, was bedeutet, Menschen, von denen man annimmt, sie haben ein Zuhause oder zumindest ein Heimatland, in das sie zurückkehren können. Unter den dreissigtausend Transitmigranten oder Repatrianten befinden sich jedoch zehntausend Juden, was, wie sich bald herausstellen wird, bedeutet, dass sie nirgendwohin zurückkehren und auch nicht selbstverständlich irgendwohin reisen können.

Über die diesbezüglichen Unterschiede zwischen Juden und Repatrianten herrscht bei den schwedischen Behörden anfangs Unklarheit oder geradezu Unkenntnis, wie auch über den Unterschied zwischen Polen und polnischen Juden. Mit der Zeit offenbaren sich den schwedischen Behörden diese beiden Unterschiede, was vermutlich einer der Gründe ist, dass Ende Dezember 1945 die meisten polnisch-jüdischen Männer aus dem Ausländerlager Oreryd in das Ausländerlager Tappudden-Furudal verlegt werden und die meisten polnisch-jüdischen Frauen in das Ausländerlager Doverstorp.

In Oreryd werden sämtliche «ehern. Konzentrationslager-Klienten» (so steht es tatsächlich in den Papieren) als Polen bezeichnet, unabhängig davon, ob sie Juden sind oder nicht. Das ist nicht ganz so glücklich, weil es unter einem Teil der Polen einen traditionellen Judenhas gibt, der nicht unbedingt durch das Wissen um das Schicksal der polnischen Juden gemildert, sondern in gewisser Hinsicht verstärkt wurde. Zum gesammelten ehemaligen Konzentrationslager-Klientel gehören ausserdem jene, die in den Lagern Täter waren, oder Personen, die sowohl Opfer als auch Täter gewesen sind, und bisweilen kommt es zu handgreiflichen Konfrontationen der Opfer mit den Tätern, was sich ungünstig auf die Disziplin im Lager auswirkt. Folglich wird die Idee entwickelt, Juden und Polen zu trennen und sie in gesonderten Lagern unterzubringen, was eine führende schwedische Vertreterin der öffentlichen Meinung namens Alva Myrdal in einem Beitrag für die Wochenzeitung der Konsumgenossenschaft Kooperativa Förbundet (KF) *Vi* (Nr. 35 1945) empört:

«Wären die Tendenzen, sie zu trennen, erfolgreich, müssen wir klar vor Augen haben, dass dies die erste Einführung eines Ghettos in Schweden ist – ein furchtbares Unglück und eine Ungeheuerlichkeit, die wir in einem demokratischen Land nicht dulden können. Rassenhass und Rassenangst dieser Art dürfen nicht losgelassen werden: Wir müssen alles unternehmen, sie zu überwinden.»

Was, wie gesagt, nichts daran ändert, dass das Ausländerlager Öreryd Ende 1945 seine polnischen Juden abgibt und eine an Dawid Rozenberg adressierte Postkarte ihm ins Ausländerlager in Tappudden-Furudal nachgesendet werden muss.

In das Lager in Öreryd werdet ihr am 10. August 1945, nach einer dreiwöchigen Quarantäne in der Parkschule in Lund überführt. Öreryd liegt in der Provinz Småland, in den sich meilenweit erstreckenden Wäldern zwischen Jönköping und Gislaved und ist ebenfalls ein sehr kleiner Ort, den man nicht so leicht findet, wenn man nicht im Voraus weiss, wo er liegt. Was vermutlich ein wichtiger Grund dafür war, dass das Aufnahmelager für norwegische Flüchtlinge am 16. März 1941 gerade hier eingerichtet wurde. Zumindest ist ein solches Lager nichts, womit Schweden sich gegenüber Deutschland hervortun will, das zu dieser Zeit den Krieg zu gewinnen scheint und deshalb nicht unnötig provoziert werden soll. Künftige Lager für norwegische Flüchtlinge werden deshalb an entsprechend abgelegenen Orten

eingerrichtet: Holmarudden, Baggböle, Voxna, Skalmyra, Bäckerhagen, Älgberget, Strätenbo, Gottröra, Mälsäker, Mossebo und Tappudden-Furudal.

Ja, wie du siehst, ist auch Tappudden-Furudal ursprünglich ein Lager für norwegische Flüchtlinge und Teil des wachsenden norwegisch-schwedischen Lagerarchipels, der, als sich 1943 und 1944 die Winde des Krieges wenden, in Stützpunkte zur Ausbildung norwegischer «Reservepolizisten» umgewandelt wird. Die Ausbildung wird von der norwegischen Exilregierung in London organisiert, findet mit Billigung der schwedischen Regierung statt und soll Militär- und Polizeieinheiten schaffen, die nach einer deutschen Kapitulation eingesetzt werden können, um «schnellstmöglich norwegisches Recht und Gesetz wieder zu etablieren».

Die Geschichte der norwegischen Ausbildungslager auf schwedischem Boden ist eine angenehm heroische Geschichte, an die sich viele gern erinnern wollen, und wenn auf dem Gelände der ehemaligen Lager Gedenktafeln aufgestellt werden, dann für die Norweger. Auf dem Gelände der alten Eisenhütte in Furudal gibt es seit 1994 ein norwegisches Veteranenmuseum, und in Oreryd wurde im Sommer 2008 eine Musiktheaterinszenierung dargeboten über die Jahre, als die Norweger ins Dorf kamen, und als «Elsas Kafé» das Zentrum der Weltpolitik bildete und das neutrale Schweden trotz allem einen Beitrag für die gerechte Sache leistete. Ein grob behauener Stein am Ort des früheren Lagers trägt eine Plakette mit der Aufschrift «Flüchtlingslager Oreryd 1940-1946» und eine Plakette mit dem Dank der Nor-

weger an die Einwohner von Oreryd «für die gute Aufnahme und Freundlichkeit, die man uns in den Jahren des Krieges erwiesen hat».

Weit weniger erinnert man sich an die Polen. Ja, eigentlich erinnert sich niemand so richtig an die Polen, und erst recht nicht an die polnischen Juden, die es offiziell schliesslich nicht gibt, da sie unter der Bezeichnung Polen oder «polnische Repatrianten» geführt werden. Als der schwedische Journalist und Schriftsteller Jan Olof Olsson (Jolo) im April 1972 zufällig durch Oreryd kommt, findet er auf dem Friedhof an der weissen Holzkirche unter lauter Steinen für dahingeschiedene Gemischtwarenhändler, Fabrikbesitzer, Bauern und Haustöchter zwei mit auffällig fremden Namen gravierte Eisenkreuze vor. «Keine Daten, nichts weiter. Nur diese beiden sonderbaren Namen auf dem Friedhof von Oreryd. Die Namen sind polnisch. Wie kamen die beiden hierher?»

Die Menschen mit den polnischen Namen kommen im Juli und August 1945 per Zug und Bus nach Oreryd, nachdem die norwegischen Reservepolizisten nur einige Tage nach der deutschen Kapitulation vom 7. Mai «mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel» zur Bahnstation von Hestra abmarschiert sind. Im Unterschied zu den Norwegern, die von den Bewohnern Oreryds als eine Art Brüder oder Cousins angesehen wurden, gelten die Menschen mit den polnischen Namen in erster Linie als Ausländer. Die Kontakte zwischen den Ortsbewohnern und den Lagerinsassen sind seltener und kühler. Die Sprachschwierigkeiten tragen dazu bei, aber es ist auch die Besorgnis, ja geradezu Angst davor, was die Ausländer mitbringen. Schliesslich weiss jeder,



woher sie kommen und was sie durchgemacht haben und dass sie vermutlich alle irgendwie geschädigt sind. Gerüchte über Handgemeine, Wahnsinnsausbrüche und Selbstmorde sickern hinaus in den kleinen Ort um die weisse Holzkirche, und der Lageraufenthalt werde ja doch nur kurze Zeit dauern, heisst es, weil es sich um Transitmigranten oder Repatrianten handelt und alle bald Weiterreisen auf ihrem Weg woandershin.

Warum sich also die Mühe machen.

Auch für denjenigen, der sich die Mühe macht, scheint es nicht immer ganz leicht zu sein.

In der Zeitung *Svenska Morgonbladet* schreibt die Signatur B.J. am 2. August 1945 unter der Überschrift «Unsere Gäste aus den deutschen Folterlagern»:

«Zusammengefasst in grösseren oder kleineren Lagern, von hohen Stacheldrahtzäunen umgeben und in vergleichsweise primitiven Waldarbeiterbaracken wohnend, verbringen sie, isoliert

von der Umwelt, Woche um Woche, Monat für Monat [...] Als der Unterzeichnete in einem solchen Lager in der Nähe Stockholms anrufen wollte [...], antwortete das Fräulein vom Amt, das Ausländerlager ‚hat eine Geheimnummer‘ [...].

Unsere vom Roten Kreuz in unser Land eingeladenen Gäste müssen das Recht haben, nicht länger von den ‚Lagerschwestern‘ nur als Nummern inmitten einer unpersönlichen Masse betrachtet zu werden. Es ist die Isolierung von ‚normalen Menschen‘, die ihnen auf die Nerven geht.

Nur sehr freundlichen Menschen sollte es gestattet sein, mit diesen – häufig jüdischen – Opfern des Nazismus zu tun zu haben. Man kann kaum behaupten, dass der höchste Chef eines solchen Lagers freundlich eingestellt war, als er einer Angehörigen des schwedischen Lottakorps, die ihre Freunde besuchen wollte, antwortete: ‚Was für ein Getue mit diesen ekelhaften Flüchtlingen.‘ Als sie darauf hinwies, dass sie ‚diese Flüchtlinge als nett und dankbar erlebt hatte und dass man nicht vergessen dürfe, was die meisten miterlebt hatten, wie man ihre Eltern und Geschwister in Auschwitz in die Gaskammern gebracht hatte, unterbrach er sie barsch: ‚Das gehört nicht hierher.‘

Wenn man miterlebt hat, mit welcher Furcht sich manche während ihrer ersten Zeit in Schweden in das Behandlungszimmer eines baltischen Arztes hatten bringen lassen, [ist es] unpsychologisch, baltische Flüchtlinge und mitteleuropäische Konzentrationslagerjüdinnen im selben Lager unterzubringen.

Wir müssen uns daran erinnern, dass wir es übernommen haben, lebendige Menschen zu retten, und nicht nur eine Samm-

lung von Nummern aus diversen deutschen Barackenansammlungen.»

Am 17. August 1945 berichtet die Stockholmer Zeitung *Svenska Dagbladet*, in Oreryd («dem polnischen Smålandlager») sei eine Panik ausgebrochen, vierzig «Interne» hätten sich aus Protest gegen die Verhältnisse auf einen Marsch nach Stockholm begeben. Die Polizei habe sie bei Mossebo, fünf Kilometer nördlich von Oreryd, angehalten und sie in Erwartung weiterer Massnahmen in Jönköping in Untersuchungshaft genommen. «Die vierzig, die nicht dort bleiben wollten, leiden offenbar an einer Art Konzentrationslagerpsychose. Sie sind alle sehr jung, im Alter zwischen 16 und 20 Jahren und geben an, die Zuteilung von Verpflegung und Tabak im Lager sei zu gering gewesen.»

Am 29. August 1945 schreibt in *Göteborgs Handelsoch Sjöfartstidning* der Vorsteher eines nicht namentlich genannten Ausländerlagers, die einzige «eher allgemeine Unzufriedenheit», die er habe feststellen können, betreffe die Verpflegung:

«Dies erklärt sich in der Regel damit, dass man an das schwedische Essen nicht gewöhnt ist – besonders mit Blutpudding [Blutpudding] und Fiskbullar [Fischklösschen] kann man sich nur schwer abfinden, und auch die schwedische Gewohnheit, alle möglichen Gerichte zu zuckern, wissen die wenigsten zu schätzen.

Schwieriger ist es, die Flüchtlinge von der Verschwendung von Lebensmitteln abzuhalten; aus einer Art Hamstertrieb scheinen sie sich Reserven anlegen zu wollen, die dann vertrocknen oder verschimmeln und zu guter Letzt im Schweinetrog landen.

Die labile Gemütsverfassung ist ein guter Nährboden für die Entstehung von Phänomenen, die man als Lagerpsychosen bezeichnen könnte und die sich auf unterschiedliche Arten ausdrücken. Einzelne fühlen sich ungerecht behandelt oder von anderen Lagerbewohnern verfolgt, bisweilen verbreitet sich rasch eine unruhige Stimmung, Grübeleien über die Zukunft, das Schicksal von Angehörigen [...]»

Im Übrigen ist in der schwedischen Presse nicht viel die Rede vom schwedischen Ausländerarchipel und den Menschen, die ihn bevölkern. In immer mehr Gemeinden wird Auschwitz vorübergehend hinter den örtlichen «Konsum»-Laden verlegt, hinterlässt in der schwedischen Öffentlichkeit aber wenig Spuren. Nur in Ausnahmefällen nutzen Journalisten die Gelegenheit, die Lager zu besuchen und die Bewohner zu befragen, ihre Erfahrungen zu verdeutlichen und somit auch zu erklären, warum sich manche so verhalten, wie sie es tun. Als hätte sich ein Korridor des Schweigens gebildet zwischen jener Welt, die die Besucher mitbringen, und der Welt, die sie umgibt. Oder vielleicht ein Korridor der Besorgnis, dass die beiden Welten sich als unvereinbar erweisen könnten oder sie zumindest die Begegnung miteinander nicht ohne Weiteres ertragen könnten. Auch in dem in vieler Hinsicht aufgeklärten Bericht Alva Myrdals aus den Lagern erkenne ich diese Besorgnis; die Sorge, das Dunkel der Einwohner könne die aufgeklärte Gesellschaft, die sie umgibt, infizieren. «Die Opfer der Brutalität werden selbst brutalisiert», schreibt sie.

«Wenn das Leben auf sein Minimum reduziert wird, ist der primitive Egoismus das einzig Selbstverständliche. [...]

Frauen, die nach den Regeln der Vernunft wissen müssten, dass sie ausreichend Essen erhalten und dass sie auch zur nächsten Mahlzeit und am folgenden Tag Essen erhalten, können das aufgrund ihrer alten Angst nicht glauben. Sie heben jeden Krümel auf, der bei Tisch übrig bleibt. Sie sammeln Löwenzahn und anderes Essbare. Sie sammeln Kartoffelschalen von den Schweinen. Sie heben jede kleine Erbse auf, die auf den Boden fällt. Sie stehlen sogar noch immer aus dem Vorratslager.»

Eine Frage, die in der schwedischen Öffentlichkeit behandelt wird, lautet, was man mit solchen Menschen anfangen soll. In zwei Artikeln der Abendzeitung *Expressen* (vom 22. und 25. Juni 1945) werden sie wie Tiere beschrieben. Die Verfasserin der Artikel, Tora Nordström-Bonnier, weist darauf hin, dass «der grösste Teil von ihnen gerade dank mehr oder weniger tierischer Eigenschaften überlebt hat, die die westliche Gesellschaft ansonsten im Zaum zu halten versucht: List, Verschlagenheit, Lüge, Kriecherei, kleinen Diebstählen und Egoismus, gepaart mit einem gewissen brutalen Lebenswillen.» Infolgedessen ist sie besorgt darüber, wer sie schliesslich beschäftigen möchte: «Es wird nicht einfach für sie werden, sich anzupassen, und nicht leicht, ihr Arbeitgeber zu sein. Zu Letzterem ist vermutlich ein Verständnis und eine humane Einstellung nötig, die grösser sind, als sie der Durchschnitt aufbringen kann.»

Tora Nordström-Bonnier weist nicht speziell auf die Juden als Problem in diesem Zusammenhang hin (eher im Gegenteil). Die meisten Frauen, die sich in dem Lager aufhalten, das sie besucht (Doverstorp), und aus deren Verhalten sie ihre Schlüsse zieht,

sind nicht-jüdische Polinnen. Im Sommer und Herbst 1945 ist die grosse Mehrheit der Bewohner des Archipels der schwedischen Ausländerlager nicht-jüdischer Herkunft, das muss festgehalten werden.

Hingegen weist die Signatur G.B.G. in einem Artikel in *Göteborgs Handelsoch Sjöfartstidning* vom 5. September 1945 vor allem auf die Juden als Problem hin, und dies aus teilweise anderen Gründen:

«Die schwedischen Arbeitgeber sind, anders als es sich vielleicht mancher einbildet, bei der Einstellung jüdischer Arbeitskräfte nicht sonderlich zuvorkommend. Der Unterzeichnete hat einige Erfahrung mit den Schwierigkeiten, derartigen Arbeitskräften annehmbare Arbeit zu verschaffen. Es sind nur Konfektionsarbeiter, die in den Augen der Arbeitgeber Gnade finden. In der Textilindustrie wurden aufgrund der niedrigen Löhne viele Flüchtlinge eingestellt, die keine andere Arbeit erhalten haben [...] Aus Erfahrung wissen wir, dass die Juden nur im äussersten Notfall jede Art von Arbeit annehmen. Der Handel liegt ihnen im Blut, und unter anderen Tätigkeiten ist es hauptsächlich das Gewerbe des Schneiders, das ihnen zusagt [...]

Falls nun die jüdischen Jugendlichen schwedische Staatsbürger werden können, dürfte man ihnen verdeutlichen müssen, dass sie sich auf andere Lebensbahnen einrichten müssen als die des Händlers [...]

Sofern die jüdischen Jugendlichen etwa zu Fabrikarbeitern oder Handwerkern ausgebildet werden, entsteht ein neues Problem, nämlich wie die schwedische Gewerkschaftsbewegung angesichts der Aussichten, Juden als Arbeitskollegen zu bekommen, reagieren würde [...] Bisweilen kann man unter schwedi-

schen Arbeitern auch einen Unwillen erkennen, mit jüdischen Kollegen zusammenzuarbeiten [...]»

Ich halte die Frage für berechtigt, über wie viele dieser Probleme mit den Juden sich die Signatur G. B. G. bereits lange im Klaren war, bevor er wirklich mit Juden zu tun hatte, falls er überhaupt jemals wirklich mit Juden zu tun hatte. Jedenfalls scheint keines dieser Probleme irgendein Hindernis darzustellen, denn die mehr oder weniger jüdischen Polen in Oreryd waren recht bald als Waldarbeiter in den meilenweiten Wäldern, die das Lager umgeben, gefragt und als Landarbeiter auf den in der Nähe gelegenen Höfen und als Industriearbeiter in den vielen Fabrikunternehmen der Region. In einem Brief an den Lagerchef in Oreryd vom 9. November 1945 bittet der Vorsitzende des Gemeinderats von Norrahammar, das immerhin vierzig Kilometer entfernt bei Jönköping liegt, die Beurlaubung des Flüchtlings David Szpiegler vom Lager ein weiteres Mal zu verlängern, «damit seine Arbeit nicht gefährdet ist», da er sich «als kundig und fleissig und beim Vorarbeiter beliebt» erwiesen habe. David Szpiegler hat Arbeit in der Eisenhütte Norrahammars Bruk erhalten, wo man eiserne Ofen und Kessel herstellt. Vermittelt wurde sie von Herrn Äke Roström, der auch für Unterkunft und Verpflegung gesorgt hat und zu dem nach Hause Szpiegler täglich eingeladen sei, «um sowohl über die Arbeit wie über andere Dinge unterrichtet zu werden».

«Da ich mich täglich ebenfalls dort aufhalte und von den traurigen Verhältnissen der Flüchtlinge erfahren habe, hoffe ich, dass das Beste für ihn erreicht werden kann», schliesst der Vor-

sitzende des Gemeinderats Norrahammar sein Ersuchen an den Lagerchef von Oreryd.

Es gibt eine sich wiederholende Tendenz, eure deprimierenden Lebensumstände und das bisweilen Beunruhigende in eurem Verhalten hervorzuheben. Seltener wird darauf hingewiesen, dass diese deprimierenden Lebensumstände sehr wenig mit den Verhältnissen im Lager und noch weniger mit denen in Schweden zu tun haben. Vielmehr kneift ihr euch jeden Morgen in den Arm, wenn im Speisesaal ein schwedisches Frühstück aufgetragen ist und ein schwedisches Mittagessen und ein schwedisches Abendessen, und auch wenn am Essen zu viel Zucker ist und einige von euch sicherheitshalber hin und wieder ein wenig Essen verstecken, muss Schweden den meisten von euch als Paradies erscheinen.

Ich weiss, dass du schon früher glaubtest, im Paradies zu sein, aber dieses Paradies existiert auch am nächsten Morgen noch. Und am Morgen danach. Zwar handelt es sich um ein zeitweise ungewohntes, schwer begreifbares Paradies, und den Schatten, die euch auch bis in dieses Paradies folgen, entgeht ihr nicht, aber in keinem der Briefe, die du in jener Zeit an Halus schreibst, findet sich auch nur ein einziges kritisches Wort über die Verhältnisse im Lager oder im Land.

Klänge es nicht so platt, würde ich sagen, ihr seid dankbar, zutiefst dankbar, und für einige kurze Augenblicke auch glücklich.

Glücklich und unglücklich.

Wie in jenem Brief, den dein Bruder Natek am 21. Dezember

1945 aus Öreryd schreibt, unmittelbar bevor die polnischen Juden nach Tappudden-Furudal verlegt werden. Der alles verdunkelnde Schatten im Leben Nateks ist die Ungewissheit, was mit seiner Ehefrau Andzia (Chana) geschehen ist, seit sie auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau voneinander getrennt wurden.

Der Brief ist adressiert an Sima Staw in Łódź.

Einem Gerücht zufolge hat Sima Staw Auschwitz überlebt und ist nach Łódź zurückgekehrt und kann vielleicht die Frage beantworten, ob Andzia lebt oder ob sie tot ist. Aber das Gerücht stimmt nicht. Der Brief erreicht stattdessen Simas Schwester, bei der es sich um jene Frau handelt, die meine Mutter werden soll, und durch sie bekomme ich ihn weit später in die Hand.

Unleugbar ein teilweise verzweifelter Brief. «Ich bitte Dich eindringlich, schreibe mir sofort und berichte mir alles. Ohne Rücksicht darauf, wie der Bescheid aussieht. Diese Unsicherheit frisst mich auf.» Zugleich ein Brief aus dem Paradies. «Schweden ist ein Land, in dem es keinen Antisemitismus gibt. Und damit nicht genug, es gibt überhaupt keine Judenfrage. Das Lebensniveau ist sehr hoch. Die Gleichstellung der Klassen ganz einfach ideal. Es gibt keine Arbeitslosen und niemanden, der hungert. Und wer arbeiten will, tut es und lebt gut davon, und wenn ich meine Frau hier hätte, würde mir kaum etwas zu meinem Glück fehlen. Sima! In Gottes Namen, zögere nicht mit der Antwort!»

Während so viele Antworten noch auf sich warten lassen, fährt ihr am 26. September 1945 die acht Kilometer mit dem Fahrrad

zu Maurermeister Manfredsson, um Kartoffeln zu ernten. Der formelle Antrag auf Beurlaubung von vier namentlich angegebenen Personen aus der Baracke F ist zwei Tage zuvor bei der Ausländerabteilung der Arbeitsvermittlung von Oreryd eingegangen. Ich habe den Verdacht, dass die Ausländerabteilung die einzige Abteilung der Arbeitsvermittlung von Oreryd ist. Die stillschweigende Voraussetzung für die Kartoffelernte lautet, dass alle vier Fahrrad fahren können, was keiner der vier kann. Und auch nicht Kartoffeln ernten, wie sich zeigen soll. Jedem von euch wurden vier Kronen für den Einsatz versprochen, aber die Pflanzen werden nur zur Hälfte herausgezogen, und viele Kartoffeln bleiben im Boden, und der zweirädrige Karren, auf den ihr die Kartoffeln geladen habt, kippt um und muss neu beladen werden. Ausserdem esst ihr wie die Scheunendrescher, und der Maurermeister muss seine Kinder nach mehr Essen loschicken.

All das wurde mir viel später von M. Z. erzählt, der von einem Tag auf den anderen Fahrradfahren lernen muss, aber dafür die meisten Worte Schwedisch beherrscht und deshalb bei Maurermeister Manfredsson bei Tisch für Unterhaltung sorgen muss.

Eine heitere Erinnerung, diese wacklige Fahrradfahrt durch die smaländische Spätsommerlandschaft zu eurer ersten Arbeit nach den Sklavenlagern, auch wenn ich nicht allen Details der spät entdeckten Erinnerung so ganz traue. Vor allem nicht, weil so vieles andere und offenbar Wichtigere, nach dem ich frage, vergessen wurde.

Die Kartoffelernte, nach der ich M. Z. frage, liegt neunund-

fünfzig Jahre zurück, und von der Erinnerung sind nur Scherben erhalten.

Darum halte ich mich am liebsten an Dokumente, wie du weisst, und die Kartoffelernte in Hestra ist schriftlich im Reichsarchiv in Stockholm dokumentiert, wie auch dein Antrag an die staatliche Ausländerkommission vom 19. September 1945 auf Genehmigung einer Reise zum Ausländerlager Gränna, um dort deine Cousine Helena Wisnicka besuchen zu können. Ich bin einigermassen erstaunt, als ich auf diesen Antrag stosse, weil ich von einer solchen Cousine noch nie gehört habe. Ich bin mir auch nicht sicher, ob diese Cousine existiert. Vor allem nicht, seit ich deinen Brief an Halus vom 6. April 1946 gelesen habe, in dem sich eine völlig andere Erklärung für deine Reise nach Gränna findet. Das ist ein Brief, den du unter zunehmender Bedrücktheit schreibst, denn seit dem Empfang der Postkarte in Furudal sind drei Monate vergangen und Halus befindet sich nach wie vor in Łódź, und du befindest dich in Alingsås, und die formellen Hindernisse für eure Wiedervereinigung scheinen Tag für Tag mehr zu werden. Ausserdem machst du dir Sorgen über Halus' Gemütsverfassung, weil sie in ihrem letzten Brief schreibt, dass sie Gesellschaft meidet. Du interpretierst das sofort so, als wäre sie mit ihren Gedanken allein: «Das darfst Du nicht tun, Halus! Für solche wie uns ist es furchtbar, mit seinen Gedanken allein zu sein!»

Und um auf irgendeine Weise ihre Einsamkeit zu teilen, berichtest du von der Zeit, als auch du deinen Gedanken überlassen warst, in der Zeit vor deiner Reise nach Gränna.

«Es war in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Öreryd, als ich noch keine Ahnung hatte, wie es um Dich steht. An Anlass, die Tatkraft zu verlieren, fehlt es uns ja nicht, uns Schiffbrüchigen. Wenn das Wetter gut war, suchten wir das Vergessen, indem wir in einem naheliegenden See schwammen oder ruderten oder in den Wald gingen und Pilze sammelten. Umso schlimmer war es, wenn Schmuddelwetter herrschte, da konnte man ganz einfach verrückt werden, und es gab viele solcher Tage. Ich wollte um jeden Preis ein paar Tage wegfahren. Geld um zu verreisen hatte ich nicht, und auch keinen Menschen oder Ort, zu dem ich hätte fahren können. Ich schränkte mich beim Rauchen ein (im Lager bekamen wir 5 Kronen ‚Taschengeld‘, die für Zigaretten und kleinere Ausgaben reichen mussten) und sparte ein paar Kronen zusammen. Dann stieg ich ohne nähere Planung in einen Bus und fuhr in die nächste Stadt, Jönköping (bekannt für seine pittoreske Lage und seine Zündholzfabriken). Eigentlich durfte ich nicht verreisen, weil ich keinen Pass hatte, aber das war mir gleich. Die Stadt liegt an einem riesengrossen See und ist von schönen Hügeln umgeben. Ich war so benommen von allem, dass ich vergass, wer ich war und wie ich hier gelandet bin. Nachdem ich einige Stunden umherwanderte, war mir so unbehaglich und fremd zumute (mit Leuten zu sprechen war unmöglich, ich konnte doch nur ein paar Worte Schwedisch), dass ich um ein Haar am selben Abend nach Öreryd zurückgefahren wäre. Aber das schlug ich mir aus dem Kopf, als ich zwei ungarische Jüdinnen kennenlernte. Sie informierten mich, dass es 60 km entfernt, in Gränna, ein polnisches Lager gab und dass

ich mit dem Auto dorthin fahren konnte, oder per Boot, über den See. Ich begab mich also dorthin und dachte, vielleicht treffe ich jemanden, der etwas über Dich weiss.

Als ich nach Gränna kam, stellte sich heraus, dass es dort kein Lager gab, vielmehr waren Frauen in Hotels und Pensionen einquartiert (Gränna ist ein bekannter Fremdenverkehrs- und Badeort) – Polinnen. Ich kam noch nicht einmal dazu, mich umzusehen und herauszufinden, wohin ich gehen sollte, als ich plötzlich jemanden rufen hörte: ‚Dawid! Dawid! Gott, wen sehe ich denn da, Dawid lebt!‘ Und vor mir stand Estusia (die rothaarige Estusia von der Post). Ihre ersten Worte waren: ‚Wo ist Hala, hast du Nachrichten über sie?‘

Was dann passierte, ist schwer zu beschreiben. Aus allen Richtungen strömten Mädchen herbei und betrachteten mich wie ein Wesen von einem anderen Stern. Um mich herum hörte ich Stimmen: ‚Der Junge war im Konzentrationslager? Gott, wie ist das möglich, er sieht doch aus wie ein normaler Mensch, *ein emes jiddisch jingl.*‘

Ich stand da wie versteinert, ich wusste nicht, was ich anfangen sollte und was das alles bedeutete. Plötzlich aber wurde es mir klar, denn es stellte sich heraus, dass diese Frauen vor der Befreiung nach Schweden gekommen waren (durch das Schwedische Rote Kreuz), sie waren also nicht Augenzeugen der Befreiung gewesen. Sie erklärten mir auch, warum mein Anblick sie so angenehm überrascht hatte. Einige Stunden bevor sie nach Schweden abfuhr, hatten sie den Männern auf dem Appellplatz in Ravensbrück gegenübergestanden (zufällig war ich einer dieser Männer, oder eher wandernden Leichen). Bis spät in die

Nacht musste ich ihnen bis in die kleinste Einzelheit von der Befreiung erzählen.

Am nächsten Tag fuhr ich zurück nach Oreryd. Vor der Abreise musste ich ihnen hoch und heilig versprechen, dass ich zu Rosh Hashana [dem jüdischen Neujahrsfest] kommen und ein paar Männer mitbringen würde, weil sie die Absicht hatten, ein traditionelles Neujahrsfest zu veranstalten, und ohne Männer würde das nicht funktionieren, denn sie wollten auch Gebete haben [zu einem jüdischen Gottesdienst ist ein *minjan* erforderlich, d.h. die Anwesenheit von zehn jüdischen Männern].

Ich habe Wort gehalten und bin mit einer ganzen Korona zum Fest gefahren. Seitdem fahren ständig Männer aus Oreryd nach Gränna und umgekehrt. Viele erfuhren so über das Wohl und Wehe ihrer Angehörigen, indem sie sich durchfragten. Wir veranstalteten unsererseits Tanzveranstaltungen und luden die Mädchen aus Gränna ein. Kurz gesagt, wir begannen mit ein bisschen Gesellschaftsleben. Und dank meiner ersten Eskapade nach Gränna sind jetzt sechs Paare zusammengekommen. Sie sind über ganz Schweden verteilt. Bei uns in Alingsås wohnt ein Paar.»

Irgendwo hier verdunkelt sich in diesem Brief deine Gemütsverfassung. Ich kann es fast mit Händen greifen. Die Worte verlieren ihre Spannung. Schatten legen sich zwischen die Zeilen. Die eben noch so selbstverständliche Wiedervereinigung verschwindet hinter dem Horizont. Aus Polen dürfen nun lediglich Personen kommen, die über Papiere für eine Fortsetzung der Reise über den Atlantik verfügen, schreibst du. Auch eine Einreisegenehmigung vom Auffanglager in Bergen-Belsen nach

Schweden zu bekommen ist «sehr schwer» geworden. «Was meine Möglichkeiten zur Regelung der Formalitäten angeht, so scheinen sie derzeit nicht zu existieren.»

Und Halus hat es noch nicht einmal bis nach Bergen-Belsen geschafft, sondern ist weiterhin in Łódź.

Morgen wirst du es wieder versuchen. Du willst herausfinden, wie die Dinge in Bergen-Belsen genau liegen. Mit denjenigen sprechen, die kürzlich von dort gekommen sind und sich noch in Helsingborg in Quarantäne befinden.

Heute kannst du nicht mehr schreiben.

«Ich bin in einer furchtbaren Gemütsverfassung», endet der Brief mit der vergnügten Reise nach Gränna.

In den wöchentlichen Arztberichten aus Öreryd werden gelegentlich die medizinischen Folgen furchtbarer Gemütsverfassungen festgehalten. In der Nacht zum 21. Juni 1946 nimmt sich der Zahnarzt Abraham Goldmann das Leben, indem er sich die Pulsadern beider Handgelenke aufschneidet und sich mit einem Messer vier Zentimeter tief mitten ins Herz sticht. Neun Monate zuvor, im Bericht vom 27. September 1945, wurde notiert, dass derselbe Abraham Goldmann keine Papiere über seine Ausbildung zum Zahnarzt vorlegen konnte, dass seine Angaben aber von zwei «Polen» im Lager bestätigt wurden und darum ein Ersuchen an die Königliche Medizinalverwaltung gerichtet wurde, Goldmann die Genehmigung zu erteilen, in Öreryd als Zahnarzt zu praktizieren.

Nach den folgenden Berichten zu schliessen wurde die Genehmigung erteilt, und die zeitweise prekäre Lage in der «Zahnarztfrage» verbesserte sich.

Nicht verbessert, oder zumindest nicht dauerhaft verbessert, hat sich hingegen die Gemütsverfassung von Abraham Goldmann.

«In den letzten Wochen war er melancholisch und mit Selbstmordgedanken beschäftigt», schreibt der Lagerarzt in Oreryd am 28. Juni in seinem Bericht.

Zu dieser Zeit haben du und Natek Oreryd schon lange verlassen. Ja, schon lange auch Furudal. Bereits Anfang Februar 1946 verlasst ihr den Archipel der schwedischen Ausländerlager für immer. Über Furudal schreibst du, die Gegend sei schön, und der Schnee liege hoch, und das Lagerleben sei eintönig, «aber jemand, der sich für Wintersport begeistert, kann sich die Zeit vertreiben».

Du selbst hast in Furudal Skifahren gelernt.

Niemand zwingt euch, Furudal zu verlassen. Ihr habt nur «genug vom kollektiven Leben» und wollt «eine Arbeit haben».

Bis auf Weiteres wollt ihr auch in Schweden bleiben. Schon am 1. September 1945 stellt ihr von Öreryd aus einen Antrag auf schwedische Fremdenpässe. Ihr weist nachdrücklich darauf hin, dass ihr nicht nach Polen zurückkehren wollt, dass ihr euch nicht als *Repatrianten* bezeichnen lassen wollt, dass ihr mit Polen nichts mehr zu tun haben wollt. Am deutlichsten in diesem Punkt ist dein Bruder, der auf einem Zusatzblatt eine handgeschriebene Erklärung auf Polnisch beigefügt hat und daneben die maschinengeschriebene Übersetzung ins Schwedische: «Meine gesamte Familie, die vor dem Krieg in Łódź lebte, wurde von Hitlers Bestien umgebracht. Würde ich nun nach Polen zurückkeh-

ren, würde das ganze Leben zu einer Kette tragischer Erinnerungen.»

Hinter der Unterschrift «Naftali Rosenberg» hat jemand (der Übersetzer?) mit Schreibmaschine in Klammern das Wort «Jude» hinzugefügt, vielleicht zur Erklärung oder Verdeutlichung, aber die Antwort lässt auf sich warten, und am 10. Dezember 1945 schreibt ihr einen weiteren Brief an die staatliche Ausländerkommission, diesmal ohne maschinengeschriebene Vermittlung, auf Deutsch.

BITTE schreibt ihr mit grossen Buchstaben ganz oben hin.

«BITTE. Wir sind Brüder, beide diplomierte Textiltechniker. Wir können Arbeit in einer Textilfabrik in Marieholm [sic] bekommen, das einzige Hindernis ist, dass wir noch keine Pässe besitzen. Die günstige Erledigung unserer Bitte wird es uns ermöglichen, ein normales Leben zu beginnen. Wir wollen betonen, dass wir keine Absicht haben, nach Polen zurückzukehren, denn unsere ganze Familie in Polen ist dem Hitlerregime zum Opfer gefallen.»

Ihr schreibt freundlich und höflich und unterschreibt sowohl «im Vorhinein dankend» und «hochachtungsvoll», aber soweit ich sehe, werden euch keine Fremdenpässe bewilligt, was euch jedoch nicht daran zu hindern scheint, das Ausländerlager in Tappudden-Furudal am 2. Februar 1946 zu verlassen und in «Fridens Pension» in Alingsas einzuziehen, wo ihr zwei Tage später ein scheinbar normales Leben als Textilarbeiter bei der Alingsas Bomullsväfveri beginnt. Ein harter Job unter hohem Zeitdruck an klappernden maschinellen Webstühlen in grossen Fabrikhallen, und da ihr euch beide als diplomierte Textiltechni-

ker ausgegeben habt (was auf deinen Bruder mehr zutrifft als auf dich), ist es vielleicht nicht ganz das, was ihr euch erhofft habt. Andererseits möchtest du die Frau, die meine Mutter werden soll, gern davon überzeugen, dass dein Einstiegsniveau auf dem schwedischen Arbeitsmarkt höchst zufällig ist und ausserdem völlig in Ordnung, und dass Schweden gleichwohl das Paradies ist. Im ersten Brief aus Alingsas vom 7. März 1946 schreibst du:

«Bei den besseren Stellen haben leider die Schweden den Vorrang, was völlig verständlich ist, aber in Schweden schämt sich keiner seiner Arbeit und niemand ist verwöhnt. Die Schweden sind ein arbeitsames Volk, Arbeit wird als Segen verstanden. Nicht erstaunlich, dass ein durchschnittlicher Arbeiter besser lebt als ein Kleinunternehmer im Vorkriegspolen. In manchen Industriezweigen verdient ein Arbeiter (fast) genauso viel wie ein Ingenieur. Mein Einkommen beträgt 75 Kronen die Woche. Davon kann man einigermassen leben, sich anständig kleiden, ordentlich wohnen usw. Natek arbeitet in derselben Fabrik. Vorerst wohnen wir in einer Pension, d.h., wir bekommen Kost und Logis. Am liebsten würden wir in einer eigenen Wohnung wohnen, mit Wohnungen ist es jedoch schwer, aber ich glaube, es dauert nicht mehr lange, bis etwas daraus wird. Die Pension ist ziemlich teuer, und ausserdem mögen wir das Essen nicht (schwedisches Essen schmeckt nicht besonders gut). Wenn wir uns selbst eingerichtet haben, werden wir Frühstück und Abendessen selbst zubereiten, während wir zu Mittag im Restaurant essen. Kannst Du Dir vorstellen, dass Schweden Heringe servieren, auf die sie Zucker streuen, oder in Sahne ertränktes Fleisch? Fast alles wird

mit Zucker zubereitet. Wir arbeiten in zwei Schichten. Eine Woche von 5 Uhr morgens bis 1.30 nachmittags, in der folgenden Woche von 1.30 bis 10 Uhr abends.

Du fragst mich, welche Pläne ich habe. Ich will doch dasselbe wie Du, Halus, Dich so schnell wie möglich in die Arme nehmen.

Ich möchte in diesem Augenblick zu Dir fliegen – tatsächlich gehen von Stockholm Flugzeuge nach Warschau –, aber Du kennst ja die Hindernisse.

Das Einzige, was wir tun können, ist, Dich nach Schweden zu holen, und das würde schneller gehen, wenn Du es nur bis Bergen-Belsen schaffst.»

Irgendwo dort enden die meisten Briefe aus «Fridens Pension» in Alingsås an Hala Staw in Łódź mit «wenn nur».

Wenn Du es nur bis nach Bergen-Belsen schaffst.

Wenn Du Dich nur als Ehefrau oder als Tochter von irgendjemandem ausgeben könntest. Sich als Schwester oder Bruder von jemandem auszugeben reicht nicht.

Wenn ich Dich nur von Anfang an als meine Ehefrau ausgegeben hätte.

Wenn Du mich nur von Anfang an als Deinen Mann ausgegeben hättest.

Wenn Du nur in Verbindung mit dem oder dem kommen könntest, der diesen oder jenen kennt, der weiss, wie man am leichtesten von Łódź nach Bergen-Belsen und von Bergen-Belsen nach Schweden kommt.

Wenn ich nur eine schwedische Familie bewegen könnte, für die zehntausend Kronen zu bürgen, die für ein Einreisevisum aus Polen erforderlich sind.

Wenn ich nur in Göteborg auf einem schwedischen Schiff anheuern und Dich in irgendeinem polnischen Hafen an Bord schmuggeln könnte, in Gdynia vielleicht – dort wird aus Leibeskräften geschmuggelt, musst Du wissen.

Meist ist der Ton forciert optimistisch: Du wirst schon sehen, das kommt in Ordnung, neue Wege haben sich eröffnet, dieser und jener ist gerade aus Bergen-Belsen eingetroffen, ohne im Geringsten mit irgendjemandem verwandt zu sein, und morgen spreche ich mit dem und dem, der hat die neuesten Nachrichten, wie man am besten vorgeht, und Du musst wissen, dass für Deine Ankunft alles vorbereitet ist, Arbeit und Wohnung sind schon vorhanden, und es gibt so viel, was ich Dir noch nicht erzählen konnte, und es gibt so viel, was Du mir noch nicht erzählen konntest, und es kann nicht der Sinn sein, dass wir beide die Hölle überlebt haben, um nicht das Paradies miteinander teilen zu dürfen.

Nicht einmal dich selbst überzeugst du immer, und manchmal ahne ich, dass du nicht einmal sicher bist, ob die Frau, die meine Mutter werden soll, zu dir nach Schweden kommen will, und ob sie nicht lieber will, dass du zu ihr nach Polen kommst, was dich gleichzeitig verzweifeln lässt und entschlossen macht. In einem verzweifelten Augenblick schreibst du, vielleicht wäre es am besten, wenn du trotz allem zu ihr nach Łódź fahren würdest, dass deine Sehnsucht unerträglich ist, dass du dich nicht mit dem Gedanken abfinden kannst, noch länger von ihr getrennt zu sein. In deinen resoluten Augenblicken, und sie sind in der Überzahl, verwendest du grosse Mühe darauf, sie davon zu überzeugen, dass sie Polen verlassen muss, dass Polen kein Ort für solche wie

euch ist und dass es wirklich keine egoistische Bequemlichkeit ist, wenn du nicht sofort das Paradies verlässt, um zu ihr zu fahren.

«Du darfst nicht glauben, es sei entscheidend für mich, dass sich, wenn ich nach Polen gehe, mein Lebensniveau verschlechtern würde. So, wie die Dinge sich nun darstellen, gibt es für einen Juden keine Rückkehr. Ich habe mit Menschen gesprochen, die kürzlich auf illegalem Weg über Gdynia aus Polen nach Schweden gekommen sind. Das waren zwei christliche Polen, die bereits in Schweden waren, nach Polen zurückgefahren sind und nun hierher zurückkehrten. Als ich sagte, ich trüge mich mit Plänen, nach Polen zu gehen, sahen sie mich an wie einen Verrückten. [...]

Ich will nicht ein neues Leben auf den Trümmern unseres Zuhauses aufbauen und noch dazu in einer Zeit, in der unsere ganze Umgebung böswillig oder sogar feindlich uns gegenüber eingestellt ist. Obwohl ich mich in Łódź besser zurechtfinden, besser leben würde, d.h. mir Arbeit in meinem Beruf beschaffen könnte. Aber es nützt nichts, ich bin lieber hier Schwerarbeiter, als dass ich mir anhöre: ‚Wo kommen denn jetzt all die Juden her, ich war mir so sicher, dass wir sie losgeworden sind?‘ [...]

Ich sage es noch einmal, für ‚unser‘ Bestes wäre es am sinnvollsten, wenn Du zu mir kämest, auch wenn es nicht so leicht zu bewerkstelligen ist. Denn wie sollte ich mir vorstellen können zurückzukehren, wenn wir ständig von Morden hören, die an Juden begangen werden. Warum sollte ich also prompt dorthin fahren, wo ich ganz einfach verachtet und gehasst werde.»

Du bemühst dich in den Briefen, das Leben in Alingsås als

völlig normal, geradezu heiter und vielversprechend zu schildern. Nach nur wenigen Monaten kannst du berichten, dass Natek in der Textilfabrik eine neue Stelle im Lager der Färberei-abteilung bekommen hat, mit der Möglichkeit, befördert zu werden, da Färben seine Spezialität ist, was zeigt, dass auch Ausländer die Chance haben, «eine prima Arbeit» zu bekommen. Du schreibst von der polnisch-jüdischen Kolonie und ihren Festen, von deinen Reisen zu neuen Freunden im Land mit den meilenweiten Wäldern, von der neuen Sprache, die du weniger mit Hilfe deiner beiden wöchentlichen Lektionen lernst, als durch Unterhaltungen mit Schweden, «und ich würde lügen, wenn ich nicht sagte: auch mit Schwedinnen». Die detaillierte Darstellung eines burlesken sprachlichen Missverständnisses darf sich plötzlich über den grössten Teil eines Briefes erstrecken, und du scheinst ein wenig erschrocken zu sein, als dir auffällt, wie dir die Feder entglitten ist – «Halus, was treibe ich denn, was sollen diese Dummheiten denn Dich angehen» –, aber du gibst dir unverkennbar Mühe, die gute Laune nicht zu verlieren:

«Das schwedische Nationalgetränk ist Kaffee, zum Kaffee isst man Plätzchen. Wenn die Schweden zum Kaffee einladen, ist es nicht erlaubt abzulehnen, denn das wäre eine tödliche Beleidigung. Wir kommen also, setzen uns, die Gastgeberin bittet freundlich zu Tisch. Wir trinken Kaffee und essen Plätzchen, da wendet sich die Gastgeberin an uns und sagt: ‚Varso gut dupa.‘ Da wir die schwedischen Sitten noch nicht kannten, wussten wir nicht, was sie meinte, und sie wiederholte mehrere Male varso gut dupa, varso gut dupa, varso gut dupa. Wir waren zu dritt,

Natek und ein Kollege waren dabei. Wir brachen alle drei in Gelächter aus, und unsere Gastgeber lachten mit uns. Sie fragten, worüber wir lachen, und die Gastgeberin verlangte, dass wir erklären, was uns so zum Lachen gebracht hatte, sie sei sogar bereit, sich zu verteidigen. Nichts zu machen, wir mussten ihr erklären, dass das Wort d... auf Polnisch nicht so fein klingt [ein obszöner Ausdruck, kurz gesagt]. Als sie das hörte, war sie gar nicht mehr zu beruhigen, sie lachte, dass ihr die Luft wegblieb. Und dann stellte sich heraus, dass die Worte bedeuten: ‚varsagod och doppa.‘ Es ist eine schwedische Sitte, harte Plätzchen in den Kaffee zu tunken, ja, das ist sogar so üblich, dass es eine eigene Bezeichnung dafür gibt. Seitdem verzichten die Schweden auf dieses Wort, natürlich nur wenn Polen anwesend sind.»

Hier wird die Abfassung des Briefes von einem Besuch unterbrochen, ein Kollege und seine Freundin wollen mitteilen, dass sie sich verloben, und du lädst «elegant» zu Obst und Wein ein – «Halus, kannst Du Dir mich als Gastgeber vorstellen» –, als aber die Gäste gegangen sind, bist du traurig und siehst dich gezwungen, deinen Bruder hinauszwerfen, der den ganzen Abend über traurig gewesen ist und am besten ins Kino gehen sollte, um das Dunkel zu vertreiben, und wie häufig endet der Brief im Schatten. «Halus, was wird aus uns werden?»

Die Geschichte vom Plätzcheneintunken ist eine lichte Stelle unter Schatten. Du beginnst damit, dass du von den beiden Briefen erzählst, die nach Feierabend auf euch warten, einer von Halus an dich, datiert mit dem 5. Februar 1946, und einer an Natek. Der Brief an dich war sieben Wochen unterwegs, und ich

ahne, welche dunklen Missverständnisse durch einen so schleppenden Postverkehr entstehen können. Der Brief an Natek enthält die Antwort auf seine Fragen nach Andzia.

«Als er den Brief gelesen hatte, brachte er kein Wort heraus. Er sass da und starrte mit teilnahmslosem Blick auf einen Fleck. Ich verliess das Zimmer, weil ich fühlte, dass in seinem Inneren etwas vorging, dass er allein sein musste. Bis dahin hatte er versucht, alle schlimmen Gedanken von seinem Leben fernzuhalten. Im Gegenteil bemühte er sich, gut gelaunt und heiter aufzutreten, sogar den einen oder anderen Flirt gestattete er sich. Ich wusste aber sehr genau, dass das Selbstbetrug war, übrigens sagte er selbst zu mir, wenn er das nicht täte, stünde es schlimm um ihn. Mit Andzia könnte er glücklich werden, denn in eine andere Frau würde er sich niemals verlieben. Er glaubt, dass sie die Sonne hinter den Wolken hervorschauen lässt.

Du kannst Dir nicht vorstellen, welche Wirkung dieser Brief auf ihn hatte.»

Das Leben in Alingsas ist ein Leben des Wartens auf Antworten, die ausbleiben, inmitten eines irrenden Stroms von Menschen, die kommen und ihrer Wege gehen, irgendwo anders hin, in der rastlosen Bewegung zwischen den Schatten der Erinnerung und den Schneisen des Vergessens. Die Pension «Friden» liegt in der Torggatan 8, so zentral, wie man in dem kleinen Alingsas überhaupt wohnen kann, aber für die Menschen, die über diese knarrenden Fussböden kommen und gehen, liegt sie in einem Randgebiet, oder vielmehr in einem Niemandsland zwischen einer zerstörten Welt und einer noch unwirklichen Welt.

Oder ist Warteplatz ein besseres Wort?

In Erwartung einer noch nicht hergestellten Verbindung.

Als ganz normal kann man ein solches Leben kaum bezeichnen, falls man unter «normal» ein Leben mit einer Vergangenheit und einer Zukunft versteht.

Ganz normal ist es nicht, in Erwartung einer Verbindung zu leben, die es vielleicht nicht geben wird.

Eine selbstverständliche Bezeichnung für solche wie euch gibt es auf alle Fälle nicht. «Rotes-Kreuz-Flüchtlinge» wurde rot auf die offiziellen Papiere gestempelt, aber Flüchtlinge seid ihr ja nicht.

Wärt ihr es doch gewesen. Wärt ihr doch geflohen, solange noch Zeit war.

Aber ihr seid nicht geflohen, ihr wurdet verlegt, was etwas ganz anderes ist, vor allem wenn die Absicht der Verlegung die Vernichtung ist.

Einwanderer seid ihr jedoch auch nicht, weder in euren Augen noch in denen Schwedens. Ihr seid nicht aus eigenem Willen und eigener Kraft hierhergekommen, sondern wiederum durch Verlegung, von einem Lager in ein anderes, von einem Lager in der Hölle zu einem Lager im Land mit den meilenweiten Wäldern, das euch in einer Kombination aus Grosszügigkeit und schlechtem Gewissen einen kurzfristigen Aufenthalt für die Wartezeit irgendwo anders hin anbietet und euch deshalb als Transitmigranten oder Repatrianten bezeichnet.

Für Menschen, die weder geflohen noch eingewandert sind und für die es keinen Ort gibt, zu dem man sie weitersenden oder repatriieren kann, und die noch der Antworten harren, die auf

sich warten lassen, und die bis auf Weiteres ein Leben ohne Vergangenheit und Zukunft verbringen, gibt es kein fertiges Wort und auch keine fertige Politik, was kaum erstaunt. Wer hätte sich vorstellen können, dass Schweden im Verlauf einiger kurzer Sommermonate über zehntausend Menschen empfangen würde, für die es in der schwedischen Sprache keine Kategorie gibt.

Mit der Zeit beginnt man das Wort Überlebende zu verwenden, anfangs als sachliche Feststellung, Überlebende im Gegensatz zu Umgekommenen, aber allmählich auch als Kategorie für sich, als Bezeichnung für Menschen, deren wichtigstes Attribut darin besteht, dass sie leben, obwohl sie nach einer plausiblen Wahrscheinlichkeitsberechnung tot sein müssten. Wer in erster Linie mit dieser Bezeichnung gemeint ist, sind Personen, die angeben, sie seien Juden, und die offensichtlich besonders schlecht in die offiziellen Kategorien von Transitmigranten und Repatrianten eingeordnet werden können. Bereits am 3. Juli 1945 notiert die Zeitung *Dagens Nyheter* in einem Leitartikel, an den Justizminister sei die Anregung ergangen, «im Interesse einer grösseren Gruppe Staatenloser [...] von der Regel abzusehen, zur Erlangung der schwedischen Staatsbürgerschaft sei ein mindestens zehnjähriger Aufenthalt im Lande nötig [...] Unter den UNRRA-Flüchtlingen, die das Rote Kreuz seit einiger Zeit hierher überführt, befinden sich zahlreiche Menschen mit einer höchst unsicheren Zukunft – beispielsweise polnische Juden ohne eine Verankerung in ihrer Heimat –, die Angst haben, von einem antisemitischen Milieu in ein anderes geschickt zu werden.»

Jüdische Überlebende der Konzentrationslager werden, kurz gesagt, zu einer Kategorie für sich. Als Schiffbrüchige bezeichnest du euch in einem Brief. Wrackteile lese ich an anderer Stelle. Einige der Wrackteile befürchten noch immer, die Wahrscheinlichkeitsberechnung, sie müssten tot sein, sei plausibel, und geben sich nicht als Juden aus, was die Statistik ein wenig verfälscht.

Manche von ihnen sehen überall Zeichen.

«Förbjudet att lu ta sig ut» – Hinauslehnen verboten – steht auf einem kleinen Metallschild, das in allen schwedischen Zugabteilen neben dem Fenster festgeschraubt ist.

Einige von ihnen lesen «FörbJÜDEt att luta sig ut».

Manche fürchten sich auch noch, nachdem sie den Irrtum begriffen haben.

Ich gehe eine Plastiktüte mit vielen kleinen Bildern durch, teilweise mit Eselsohren, alle aus der Zeit in Alingsås. Bei vielen handelt es sich um Gruppenaufnahmen von jungen Menschen, die sich vorsichtig aneinanderdrängen und in die Kamera lächeln, oft mit einem Glas und einer Zigarette in den Händen. Einige haben die Arme umeinandergelegt. Manche küssen einander. Manche machen einen abwesenden Eindruck. Die meisten sind unter dreissig, nehme ich an, aber viele sehen älter aus. Die meisten sind gut angezogen, einige geradezu elegant. Du bist immer elegant gekleidet, muss ich sagen. Hübsche Jacketts, verschiedene, fällt mir auf, auf den Sommerbildern ein helles mit Pepitamuster, meist mit einer breit gebundenen Fliege dazu, manchmal ein Schlips, die Schuhe geputzt, die Hosen von tadellosem Schnitt, die Hemden gebügelt. Du achtest auf dein Äusse-

res, das sieht man, und es ist dir wichtig, dass Halus gefällt, was sie sieht. Zumindest willst du, dass sie sieht, du verdienst genug Geld, um dich «passabel» zu kleiden, wie du es nennst. «Irgendwann lasse ich ein Foto von mir machen und schicke es Dir. Auf dem letzten Bild sehe ich nicht gut aus. Ich habe in Schweden 6 Kilo verloren, aber warum, weiss ich eigentlich nicht. Es fehlt uns hier ja an nichts, es ist wie in der guten alten Zeit, vor dem Krieg.»

Nein, es fehlt euch an nichts, du siehst sehr gut aus, trotz der sechs Kilo, über die du dir Sorgen machst, nicht grossgewachsen zwar, aber mit einem feingliedrigen Körper und einem fein geschnittenen Gesicht. Du lächelst selten auf den Fotos, und deine Augen haben häufig einen abwesenden Zug (für Fotos zu posieren ist nicht deine Lieblingsbeschäftigung), aber niemand, der dich im Frühjahr und Sommer 1946 in Alingsås auf den Festen und Ausflügen sieht, kann eigentlich etwas anderes sehen als einen schönen jungen Mann, der das Leben vor sich hat. Vor allem nicht auf den Bildern, auf denen ihr auf sommerheissen Bootstegen und Klippen posiert, wo die Sonne scheint und das Meer glitzert und ihr für einen kurzen Kameraaugenblick so aussieht, als ob ihr alle einander schon lange kennt und schon lange hier zu Hause seid und nur tut, was zum Leben junger Menschen gehört, die das Leben vor sich haben.

Aber bald werden die Gesichter verschwinden, man wird sich verabschieden, Namen werden vergessen, und was für das Auge eine beständige Gemeinschaft zu sein scheint, wird sich als zufälliges, kurzfristiges Zusammentreffen von Menschen erwei-



sen, die einander kurz zuvor noch nicht kannten und sich kurz zuvor keinen Ort wie diesen vorstellen konnten. Für einen kurzen Augenblick konnten nur sie miteinander die Welt teilen. Ich sehe, dass ihr auf den Bildern die Arme umeinandergelegt habt, einander berührt, einander ansieht, als ob ihr euch nie wieder voneinander trennen müsstet. Genau wie ich sehe, dass ihr euch aneinanderklammert, einander aufrechterhaltet, euch gegenseitig überzeugt, dass das Warten bald ein Ende hat und die Verbindung bald hergestellt ist und die Reise nach irgendwo anders hin bald fortgesetzt werden kann. Schweden mag aussehen wie das Paradies, und von den jungen Menschen auf den vergilbten Bildern von den Festen und Ausflügen in Alingsås und Umgebung mag es für eine Zeitlang als Paradies erlebt werden. Die meisten von ihnen aber träumen ungeduldig von der Weiterreise, nach einem vergilbten Dokument zu urteilen gehört dazu auch dein

Bruder – «will nach Palästina reisen», steht im Protokoll des Polizeiverhörs in Öreryd vom 22. August 1945.

Vielleicht auch du, ehe der Traum von Halus alles überwältigt.

Noch im September 1946 wollen 45 Prozent der jüdischen Überlebenden in Schweden nach Palästina Weiterreisen. 28 Prozent möchten in die USA, 8 Prozent möchten woandershin, 16 Prozent wollen repatriiert werden. Nur 3 Prozent wollen in Schweden bleiben.

Gut 650 jüdische Überlebende haben schliesslich genug davon, auf die Eröffnung legaler Möglichkeiten zur Weiterreise zu warten. Sie gehen Ende Januar 1947 im Hafen von Trelleborg an Bord eines Schiffes. Das Schiff hat 880 Tonnen, heisst «Ulua» und ist ein in Honduras registrierter ehemaliger Kutter der US-amerikanischen Küstenwache. Die Passagiere treffen in zwei Sonderzügen ein und sollen zwischen achtzehn und dreissig Jahre alt sein, die meisten von ihnen sind Frauen. Die Reise wird organisiert von der Jewish Refugee Welfare Association, deren Vertreter in Trelleborg, Herr Gunther Kohn, feststellt, dass sich die «Ulua» in so schlechtem Zustand befindet, dass er anregt, ein von den Passagieren zu bildendes Komitee solle zunächst die Verhältnisse an Bord prüfen. «Wenn man die Vorrichtungen an Bord gesehen hat, versteht man, dass Herr Kohn den eventuellen künftigen Passagieren ein Mitspracherecht einräumt, bevor sie an Bord verstaubt werden», schreibt die Zeitung *Trelleborgs Allebanda*. *Jedenfalls* ist es «kaum geeignet, auch nur 600 Passagiere für mehrere Tage zu beherbergen. Im Zwischendeck hat

man aus ungehobelten Brettern ein Zwischending aus Pritschen und Regalen bauen lassen, auf denen die Reisenden schlafen sollten.»

Von der Abfahrt der «Ulua» am 24. Januar folgende Schilderung auf der ersten Seite:

«Es war ein singendes Schiff, das um 3.30 Uhr am Nachmittag vom Kai vor dem Hafenkantor in Trelleborg ablegte – einem ungewissen und grosspolitisch interessanten Schicksal entgegen. 661 jüdische Emigranten hatten sich im Verlauf des Tages auf dem ‚Geisterschiff‘ ‚Ulua‘ eingeschifft und in Anbetracht der Kälte den ganzen Tag unter Deck versteckt, aber gerade als das Schiff vom Kai ablegte, strömten die Judenreisenden aus dem Zwischendeck wie Ameisen aus einem Ameisenhaufen nach oben, und man erhielt ein klares Bild davon, wie überfüllt das Schiff war. Während die ‚Ulua‘ den Hunderten von Trelleborgern auf dem Kai das Heck zuwendete, stimmten die Emigranten ein Abschiedslied an, das man noch hörte, als die ‚Ulua‘ den äusseren Teil der Mittenbron passierte.»

Die offizielle Destination lautet Südamerika, aber nach einem schweren Sturm in der Biscaya und Notreparaturen in einem algerischen Hafen steuert die «Ulua» einen unbewachten Strand in der Nähe von Taranto in Süditalien an, wo sie in der Nacht weitere 700 jüdische Überlebende an Bord nimmt. Mit über 1'350 Passagieren, dicht zusammengedrängt auf und unter Deck, nähert sich die «Ulua» am 27. Februar 1947 auf der Höhe von Haifa der Küste Palästinas. Dort wird sie von einem britischen Aufklärungsflugzeug gesichtet, und zwei britische Minenräumboote versuchen sie zu stoppen. Die «Ulua» antwortet mit dem Hissen

der «jüdischen» Flagge und hält mit voller Fahrt auf die Küste zu. An den Längsseiten lassen die Passagiere Holzbalken herunter und setzen sich in die Rettungsboote, um ein Entern zu erschweren. Über Achtern gelingt es zwei britischen Offizieren und zehn Matrosen dennoch, an Bord der «Ulua» zu gelangen, als aber ihr Boot im Achterschwall abgetrieben wird und das Tränengas zur Neige geht, werden sie von den Passagieren überwältigt und gezwungen, über Bord zu springen. Beim nächsten Versuch kommen siebenundzwanzig Soldaten an Bord und geben Warnschüsse über die Köpfe der Passagiere ab, während die «Ulua» mit zwölf Knoten Fahrt auf die Küste zufährt und unmittelbar südlich von Haifa in Sichtweite eines britischen Militärstützpunktes aufläuft, während sich die Briten buchstäblich an ihr festklammern. Neun Passagieren gelingt es, an Land zu schwimmen und zu entkommen, die übrigen werden zum Weitertransport in ein britisches Internierungslager auf Zypern nach Haifa gebracht.

So endet die Weiterreise für 650 Menschen, von denen einige sich vielleicht ebenfalls auf sonnenüberfluteten Anlegestegen und Klippen im Land mit den meilenweiten Wäldern fotografieren liessen und vielleicht auch für einen Augenblick geglaubt hatten, im Paradies zu sein, denen der Gedanke zu bleiben aber fremd und vielleicht auch abschreckend erschienen war. Keiner von ihnen kann sich über das Risiko einer solchen Reise im Unklaren gewesen sein. Die illegalen Transporte jüdischer Überlebender nach Palästina, auf mangelhaften, zu kleinen und überladenen Schiffen, waren hochriskante Unternehmen, die manchmal glücklich endeten, manchmal in einer Katastrophe, manch-

mal in einem britischen Internierungslager auf Zypern und manchmal in einem britischen Internierungslager in Deutschland.

Ja, es sollte nicht in Vergessenheit geraten, dass die Briten die Stirn hatten, auch dies zu tun. Im Sommer 1947 wurden über viertausend jüdische Überlebende in ein Lager in Pöppendorf bei Lübeck transportiert, nachdem sie auf der legendären «Exodus» die Küste Palästinas schon in Sichtweite gehabt hatten. Darüber, dass die Weiterreise so enden konnte, konnte sich niemand hintertäuschen. Das Bild von in ein Lager in Deutschland zurücktransportierten jüdischen Überlebenden wurde auf der ganzen Welt veröffentlicht, am 13. September 1947 auch auf der ersten Seite der *Länstidning* in Södertälje.

Vielleicht zeigt dir jemand dieses Bild – jemand, der bereits weiss, wer du bist und woher du kommst.

Aber ich bin deinem Leben vorausgeeilt.

So leicht geschieht das, und so unnötig.

Zeit genug.

Der Ort heisst noch immer Alingsås, im Sommer 1946, und du wartest noch auf die Antwort, die sich verzögert, und im Land mit den meilenweiten Wäldern ist eine Debatte im Gange, was man mit solchen wie dir anfangen soll. Schliesslich ist es nicht mehr selbstverständlich, dass solche wie du Weiterreisen können.

Aber es ist auch nicht selbstverständlich, dass ihr bleiben könnt. Im Land mit den meilenweiten Wäldern ist man nicht an den Gedanken gewöhnt, dass sich Tausende von Menschen mit vollkommen fremden Sprachen und Kulturen im Gepäck plötz-

lich hinter dem örtlichen «Konsum» am Waldrand niederlassen. Kurz zuvor war es unmöglich, sich das auch nur von ein paar Dutzend vorzustellen. Die Arbeitsplätze könnten gestohlen, die Kultur zerstört und der Volksstamm beeinträchtigt werden. Völlig fern sind solche Überlegungen nicht, auch wenn die Schamröte sie immer stärker übertüncht. Es mag erstaunlich sein, dass diese Gedanken überhaupt noch vorhanden sind, da das Land mit den meilenweiten Wäldern nach Arbeitskräften für seine im Krieg nicht beschädigten Baumwollwebereien und Lastwagenfabriken schreit. Aber die Fremdenfurcht ist alt und tief verwurzelt, während der Hunger nach Arbeitskräften neu ist. Am 15. September 1945 warnt die *Dagens Nyheter* auf dem Leitartikelplatz davor, «die polnisch-jüdischen Flüchtlinge» bleiben zu lassen:

«Bekommen sie zu hören, dass Schweden sich schuldig fühlt, sie auf alle Zukunft zu beherbergen, sind sie wahrscheinlich höchst begeistert. Jedoch sollten sich die sog. Kuratoren hüten, dieser Vorstellung anzuhängen. Sie stimmt nicht mit den Absichten der Behörden überein, und sie harmoniert auch nicht mit der Meinung von Kreisen innerhalb des schwedischen Judentums, die sich mit den Verhältnissen vertraut gemacht haben. Im Gegenteil wird aus dieser Richtung davor gewarnt, *diese Haufen* [meine Hervorhebung] gleichzusetzen mit der Gruppe der Staatenlosen aus der Vorkriegszeit. Man ist besorgt, dass Erstere ununterscheidungslos auf den Arbeitsmarkt gelassen werden sollen. Man wünscht eine sorgfältige Kontrolle ihres Verhaltens und empfiehlt eine kritische Prüfung der vorgetragenen Wünsche.

Eine Klärung der Stellung und der Zukunftsaussichten dieser Gruppen ist überfällig. Zweifellos wird es notwendig sein, ihnen eine vertretbare Wartezeit mit vorübergehenden Lösungen einzuräumen, eine Wartezeit, die recht beschwerlich werden kann. Wir sind den Umgang mit Menschen nicht gewohnt, denen schwedische Weltanschauung und schwedischer Standard so fremd sind. Die humanitäre Rettungstat war ehrenwert. Die verbleibende Rettungsarbeit wird sich womöglich schwieriger gestalten, vor allem, weil sie darauf abzielen muss, die Individuen aus der Masse auszusondern.»

Bist du erstaunt darüber, dass man so etwas schreibt? Oder bestätigt es nur, was du über das Land mit den meilenweiten Wäldern schon weisst oder ahnst? Ich versuche zu verstehen, warum so viele von euch nach und nach dieses Land wieder verlassen wollen, nicht weil man euch zwingt, sondern weil ihr das wollt, euch geradezu danach sehnt, und lese ich Zeilen wie die zitierten, verstehe ich das ein wenig besser.

Ich weiss schon, dass es andere Gründe zur Fortsetzung der Reise gibt. Hinter dem Waldrand eröffnen sich andere Träume. Ich weiss auch, dass es in der schwedischen Öffentlichkeit andere Stimmen gibt. In einem Artikel in der *Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning* vom 17. August 1945 erinnert Ingrid Segerstedt Wiberg an den Verrat an jenen, «die uns in den dreissiger Jahren um Hilfe angefleht haben. Wollen wir unsere Selbstachtung wahren, können wir nicht jenen den Rücken zukehren, die in diesem Land die Gräuel überlebt haben und sich nun nichts mehr wünschen, als unter uns ihre Zukunft aufzubauen.»

In derselben Zeitung schreibt am 1. August 1945 Herbert Löwy, man müsse darin kein Problem für Schweden sehen, wenn man die jüdisch-polnischen Flüchtlinge im Lande lasse. Sie hätten keine Heimat mehr, in die sie zurückkehren könnten, «die eisige Mauer des Fremdentums [hat] sich zwischen ihnen und den Erinnerungen an ihr Heimatland erhoben», und Schweden habe viel zu gewinnen, wenn es ihnen eine Heimat schenkt. Das einzige Problem sei die Einstellung zu ihnen:

«Sie können bleiben, falls man ihnen die Möglichkeit gibt, frei zu arbeiten, sich und ihre Angehörigen auf ehrbare Weise zu versorgen. Sie können bleiben, falls nicht die Freundlichkeit, die man ihnen erweist, stets von dem Hintergedanken begleitet wird: ‚Iss nur, mein Freund, komm zu Kräften, damit du bald gesund bist und uns für immer verlassen kannst!‘»

Seltsamerweise herrscht Unklarheit, wie viele von euch letztlich bleiben wollen. Svante Hansson, der dieser Frage am beharrlichsten nachgegangen ist, meint in seinem Buch *Flykt och överlevnad* («Flucht und Überleben», 2004), man müsse sie weiter untersuchen, da ihr als Gruppe schwer zu überblicken seid. Er selbst kommt zu dem Ergebnis, dass es 1951 in Schweden noch fünftausend Überlebende gibt, vermutlich aber erheblich mehr, da niemand genau angeben kann, wie viele Überlebende schwedische Staatsbürger heiraten und damit früh aus den Verzeichnissen der Staatenlosen verschwinden. Er weist darauf hin, dass jüdische Überlebende noch über viele Jahre Schweden verlassen. Für 1955 wird angenommen, dass sich nur noch 3‘600 der Überlebenden von 1945 im Lande befinden. Zwischen 1945 und 1955

reisen insgesamt 8'782 Personen mit Unterstützung der Mosaik-Gemeinde weiter. 1946 gibt es wenige Länder, in die man reisen kann, Palästina und die USA sind für eine jüdische Einwanderung praktisch geschlossen, Südamerika ist zu weit entfernt und schwierig, Australien zu weit entfernt und teuer, Europa ebenso verschlossen wie vor dem Krieg.

Anfangs wollt ihr fast alle Weiterreisen, aber weil die Antworten auf sich warten lassen und die Weiterreise aufgeschoben werden muss, greift das Land mit den meilenweiten Wäldern und den nach Arbeitskräften hungernden Fabriken nach euch, nach einem um den anderen. Ein kurzfristiger Aufenthalt muss auf unbestimmte Zeit verlängert werden, und in unbestimmter Zeit muss vieles entschieden werden, und vieles geschieht, ohne dass es jemand entschieden hätte.

Zu guter Letzt muss entschieden werden, ob Schweden der letzte Aufenthalt auf der Reise von Auschwitz ist und der Ort, um das Leben neu zu beginnen.

In den ersten Jahren ist es der Hunger nach Arbeitskräften, der bestimmt, wo das neue Leben beginnen kann; Borås, Norrköping, Landskrona, Helsingborg, Uppsala, Jönköping, Västerås, Örebro. Dies sind die Jahre, in denen Schweden sich von einem Land, das glaubt, nicht sonderlich viele «Ausländer» ertragen zu können, in ein Land verwandelt, das nach ihnen ruft. 1948 haben hunderttausend «Ausländer» eine Aufenthaltsgenehmigung für Schweden erhalten, von denen «fast alle auf dem Arbeitsmarkt voll beschäftigt sind». Dies wird am 31. Juli 1948 in meinem Leib- und Magenorgan für dieses Buch, in der *Stock-*

*holms Läns & Södertälje Tidning* gemeldet, die sofort verdeutlicht, dass «niemand, der eine Aufenthaltsgenehmigung erhält, ein Recht hat, sich gehenzulassen». Auch der Chef der Ausländerkommission Nils Hagelin verdeutlicht: «Arbeit ist die beste Medizin für diejenigen, die aus vom Krieg verwüsteten Ländern kommen und Mühe haben, sich in geordneten Verhältnissen zurechtzufinden [...]. Auf diese Weise kommen sie am schnellsten in die Gesellschaft hinein, und nur äusserst wenige missbrauchen unsere Gastfreundschaft und machen Schwierigkeiten.»

Ich weiss nicht, was Nils Hagelin unter Schwierigkeiten versteht. Ich weiss nur, dass sich die Personalsachbearbeiterin Stina Fors von der Alingsas Bomullsväfveri AB in einem Polizeibericht, der in Zusammenhang mit deinem Antrag auf die schwedische Staatsbürgerschaft am 12. März 1954 beim Justizministerium in Stockholm eingeht, über Schwierigkeiten äussert.

Ja, ich weiss, das ist viel später, und ich eile deinem Leben wieder voraus, aber es geht um deine Zeit in Alingsas – wie auch immer Fräulein Fors sich nach so vielen Jahren ausgerechnet daran erinnern mag. Weil jedenfalls hier das Wort «Schwierigkeiten» in Bezug auf deinen Namen genannt wird, veranlasst es mich, diese Angelegenheit zu erwähnen. Möglicherweise sagt es etwas darüber aus, was mit «Schwierigkeiten» in Zusammenhang mit Leuten wie dir gemeint sein kann.

Sicherheitshalber möchte ich darauf hinweisen, dass Fräulein Fors die Einzige im Polizeibericht aus Alingsas ist, die dich mit Schwierigkeiten in Verbindung bringt. Sogar überhaupt die Einzige, die etwas Unvorteilhaftes über dich zu sagen hat, und über

die Frau, die meine Mutter werden soll und die gemeinsam mit dir die schwedische Staatsbürgerschaft beantragt. Der Inhaber der Pension «Friden», Evald Stenberg, hat das «Ehepaar Rozenberg» als «sehr ehrlich, achtsam und ordentlich» in Erinnerung, weshalb er sie «als schwedische Mitbürger empfiehlt». Die Bedienung der Pension, Margareta Äberg, erinnert sich an euch als «ordentlich und achtsam» und empfiehlt das Gleiche. Nur Fräulein Stina Fors erinnert sich an etwas anderes:

«Dawid Rozenberg war in der Zeit vom 4.2.1946-2.8.1947 in der Fabrik als Weber angestellt und hat in der Zeit vom 19. Oktober 1946 bis zum Ende seiner Beschäftigung auf dem firmeneigenen Anwesen in der Lendahlgatan 29 eine Wohnung gemietet, in der er zusammen mit Hala Staw wohnte, die zu dieser Zeit in der Wäschefabrik beschäftigt war.

Er kam seiner Arbeit zufriedenstellend nach und gab in der Fabrik nicht direkt Anlass zum Tadel, als Mieter verursachte er jedoch dem Unternehmen einige Probleme, weil er – oder möglicherweise Staw – häufig Anlass von Schwierigkeiten mit anderen Mietern war.

Fräulein Fors ist der Meinung, dass es fraglich ist, ob das Ehepaar Rozenberg, sollte es sich noch immer führen wie während ihres Aufenthaltes in Alingsås, die schwedische Staatsbürgerschaft erhalten sollte.»

So hat sich also fast unmerklich die Frau, die meine Mutter werden wird, Hala Staw, oder Halus, wie du sie in den Briefen meist nennst, bisweilen auch Haiinka, den Gästen der Pension «Friden» in Alingsås zugesellt und eine Stelle bei Sveriges Före-

nade Linnefabriker bekommen, und am 19. Oktober 1946 ist sie mit dir in eine vorübergehende Fabrikwohnung für ausländische Webereiarbeiter in der Lendahlgatan 29 gezogen und wird zusammen mit dir als «das Ehepaar Rosenberg» erwähnt, und vielleicht ist es angebracht, zu berichten, wie das zugegangen ist.

Der letzte Brief aus Alingsås in meiner Hand ist mit dem 9. August 1946 datiert und beginnt missmutig, obwohl es Halus schliesslich gelungen zu sein scheint, von Łódź in Polen nach Bergen-Belsen in Deutschland zu kommen, und es am Horizont heller geworden sein dürfte:

«Mit Mühe beginne ich diesen Brief an Dich, weil ich Dir so gerne etwas Konkretes mitteilen würde, aber hier befindet sich die ganze Angelegenheit nach wie vor in einer Sackgasse. Ich habe einen grossen Fehler gemacht, als ich Dich in meinem Gesuch an den W.J.C. [World Jewish Congress] als meine Verlobte angegeben habe.

Wenn Du Dich in Deinem ersten Brief Staw-Rozenberg genannt hättest, dann hätte ich gewusst, wie ich vorgehen soll. Wie ich Dir in früheren Briefen geschrieben habe, denke nicht an meine Bemühungen, sei wach und an Ort und Stelle wachsam.»

Am 22. August 1946 trifft in der Pension «Friden» eine eiskalte Antwort der Staatlichen Ausländerkommission in Stockholm auf deinen Antrag um Einreiseerlaubnis für die Frau ein, die du unklugerweise als deine Verlobte bezeichnet hast (schliesslich weisst du bereits, dass das nicht ausreicht, nur Ehegatten erhalten eine Erlaubnis).

Am selben Tag kommt eine Frau unter dem Namen Hella Cwaighaft aus Bergen-Belsen in Helsingborg an und wird in eine dreiwöchige Quarantäne in die Zitadelle in Landskrona geschickt. Personenbeschreibung: Grösse 158 cm, Haarfarbe schwarz, Augenfarbe braun, Gesichtsform oval, Nase gerade, Alter 20Jahre. Bei der Registrierung gibt sie ihren richtigen Namen an und beantragt Aufenthaltsgenehmigung und Fremdenpass. Als Grund für das Erste gibt sie an, sie wolle sich in Schweden mit ihrem Verlobten vereinigen. Als Grund für das Zweite gibt sie an, sie wolle nicht länger polnische Staatsbürgerin sein.

Am 12. September 1946 zieht Hala Staw bei ihrem Verlobten in der Pension «Friden» in Alingsås ein. Am 19. September 1946 erhält sie bei Sveriges Förenade Linnefabriker eine Stelle als Näherin mit einem Lohn von fünfzig Kronen in der Woche. Am 23. Februar 1947 heiratet sie in der Synagoge von Göteborg den Mann, der mein Vater sein wird.

Der nächste Brief in meiner Hand ist mit dem 3. August 1947 datiert und beginnt:

«Meine liebste Haiinka, in Södertälje bin ich um sieben Uhr abends angekommen.»

Wie gesagt, vielleicht ist es angebracht, etwas darüber zu sagen, wie das zugegangen ist, was bedeutet, von einem anderen unwahrscheinlichen Weg von Auschwitz zu erzählen. Ich möchte jedoch nicht so viel sagen und will ebenso wenig wie du meine

Leser langweilen, auch Wunder können langweilig sein, aber etwas muss dennoch gesagt werden.

Nach der Selektion für die Gaskammern auf der Rampe von Auschwitz-Birkenau im August 1945 bleiben von der Familie Staw vier Mitglieder übrig, genauer gesagt vier Schwestern, von denen Hala die jüngste und Bluma die älteste ist. Dazwischen sind Bronka und Sima. Von der Schwester Sima sind Bilder aus dem Łódźer Ghetto erhalten, kleine, sehr kleine Miniaturkopien, zwei auf zwei Zentimeter, angefertigt, um in dem wachsenden Archiv versteckt zu werden, das die jüdische Ghetto Verwaltung in einem besonderen Raum mit eigenem Zugang im Haus am Koscielny-Markt 4 aufbaut. Nach der Liquidierung des Ghettos wird das Archiv von einem Mann namens Nachman Zonabend für die Nachwelt gerettet. Er gehört zu der kleinen Gruppe von einigen hundert Juden, die zurückgelassen werden, um die menschlichen und unmenschlichen Hinterlassenschaften der abschliessend behandelten Einwohner des Ghettos zu beseitigen. Es ist eine widerliche Arbeit zwischen Leichen und Exkrementen, die zusätzliche Schnapsrationen für Nicht-Juden und besondere Juden für die widerwärtigsten Aufgaben erfordert. Durch diese Arbeit gelingt es Nachman Zonabend jedoch, bis zur Befreiung im Januar 1945 in den Ruinen des Ghettos zu überleben, und mit ihm überleben die Miniaturbilder von Sima. Im Sommer 1945 kommt Nachman Zonabend mit dem Roten Kreuz nach Schweden, zusammen mit zweien seiner Brüder, von denen der eine viel später unser Nachbar im zweiten Stock eines modernen Hochhauses in einem Stockholmer Vorort wird. Durch Nachman

Zonabend also kommen die Bilder von Sima in die Hände der Frau, die meine Mutter sein wird, und werden hinter dem Rahmen des einzigen Fotos versteckt, das von Gershon, meinem Grossvater väterlicherseits, existiert.

Der Grund, weshalb das Ghettoarchiv Bilder von Sima enthält, ist, dass sie im Heim für elternlose Kinder der Ghettoverwaltung arbeitet, eine der vielen Tätigkeiten im Ghetto, die fotografisch für die Nachwelt dokumentiert werden. Die Fotos scheinen alle am selben Tag gemacht zu sein, dieselbe kurzärmlige Jackenbluse über einem hellen Pullover, das dunkelblonde Haar zusammengefasst zu einem lockeren Knoten im Nacken.

Nur die Aufnahmesituationen und die Positionen wechseln.

Sima bei der Untersuchung eines nackten Jungen auf einem Stuhl, davor eine Frau in Weiss, der Junge blickt in die Kamera.

Sima bei der Behandlung eines jungen, in einem Zahnarztstuhl sitzenden, von zwei Händen vorsichtig festgehaltenen Mädchens, umgeben von zwei weissgekleideten Frauen.

Sima am Schreibtisch im grellen Gegenlicht eines Fensters, Reflexe von Papier und Tischplatte beleuchten sanft ihr Gesicht, durch die überbelichtete Fensterscheibe der forschende Blick eines Jungen, dessen Nase kaum über den Fensterrahmen reicht. Ein Fotograf mit Kamera gehört im Ghetto nicht zu den Alltäglichkeiten.

Sima stehend hinter zwei Kindern, ein Mädchen und ein Junge, die Hände auf ihren Schultern, in der rechten Hand eine Zigarette. Bei dem Jungen soll es sich um meinen Cousin Obadja



handeln. Auf dem Bild auch zwei ältere Jungen mit grossen Davidsternen, gut festgenäht auf dem rechten Aufschlag der engen Jacketts.

Ein letztes Bild von Sima, sehr unscharf, eigentlich nicht von Sima, sondern von der Frau, die meine Mutter werden wird. Es wurde im Sommer 1945 auf dem Jüdischen Friedhof von Shipsk aufgenommen, das kurz zuvor noch deutsch gewesen war und Stolp hiess und dessen Jüdischer Friedhof grösstenteils mit Männern gefüllt wurde, die im Ersten Weltkrieg für das Vaterland gefallen sind. In der letzten Juniwoche 1945, eineinhalb Monate nach Ende des Zweiten Weltkriegs, wird hier Sima Staw, geboren am 2. August 1920, begraben. Auf dem unscharfen Bild sitzt meine künftige Mutter neben ihrem Grab auf der Erde.

Mich erstaunt, dass die Nazis einen Teil des Friedhofs unberührt gelassen haben (der älteste Teil wird 1942 von der Gestapo konfisziert, als aus der Leichenhalle eine Unterkunft für zivile



Zwangsarbeiter wird) und dass sie nicht die Gelegenheit nutzen, alle Spuren der bereits Verstorbenen zu vernichten.

Auf dem Bild Reihe um Reihe hoch aufragender Grabsteine.

Als meine Schwester Lilian weit später nach Simas Grab sucht, existiert es nicht mehr. In den siebziger Jahren wird der Jüdische Friedhof von Shipsk dem Erdboden gleichgemacht. Die Grabsteine werden zu Scherben und Baumaterial, der Friedhof zu etwas anderem.

Auf der Rampe von Auschwitz-Birkenau werden die Schwestern Staw zur nicht endgültig behandelten Menschenreserve aussortiert, und nach einigen Tagen werden sie weitertransportiert nach

Stutthof, einem Konzentrationslager in der Nähe von Danzig an der Ostseeküste. Im August und September 1944 werden insgesamt 11464 nicht endgültig behandelte Gefangene von Auschwitz nach Stutthof transportiert (polnische Forscher haben die Listen der Deutschen aufgefunden und die Zahl berechnet), ungefähr siebentausend von ihnen sind Frauen aus dem liquidierten Ghetto von Łódź. Die Endbehandlung in Stutthof kostet den meisten von ihnen das Leben. Auch Stutthof ist umgeben von einem Archipel von Aussenlagern, aber die meisten Gefangenen sterben im Hauptlager an Hunger und Krankheiten. Auch eine primitive Gaskammer gibt es dort, drei mal fünf Meter (sie ist erhalten), in der von August bis November 1944 einige tausend Menschen, die meisten von ihnen Frauen, ermordet werden. Manche werden auf einem Abstellgleis neben dem Krematorium ermordet. Manche werden mit Phenolinjektionen und Genickschüssen im Krematorium selbst ermordet. Als die Ostfront näher rückt, werden die Aussenlager Stutthofs und schliesslich das Hauptlager evakuiert. Von den fünfzehntausend Evakuierten überleben dreitausend. Am 31. Januar 1945 werden zwischen dreitausend und viertausend Gefangene aus Stutthof am Strand vor Palmnicken (heute Jantarny in der russischen Enklave Kaliningrad) gesammelt und ins Meer getrieben. Fünfzehn überleben.

Es ist nicht beabsichtigt, dass irgendjemand die Endbehandlung in Stutthof überleben soll.

Bronka überlebt Stutthof nicht. Sie stirbt nur wenige Wochen nach der Ankunft aus Auschwitz an Fleckfieber. Bluma, Sima und Hala überleben bis zur Evakuierung im Februar/März 1945. Bei der Aussortierung von Gefangenen zur Evakuierung ist auch

Hala an Fleckfieber erkrankt und kann sich kaum vom Boden erheben und erst recht nicht marschieren. In Stutthof ist Fleckfieber eine Tötungsmethode oder ein Vorwand zur Tötung mit anderen Mitteln.

Dennoch marschiert Hala, oder besser, sie wird von ihren Schwestern mitgeschleppt. Sie gehen in Fünferreihen. Wer zusammensackt oder zurückfällt, wird erschossen. Viele sacken zusammen und bleiben zurück. Die Reihen Erschossener werden von hinten aufgefüllt. Ich stelle mir vor, dass Bluma und Sima in der Mitte der Reihe gehen, mit Hala zwischen sich. Keiner entsinnt sich, wie lange sie marschieren. Alle erinnern sich an den Schnee und die Kälte und die Angst, dass jede Nacht die letzte sein könnte, aber niemand erinnert sich hinterher, nach wie vielen Tagen und Nächten die letzte Nacht kommt. In der letzten Nacht werden die Gefangenen in einem Stall zusammengetrieben. Es geht das Gerücht um, die Deutschen wollten sie mit dem Stall verbrennen. Die Front ist jetzt nahe, und niemand glaubt, dass die Deutschen die Absicht haben, irjemanden lebend zurückzulassen.

In der letzten Nacht kommt die Befreiung ebenso unerwartet wie undramatisch. Am Morgen sind die SS-Wachen fort. Innerhalb von einer Stunde trifft ein Verband der Roten Armee ein, und am selben Tag, oder vielleicht am folgenden Tag, niemand erinnert sich so genau, werden die Gefangenen von Stutthof in ein Militärlager in der Nähe von Shipsk transportiert.

Da der Krieg noch im Gang ist, bleiben die Schwestern Staw in Shipsk, wo ein sowjetischer Major namens Klebanov sie unter

seinen Schutz stellt. Einsame Frauen in einer Stadt, die beherrscht wird von vom Krieg abgestumpften jungen Männern, brauchen Schutz, darüber herrscht kein Zweifel. Warum Major Klebanov sie unter seinen Schutz stellt und sie in sowjetische Uniformen steckt und ihnen Arbeit auf Rechnung der Roten Armee verschafft, bleibt unklar. Wobei eigentlich nicht unklarer, als dass es Menschen gibt, die sich auch unter den unmenschlichsten Umständen menschlich verhalten. Ihre Arbeit besteht im Sortieren und Verpacken von Medikamenten einer deutschen Arzneimittelfabrik zum Weitertransport in die Sowjetunion. Fast alles von Wert in Shpysk muss sortiert und als Kriegsbeute zum Abtransport in die Sowjetunion verpackt werden, also gibt es bis zum Kriegsende im Mai 1945 viel Arbeit.

Im Juni 1945 reist Bluma nach Łódź, um festzustellen, ob dort noch etwas oder jemand existiert, zu dem man zurückkehren könnte.

Eine Woche nach Blumas Abreise wird Sima krank. Irgend-eine Vergiftung. Die Haut wird gelb, alles geht sehr schnell. Als Bluma das Telegramm von Hala erhält, dass Sima krank ist, ist Sima tot.

Sima stirbt in einem deutschen Krankenhaus, was für Hala Todesursache genug ist.

Hala Staw ist noch keine zwanzig Jahre alt, als sie allein ihre Schwester auf dem Jüdischen Friedhof von Shpysk beerdigt.

Obwohl, ganz allein ist sie nicht. Irgendjemand nimmt das unscharfe Foto am Grabstein auf. Vielleicht reicht ihr auch irgendjemand den Arm, als sie sich aufrichtet, um weiterzugehen.

Einige Wochen später nimmt Bluma sie mit nach Łódź. Dort ist nichts und niemand mehr, zu dem man zurückkehren könnte, aber Bluma ist elf Jahre älter und unternehmungslustig, und nach kurzer Zeit hat sie etwas gefunden, von dem die beiden bis auf Weiteres leben können, eine Firma, die mit Überschusstextilien handelt. Auf den Briefkopf der Firma lässt sie drucken: «Textil- und Galanteriewarengrosshandel Łódź Manufaktur, B.Staw, Łódź Piotrowska 56 – Tel. 122-84».

Materiell geht es ihnen gut, neue Verbindungen werden geknüpft, und für keine von ihnen ist es selbstverständlich, von Łódź aufzubrechen und weiterzureisen.

Am 27. März 1946 erhält Hala Staw in Łódź einen Brief, der mit «Alingsas, den 7. März 1946» datiert ist und folglich fast drei Wochen unterwegs war. Vielleicht hat er einen Umweg über eine Adresse gemacht, die nicht mehr gültig ist, so wie jener Brief, den Hala Staw am 18. Januar 1946 an das Ausländerlager Furudal sendet und der sechs Wochen benötigt, um David Rosenberg in der Pension «Friden» in Alingsas zu erreichen.

«Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich nach Deinem Brief gesehnt habe. Nach meinen Vorstellungen hättest Du viel früher Antwort bekommen sollen, aber offenbar funktioniert die Post bei Euch noch nicht normal. Jeden Tag, wenn ich nach Feierabend nach Hause ging (sozusagen), beschleunigte ich meine Schritte, weil ich mir dachte, heute würde ich vielleicht einen Brief von Hala be-

voller kommen. Ich wusste nicht, was passiert sein könnte, warum Du nichts von Dir hören liessst. Hatte der Brief Dich nicht erreicht? Hattest Du vielleicht den Wohnort gewechselt?» Der Brief, der von Łódź nach Alingsås via Furudal sechs Wochen benötigt, ist zurückhaltend im Ton, keine Kosennamen, keine Liebesworte, keine Träume, nichts, was gefühlsmässig den jubelnden Zeilen jenes Briefes entspricht, der am 15. Januar in zweifacher Ausfertigung an zwei Adressen abgeht und der seine Empfängerin binnen weniger Tage erreicht.

Und als der Brief aus Łódź schliesslich Alingsås erreicht hat, gehen viele Gegenfragen zurück:

«Warum schreibst Du so wenig über Dich selbst, ich weiss ja absolut nichts. Ich weiss sehr wohl, dass es schwer ist, alles auf Papier festzuhalten. Aber ich flehe Dich an, über alles zu schreiben. Welche Tragödie hast Du erlebt? Schreib mir über alles, bitte ich Dich noch einmal.»

Und im nächsten Brief:

«Warum schreibst Du so wenig, ich erfahre doch überhaupt nicht, wie es wirklich um Euch steht. Du schreibst, dass Du hättest losfahren wollen, aber nicht, wohin, und nichts über den Verlust von Sima (dass er tragisch war, nicht mehr). Ich bitte Dich eindringlich, schreibe einen langen Brief über alles. Über das, was mit Euch geschehen ist, seit wir in Auschwitz getrennt wurden.»

Antworten, die auf sich warten lassen. Schweigende Zeilen.

So viel Zeit, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Im Brief aus Łódź vom 27. März erhält die Zurückhaltung ihre Erklärung:

«Mein geliebter Dawidek!

Sei nicht erstaunt, dass ich Dich in diesem Brief so anspreche. Ich meine aber, dass ich mich nach Deinem Brief vom 7. März so ausdrücken kann. Glaube nun nicht, dass Deine Worte andere Gefühle bei mir geweckt haben, meine Gefühle waren dieselben wie Deine.

Mein Brief vom 18.1. war mein erster Brief, den ich an Euch geschickt habe, ohne auch nur Eure Adresse zu kennen. Dawidek, das ist kein Irrtum. Ich war sehr zurückhaltend mit den Worten, für den Fall [...] Ich wollte Dich nicht verletzen, aber auch nicht meine Position als Frau aufs Spiel setzen.

Wie auch immer war ich unsicher bis zu jenem Augenblick, in dem ich Deinen Brief erhielt, der ein wenig meiner alten Gefühle wieder zum Leben erweckte. Und nun verstehst Du mich vielleicht?

Wenn sich nun alles so nach unseren Vorstellungen fügen würde, wäre das phantastisch, Dawidek!

Du musst einen sehr herzlichen Brief schreiben, in dem Du mich ein wenig als Deine Ehefrau titulierst, dann kann ich damit vielleicht zum Konsulat fahren.»

Wieder aus Łódź, am 8. April 1946:

«Ich will alles riskieren, nur um mit Dir zusammen zu sein.

Ich weiss nicht, ob es mir gelingt, zu Dir zu fahren. Wie ich Dir schon gesagt habe, ist es schwer für ein junges Mädchen wie mich, eine Reise auf illegalem Weg zu unternehmen. Die Ursachen habe ich schon erwähnt. Das ist keine Feigheit.

Ich habe eine Schwester, Freunde, Bekannte, aber trotzdem

finde ich keine Ruhe. Ich fühle mich entsetzlich einsam.

Dawidek! Kannst Du Dir den Augenblick vorstellen, wenn wir uns sehen werden? Mir kommt diese Zeit wie ein Jahrhundert vor.

Mach Dir keine Sorgen! Alles wird sich lösen. Betrachte die Dinge heiter.»

Zu guter Letzt löst sich alles, wenn auch nicht nach irgendeinem ihrer Pläne. Nicht nach dem Plan, dass Hala sich nach Danzig oder Gdynia begeben soll, um sich von dort an Bord eines Schiffes nach Schweden zu schmuggeln. Nicht nach dem Plan, dass David auf einem Schiff nach Polen anheuern wird und Hala an Bord schmuggelt. Nicht nach dem Plan, einen schwedischen Staatsbürger zu finden, der mit zehntausend Kronen für Hala bürgt.

Alles löst sich durch zwei Lügen.

Nach Deutschland kommt sie als polnische Staatsbürgerin von deutsch-ethnischer Abstammung.

Nach Schweden kommt sie als Hella Cwaighaft.

Mehr braucht nicht darüber gesagt zu werden, wie die Frau, die meine Mutter werden wird, ins Bild tritt.

## *Das Projekt*

Bertil zieht sein linkes Bein nach. Es ist verkümmert und verkrüppelt, einige Zentimeter kürzer als das rechte Bein und eingesperrt in ein gegliedertes Gestell aus Metall und Leder. Ohne dieses Gestell könnte Bertil nicht gehen, jedenfalls nicht ohne Krücken. Jetzt geht er, indem er mit einem Abknicken der Hüfte das linke Bein auf gleiche Höhe mit dem rechten zieht und, gestützt auf das Gestell um das linke Bein, das rechte Bein nach vorne wirft. Der Körper schwankt stark bei jedem Schritt. Nach hinten und nach vorn. Nach oben und unten. Der fest geschnürte Stiefel mit der dickeren Sohle klopft auf den Boden. Das Gefängnis um das linke Bein klappert und knarrt.

Ich habe mich an Bertils Art zu gehen gewöhnt, ausserdem geht er ebenso schnell wie ich, aber an sein verkrüppeltes Bein habe ich mich nicht gewöhnt. Ich versuche, nicht hinzustieren und das Klopfen und Klappern nicht zu hören, aber Bertils Bein quält mich. Ich sehe nie, dass es Bertil quälen würde, und wir sprechen nie darüber, aber es quält mich, weil es so qualvoll aussieht. Andererseits lesen wir mehr, als wir uns miteinander unterhalten, Bertil und ich. Bertil ist zwei Jahre älter als ich und wohnt im zweiten Stock beim nächsten Hauseingang des Nachbarhauses in der Ebereschentallee und hat ein eigenes Zimmer

voller Bücher und Comics. Bertil liest viel und geht nicht so oft zum Spielen hinaus, was mir zupasskommt.

Aber manchmal gehen wir hinaus. Einmal gehen wir zu den Schaukeln auf dem Spielplatz hinter dem «Konsum». Bertil schaukelt gern. Er schaukelt ein wenig, wie er geht, ruckartig und schwankend, als könne sich der Oberkörper nicht auf einen gewichtslosen Zustand einstellen.

Auf einer Parkbank sitzt ein älterer Mann und starrt Bertils Bein an.

«Geh nach Hause und iss Blaubeersuppe, dann wirst du gesund und stark», sagt der Mann.

Bertil antwortet nicht, er schaukelt einfach weiter, vielleicht noch ein wenig ruckartiger als vorher.

«Du hast vielleicht gehört, dass Blaubeersuppe gut ist gegen Kinderlähmung? Viel Blaubeersuppe muss man essen. Mindestens zwei Teller am Tag.»

Bertil tut so, als ob er nichts hört, ich aber höre umso besser, weil ich weiss, Bertils verkrüppeltes Bein hat mit Kinderlähmung zu tun. Kinderlähmung ist eine unheilbare Krankheit, an der man sterben kann. Über Kinderlähmung braucht man nicht zu reden, weil man nichts dagegen tun kann. Das wissen wir schliesslich beide.

Blaubeersuppe! Dass darauf noch niemand gekommen ist.

Ich eile zu Bertil und packe seine Schaukel. «Hast du gehört?!»

Ja, Bertil hat es gehört.

Wir gehen nach Hause.

Ich sage nichts mehr über Blaubeersuppe.

Keiner von uns sagt noch etwas.

Man hört nur das Klopfen des Schuhs und das Quietschen des Gestells und, wie ich mich zu erinnern meine, ein leichtes Sausen in den Kiefern.

Lange lebe ich in der Überzeugung, das mit der Blaubeersuppe müsse ausprobiert werden. Kann man Bertil tellerweise Blaubeersuppe einflössen, ohne dass er etwas merkt? Könnte Mama Bertil zu Blaubeersuppe einladen und sie anders bezeichnen? Kohlsuppe heisst bei uns zu Hause schliesslich *Kapusta* und Hühnersuppe *Rossu*. Ich phantasie, wie sich Bertil, gefüllt mit Blaubeersuppe, die anders genannt wird, eines Tages von unserem Küchentisch erhebt, langsam das Gestell abnimmt und mich mit erstaunter Anerkennung aus seinen graublauen Augen ansieht.

Ich habe noch das mangelnde Empfinden eines Kindes für das, was möglich und was unmöglich ist.

Ich bin auch das Kind einer Zeit, in der so vieles, was kurz zuvor unmöglich war, als möglich, ja geradezu als selbstverständlich bezeichnet wird.

Warum also keine Blaubeersuppe?

In dieser Hinsicht war es eine heitere Zeit, in der man Kind sein konnte.

So viel Dunkel, das bald zurückweichen wird.

Das Licht gegen das Dunkel der Kinderlähmung ist eine hellrote, klare Flüssigkeit. Die Poliospritzen sind dick und furchteinjagend, aber die rote Farbe ist einladend und beruhigend. Der Polioimpfstoff kann für Bertils Bein nichts tun, begreife ich, aber das Rätsel der Kinderlähmung ist gelöst, heisst es. So sagt man

gern; ein Rätsel sei gelöst worden oder werde bald gelöst. In den Jahren, in denen ich mir die Welt anzueignen versuche, gibt es viele Rätsel, die bald gelöst sein werden. Wenn das Rätsel der Kinderlähmung gelöst wurde, wird bald auch das Rätsel von Krebs gelöst sein. Krebs ist wie Kinderlähmung ein Dunkelwort. Die Dämonen der Kinderlähmung gedeihen in Erdhaufen und nicht abgekochtem Wasser. Der Poliovirus wird mit einer klaren roten Flüssigkeit getötet, die in den Körper gespritzt wird. In der neugebauten Schule aus hellgelben Ziegeln ist das Sprechzimmer der Schulschwester ein antiseptischer Tempel aus weissem Plastik und glänzender Rostfreiheit. Klasse für Klasse werden wir in Reihen dorthin kommandiert, um mit einem energischen Stich in unsere nackten Oberarme mit einer Zukunft ohne Dunkel gesegnet zu werden.

Nicht nur Polio und Krebs werden bald ausgerottet sein, sondern auch die Malaria und die Tuberkulose und die Pocken und die Masern und die Erkältungen.

Vielleicht auch der Schmerz.

Vielleicht die Kriege, aber das scheint schwieriger zu sein.

Ausrotten ist seltsamerweise ein Hellwort. Gerade eben noch hat die Ausrottung von Menschen buchstäblich den Himmel verdunkelt, was auch das Wort selbst verdunkelt, ja fast unbrauchbar gemacht haben sollte, aber in der Welt der Poliospritze gibt es manches, das nach wie vor ausgerottet werden kann und soll, beispielsweise Unkraut und Schädlinge. Auch mangelnde Hygiene soll ausgerottet werden, was nur eine Frage der Zeit ist in

den Häusern an der Ebereschenallee, in denen alle Wohnungen Badewannen und Wassertoiletten haben und wo die Müllwagen mit Vorrichtungen zur staubfreien Entleerung ausgerüstet sind und die Menschen sich unter den Armen mit etwas, das man als Deodorant bezeichnet und das «Mum» heisst, zu parfümieren beginnen. Das nennt man auch so, man «mummt» sich. Ich mumme mich weit später, als ich begreife, dass der Geruch nach Achsel-schweiss ein Zeichen für mangelhafte Hygiene ist.

Paradoxerweise trägt die Bekämpfung mangelhafter Hygiene dazu bei, Polio von einer gutartigen Kinderkrankheit mit Fieber und Kopfschmerzen in eine Schreckensepidemie mit einer Lähmung des Nervensystems zu verwandeln. Der Virus wird durch Kot verbreitet, und eine verbesserte Toilettenhygiene verringert die Verbreitung, aber eine verbesserte Toilettenhygiene verringert auch die Möglichkeiten, in jungem Alter Widerstandskräfte gegen den Virus aufzubauen, und vergrössert das Risiko, dass ältere Kinder und Erwachsene ohne Widerstandskräfte vom Virus in seiner lebensgefährlichen Form betroffen werden. Die Hygiene, die Cholera, Typhus und Diphtherie besiegt, besiegt nicht die Kinderlähmung, sondern macht sie gefährlicher.

Zugleich kein Rätsel, für das sich keine Lösung findet. Heute ist die Kinderlähmung nahezu ausgerottet und der Kampf gegen mangelhafte Hygiene bald gewonnen. Vom Kampf gegen Unkraut und Schädlinge ganz zu schweigen; hinter dem Zaun im Wald zwischen der Ebereschenallee und dem Badestrand ist er in vollem Gange. Der Zaun ist mit schwarz-gelben Totenkopf-

schildern verziert. Zwischen dem Zaun und der Fabrik Tonnen mit aufgemalten weissen Totenschädeln. Vor dem Zaun, auf den Wegen, die durch den Wald führen, tote Ratten, manchmal abgenagte Totenschädel von Ratten. Die Fabrik liegt nicht am Promenadenweg zum Strandbad, sondern an einem Nebenweg, der durch eine Eisenbahnunterführung auf die andere Seite des Bahndamms führt. Um die Fabrik herum ein feuchter Geruch nach Säure und Fäulnis. In der Unterführung ist es feucht und kalt, und dort ist es immer dunkel, und auf dem Nachhauseweg renne ich, bis ich die Häuser in der Ebereschenallee erkennen kann.

Ich tue ein wenig, als renne ich zum Spass, damit keiner merkt, dass ich Todesangst habe.

Die Fabrik hinter dem Zaun mit den Totenköpfen heisst Ewos und stellt Mittel her, die alles Mögliche, das dem Menschen abträglich ist, ausrotten sollen. «Die Chemie erobert den Landwirten die Landwirtschaft», steht in Annoncen in der Lokalzeitung. Parasiten ist ein wiederkehrendes Wort. In der Landwirtschaft richten Parasiten an Tieren und Grünpflanzen Schaden an, und der Papier- und Zelluloseherstellung sind «hartvalutaverschlingende Mikroorganismen» abträglich, und in den Tonnen mit den Totenschädeln sind, wie ich vermute, Sachen, die nicht nur Parasiten und Mikroorganismen töten können, sondern auch Kinder von der anderen Seite des Bahndamms, was auf irgendeine Weise kenntlich gemacht werden muss. Parasiten, die sterben müssen, haben Namen wie Rapsspinner, Rapsglanzkäfer, Kohlschotenmücke, Kornmücke oder Kleespitzspinner, und die Präparate, die sie töten, heissen Arseno, Pyrenon, Rotoxol und

Ewotox und werden vorzugsweise von Flugzeugen versprüht. Das Handbuch für Bauern und Züchter von Ewotox hat den Titel *Der Tod der Millionen*.

In der Lokalzeitung lese ich (weit später, eingestandenermaßen), dass die Fabrik einige Probleme verursacht, wenn man berücksichtigt, dass das Abwasser von dem Grundstück mit den Tonnen in einem Rohr unter dem Bahndamm hindurchgeleitet werden muss, damit es dorthin läuft, wo es hinsoll, in die Igelstabucht, einem Teil der tiefen Ostseebucht, wo der Badestrand mit dem weissen Sand und der knarrende Sprungturm liegen. Dies macht wiederum das «Ausheben eines offenen Grabens mit einer maximalen Tiefe von ca. 2,70 Meter und einer Länge von 260 Metern» erforderlich, da die Gefälleverhältnisse schlecht sind. Wir schreiben den Dezember 1951, und der Hauptausschuss beantragt bei der Stadtverordnetenversammlung 13'500 Kronen für die Finanzierung des Abwasserprojekts.

Die Fabrik ist im Frühjahr 1952 fertiggestellt, und das Abwasser fließt dorthin, wo es hinfließen soll.

\*

Der Badestrand ist das Licht in jener Welt, die ich mir anzueignen versuche. Ja, buchstäblich das Licht, weil der Wald in Richtung Badestrand spärlicher wird, sich der Himmel zwischen den Kiefern vordrängt und der weisse Sand sich zum sonnenglitzernen Wasser erstreckt. Am Strandbad ist es immer hell, oder vielleicht glänzen die Erinnerungsbruchstücke gerade hier besonders

stark. Zum Strandbad gehen wir meist zu Fuss, oder wir fahren mit dem Rad, aber gerade an den Weg zu Fuss erinnere ich mich, weil ich mich an die Wärme deiner Hand erinnere, die meine Hand umschliesst, und an die Silhouette deines Rückens gegen die Sonne, wenn du deine Schritte beschleunigst oder ich zurückbleibe, um die Schlüsselblumen, die Maiglöckchen und das Blaubeerdickicht am Weg durch den Wald zu begutachten, und mich dann beeilen muss, um den Rücken vor mir einzuholen und meine Hand in die Wärme zu legen. Der Weg, auf dem wir gehen, ist warm. Der Wald duftet warm. Das Strandbad ist warm.

Der Kanal ist kalt, aber das Strandbad ist warm.

Wenn wir mit dem Fahrrad fahren, ist Mama immer dabei, der Kindersitz ist an ihrem Fahrrad angebracht, wo es einen Speichenschutz gibt. Gun aus dem Haus nebenan ist mit dem Fuss in die Speichen gekommen, heisst es. Jedenfalls hat sie einen dicken Schuh und hinkt. Vielleicht wollen sie mir nur Angst machen vor den Speichen. Vielleicht hatte Gun ja auch Kinderlähmung.

Wenn wir zu Fuss gehen, sind wir immer allein, du und ich, so habe ich es in Erinnerung, und der Weg ist warm, und die Luft von Harz gesättigt, und vom Meer kommt ein Hauch von geteerem Holz, und durch die letzten Kiefern leuchtet der Sand.

Die Badebrücke des Strandbades ist breit wie ein Trottoir und eingezäunt, und sie führt geradewegs hinaus ins Wasser zu einem Holzschloss mit Gebäudeflügeln und Türmen. Von der Turmspitze flattern Fahnen im Wind, und mutige Körper fliegen durch die Luft. Auf den gelb gestrichenen Planken der Gebäudeflügel

flimmern rastlos die vom Wasserspiegel losgeschickten Reflexe, die Sonnenkatzen, und dahinter liegen nackte Menschen an einem umbauten Bassin und sonnen sich. Zum Bassin der nackten Männer darf ich gehen, aber nicht zu dem der nackten Frauen. Die nackten Frauen soll man durch die Astlöcher und die Risse im Plankenzaun vor ihrem Flügel sehen können, aber das ist nur etwas, was ich höre, und nichts, was ich, soweit ich mich erinnere, tue. Es heisst, man könne auch unter dem Steg hindurchschwimmen und auf diese Weise nackte Frauen sehen. Ich erinnere mich nicht, wer das gesagt hat. Zum Nacktbad gehen wir nie. Wir mieten uns auch nie eine der Badehütten am Strand. Wir sitzen immer im Sand, auf einer Decke, und um uns herum, Decke um Decke, sitzen neue Freunde in einer neuen Welt und unterhalten sich und lachen und graben mit den Füßen im Sand und berühren einander mit den Händen, und alles sieht so hell aus.

Das Strandbad Södertälje ist eine Touristenattraktion. Es gibt dort einen hölzernen Pavillon mit Tanzfläche und ein Restaurant und eine Terrasse mit Meerblick, und unter den Kiefern am Waldrand gibt es Minigolf und Tennisplätze, und am Strand liegen Pensionen und Sommerhäuser, die Privatzimmer vermieten. An jedem Sommerwochenende winden sich Karawanen von Fahrrädern und Autos über die gepflasterte Strasse durch die Ebereschentallee, Leute kommen mit dem Zug aus Stockholm, steigen in Södertälje Södra aus und gehen das letzte Stück mit ihren Decken und Körben zu Fuss. Vielleicht gibt es einen Bus? Ich erinnere mich an keinen Bus. Vor dem Krieg soll es während der Sommersaison am Bahndamm in der Nähe des Strandbades



einen Bedarfshaltepunkt der Eisenbahn gegeben haben, aber an den erinnert sich niemand mehr.

Am 25. Juli 1949 berichtet die Lokalzeitung: «[...] überfülltes Strandbad mit 1840 zahlenden Gästen und 1200 Kindern.» Wo bezahlen wir? Ich entsinne mich an keinen Eingang zum Strandbad, und vor allem nicht an einen Zaun. Bezahlen wir, damit wir im Sand sitzen dürfen? «Viele der Besucher kamen aus Stockholm, und offensichtlich befanden sich, nach dem Sprachengewirr zu schliessen, auch zahlreiche Ausländer darunter. Viele von ihnen gehörten vielleicht aber auch zu der eher sesshaften Ausländerkolonie, die sich durch die Flüchtlingsströme der Nachkriegszeit gebildet hat.»

Der Gewährsmann der Lokalzeitung ist der Schwimmmeister Kalle Äbom. Ist Kalle Äbom an unserer Decke vorbeigegangen? Was meint er mit Sprachengewirr? Alle unterhalten sich doch die ganze Zeit miteinander, und die

Sprache, die am häufigsten gesprochen wird, ist Schwedisch. Vielleicht kein so feines Schwedisch, wie Kalle Äbom es spricht, aber alle sprechen Schwedisch. Janek aus Polen spricht mit Ulla aus Finnland Schwedisch, Birger aus Sundsvall spricht Schwedisch mit Ilonka aus Sapanta in Rumänien via Bergen-Belsen, Moses aus Polen spricht mit Kato aus Ungarn Schwedisch. Ihr, du und Mama, spricht Schwedisch mit mir, aber Jiddisch und Polnisch miteinander. Die einzige Sprache, die ich nach meiner Erinnerung spreche, ist Schwedisch, obwohl es hinterher heisst, ich hätte auch Polnisch gesprochen. Es gibt viele Sprachen in meiner Welt, und sie erfüllen diese auf die gleiche selbstverständliche Art wie das Geschrei der Möwen über dem flaggen-geschmückten Turm im sonnenglitzernden Wasser und das Ras-peln nackter Haut auf heissem Sand.

Eines Nachts im Mai 1954 brennt das Strandbad. Ich kann mir eine Welt ohne Strandbad nicht vorstellen, aber die gelben Gebäudeflügel mit den getrennten Damen- und Herrenabteilungen brennen, und der Steg mit dem Zaun brennt, und der Duft nach Teer ertrinkt im Geruch von verbranntem Holz, und einsam bleibt draussen im Wasser der Turm wie ein russiger Schornstein übrig.

Übrig bleiben, bis auf Weiteres, auch der Strand und der Sand.  
Am längsten bleibt das Licht.

Am 25. September 1953 bestätigt Vikar Yngve Junel vom Pfarr-  
amt Södertälje, «dass der ehem, polnische Staatsb. Dawid Ro-

senberg die schwedische Sprache sprechen, schreiben und lesen kann». Ich kann ergänzend hinzufügen, dass du alles unternimmst, um deinem vierjährigen Sohn diese Sprache mit Hilfe selbstangefertigter hölzerner Buchstabentäfelchen beizubringen, die im Wohnzimmer auf dem Fussboden ausgelegt werden. Ausserdem erkläre ich, dass du hiermit Erfolg hast, jedenfalls liest der Sohn früh und viel. Er liest die Namen auf den Geschäftsschildern in der Hauptstrasse, er liest die Zugzieltafeln, die auf den Bahnhofsbahnsteigen vom Dach herunterhängen, er liest die Gebrauchsanweisung auf den Waschmittelpaketen, er liest alles, was ihm in die Quere kommt, und du achtest streng darauf, dass alles, was ihm in die Quere kommt, lesenswert ist, was nicht immer gelingt. Er liest auch, wenn du nicht willst, dass er liest, mit einer Taschenlampe unter der Bettdecke oder im dämmrigen Abendlicht, das durch eine Spalte im Rollo ins Zimmer fällt.

Vor allem aber muss bestätigt werden, dass du Ambitionen hast. Nicht nur für deinen Sohn, sondern auch für dich selbst. Du reist weiter in die Stadt mit der grossen Lastwagenfabrik, weil du davon überzeugt bist, dass die Zukunft sich für einen Lastwagenmonteur heiterer gestaltet als für einen Textilweber. Jedenfalls ist der Lohn höher und steigt rascher, von 1950 bis 1953 steigt er von 5 740 Kronen auf 11 600 im Jahr. Die Konjunktur für Lastwagen ist glühend heiss. Auch Südamerika benötigt Lastwagen. Das grösste Problem der Lastwagenfabrik besteht in der Wohnraumbeschaffung für all die Arbeiter, die angestellt werden müssen, um die Lastwagen herzustellen, die man braucht, um die Welt wiederaufzubauen. Es ist eine schöne Zeit

für Lastwagenbauer, vor allem für einen Lastwagenbauer, der kurz zuvor Lastwagen in einem deutschen Sklavenlager gebaut hat und der, statt in einer Junggesellenbaracke mit einer Trantüte das Zimmer zu teilen, mit der Frau, die die Mutter des Kindes ist, das mit der Zeit aus mir wird, in einer modernen Einzimmerwohnung wohnt. In der Lastwagenfabrik braucht man nicht nur Monteure, sondern auch Konstrukteure und Ingenieure, und du hast nicht die Absicht, für den Rest deines Lebens Rohrmonteur zu bleiben. Ich weiss nicht, was ein Rohrmonteur macht, oder vielmehr, welche Art von Rohren du montierst, und wo an einem Lastwagen sie sitzen und wozu sie da sind, aber ich weiss, dass du ein Meister im Biegen und Schweißen von Rohren bist.

Eines Tages kommst du mit einem achtarmigen Kerzenleuchter aus gebogenen und geschweissten Messingrohren nach Hause. Den neunten Arm für das Licht, mit dem man die anderen Kerzen anzündet, hast du in einem Winkel zu den anderen angeschweisst. Als Kerzenhalter dienen sechseckige Messingmüttern. Ich erinnere mich ebenso gut an den Kerzenleuchter, wie ich mich an den Christbaum erinnere, den ich mir früh erquengelt habe und bei dem es sich um einen auf dem Tisch stehenden Baum handelt. Ein vom Fussboden aufragender Christbaum kommt nicht in Frage, auch wenn alle anderen solche Christbäume haben. Ich weiss, dass wir nicht Weihnachten feiern und dass der Kerzenleuchter eine Art Kompromiss ist. Es ist ein jüdischer Kerzenleuchter, ein Chanukkaleuchter, an dem mit der neunten Kerze Abend für Abend eine weitere der acht Kerzen angezündet wird, um an ein Ereignis im jüdischen Kalender zu erinnern, das

zeitlich ungefähr zusammenfällt mit der Zeit der Christbaumkerzen und den gelbten Adventssternen, sodass die eine Kerze als gleichwertig mit der anderen angesehen werden kann. Hinzu kommen die Luciakerzen, die in gewisser Hinsicht uns allen gehören. Lucia ist das grosse Gemeinschaftsfest in der grossen Lastwagenfabrik, und Hunderte von Angestellten sitzen in der grossen Montagehalle mit ihren Familien an mit Pfefferkuchen überfüllten langen Tischen, und die Kinder dürfen lange Angelruten über blaue Stoffverkleidungen halten und nach Geschenkpäckchen angeln. Die Luciafeste sind mein einziger engerer Kontakt mit der grossen Lastwagenfabrik, aber der Geruch nach Öl, Metall und Russ sitzt noch in den Nasenlöchern, und der Glanz der Luciakerzen erhellt die Erinnerung. Die Absicht der Luciafeste ist, «Brücken zu schlagen zwischen Werksleitung und Beschäftigten und zwischen Arbeitern und Angestellten», um das zu stärken, was man als den «Scania-Geist» bezeichnet. Zur Stärkung des Scania-Geistes bietet man den Werksangehörigen auch subventionierte Studienzirkel, Ferienhäuser und Darlehen zum Bau von Eigenheimen an. Nach langem, treuem Dienst erhalten sie Goldnadeln und Golduhren, und man muss sagen, dass die grosse Lastwagenfabrik alles unternimmt, damit die Beschäftigten von keiner anderen Zukunft träumen als von der, die man ihnen bereits bietet. Vergünstigungen für die Beschäftigten, Belohnung der Treuen, Aufstieg der Ehrgeizigen.

Es ist, kurz gesagt, eine helle Zeit. Eine Zeit für helle Träume und grosse Projekte.

Dein Projekt besteht darin, in der Stadt mit der grossen Lastwagenfabrik das Leben noch einmal zu beginnen. Ich möchte die Stadt gern als den selbstverständlichen Ort hierfür ansehen, da es sich um jenen Ort handelt, der mir geschenkt wurde, aber einer der Gründe dafür, dass du in Södertälje Södra aus dem Zug steigst, ist, abgesehen von deinen nachweisbaren Erfahrungen als Lastwagenbauer für die Firma Büssing, die Tatsache, dass du nicht in Stockholm aussteigen darfst. Auch in Göteborg oder Malmö darfst du den Zug nicht verlassen. Auf der halbjährlich zu verlängernden Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung, die dir von März 1946 bis Januar 1952 bewilligt wird, ist regelmässig diese Ausnahme festgelegt: «Gilt nicht für den Aufenthalt in Gross-Stockholm, Göteborg oder Malmö.» Einige wenige Male fahren wir mit dem Zug über den Kanal nach Stockholm, und ich rattere bald die Namen der Unterwegsstationen herunter, aber du hast aus irgendeinem Grund kein Recht, dort zu wohnen oder zu arbeiten. Mama auch nicht.

Vielleicht ist das auch egal. Über den Sumpf der Grossstadt lese ich nur Dunkles in den verbotenen Büchern zu Hause bei Per-Olof, und die Zukunft in der kleinen Stadt scheint auch wegen der neu hinzugekommenen Fremden hell und heiter zu sein. An langen Abenden sitzt du nach der Arbeit über den Heften der Fernkurse und Notizblöcken, weil du aufsteigen willst zu mehr als einem Rohrmonteur.

Die Fernkurse sind die Traumfabrik des Ortes. Durch Fernkurse kann aus jedem, in welcher kleinen Stadt auch immer, was auch immer werden. Du willst Maschineningénieur werden, und

auf dem kleinen runden Tisch im Wohnzimmer liegt ein dickes, rot eingebundenes Buch. Es heisst *Schmiede- und Maschinenarbeit* und beginnt so: «Jedem Menschen ist es von Nutzen, rechnen zu können.» Dann heisst es losrechnen, und Tausende von Seiten sind voller detaillierter, illustrierter Anweisungen zur Bedienung aller Maschinen, Methoden und Techniken des modernen Produktionsprozesses: Automatendrehen, Revolverdrehen, Druckdrehen, Lichtbogenschweissen, Punktschweissen, Rollen-nahtschweissen, verschweisste Rohrkrümmungen. Das Buch wird von Angehörigen aller Kreise und Klassen der schwedischen Traumfabrik empfohlen, von Gewerkschaften, Unternehmern, Ingenieuren und Professoren, und soll «genau die modernen, praktischen Anweisungen vermitteln, die für den heutigen hohen Leistungsstandard nötig sind».

Auf einem Foto aus der Fabrik bist du umgeben von den Arbeitskollegen der Schweissergruppe. Das Foto wurde 1951 aufgenommen. Du stehst ganz vorn, hast die Schweisserbrille hochgeschoben, die Schirmmütze abgenommen und lächelst, als hättest du gerade eine perfekte Schweissarbeit ausgeführt und kennst deinen Wert als Rohrmonteur. Die anderen auf dem Foto sehen unbeteiligter aus und tragen Schirm- oder Baskenmützen. Ich kenne keinen von ihnen aus der Welt ausserhalb der Fabrik, etwa aus dem Sand im Strandbad, aber die Fabrik ist deine Welt, nicht meine. Dorthin verschwindest du für achtundvierzig Stunden jede Woche, auch samstags, wohin genau du hinter dem Fabriktor hinter der Unterführung verschwindest, weiss ich nicht. Die Fabrik ist grösser als die Ebereschentalallee, ja, grösser als die



kleine Stadt selbst, und ausserdem stehen in der kleinen Stadt noch mehr Fabriken, und in einer von ihnen verschwindet deine Hals morgens und manchmal abends, um im Akkord Medizin in Döschen zu packen oder am laufenden Band zu Musik Konfektionskleidung zu nähen, und ihr seid beide müde, wenn ihr nach Hause kommt, und bald habt ihr zwei Kinder in einem Zimmer plus Küche, und es ist nicht selbstverständlich, dass du das Geld und die Energie hast, dich zu etwas anderem als zu einem Rohrmonteur fortzubilden.

Und auch nicht selbstverständlich, dass die grosse Lastwagenfabrik dich als etwas anderes haben will.

In deiner Hinterlassenschaft finde ich den folgenden Brief der Personalabteilung:

«Bezüglich Ihrer Bewerbung in unserer Hollerithabteilung zur Ausbildung zum Hollerithkartenoperator teilen wir Folgendes mit: Eine von uns aus Anlass Ihrer Anfrage vorgenommene

Prüfung hat ergeben, dass ein Bedarf an Hollerithoperatoren gegenwärtig nicht besteht. Auch kann nicht davon ausgegangen werden, dass im nächsten Jahr eine Verstärkung des Personals dieser Abteilung aktuell wird.»

Vielleicht ist es keiner deiner grossen Träume, Hollerithkartenoperator zu werden. Was macht ein Hollerithoperator? Hollerithmaschinen sind frühe Datenmaschinen, die mit Daten von Hollerithkarten gefüttert werden. Ein Hollerithoperator sorgt dafür, dass die richtige Karte in der richtigen Reihenfolge eingeschoben wird. Ich halte es nicht für selbstverständlich, dass jemand, der perfekte Rohrfugen schweisst, Hollerithoperator werden muss, aber ich ahne, du suchst vor allem die Bestätigung, dass dir der Horizont wieder offensteht und dass du ein neues Leben in einer neuen Welt begonnen hast, worauf das PROJEKT hinausläuft.

Wie du bemerkst, nenne ich es das Projekt, denn zu einem Projekt werde ich weit später deine frühen Bemühungen um die Lesefertigkeit des Kindes und deine langen Abende über den Fernkursheften zusammenfassen. Deine rastlosen Anstrengungen, weiterzukommen in diesem Leben, das dich noch immer jeden Morgen überrascht und das aufbaut auf Überleben und Wiedervereinigung in einer viel zu wundersamen Konstellation, als dass man ihm gestatten könnte, ins Stocken zu geraten, oder, was Gott verhindern möge, zu scheitern. Im Rahmen des Projekts ist der Brief der Personalabteilung keine Bagatelle, aber auch keine Katastrophe. Der Ort bietet andere Möglichkeiten an, die verwirklicht werden können. Beispielsweise eine Zweizimmerwoh-

nung auf der gegenüberliegenden Seite der Ebereschentalallee. Einen schwarzen Volkswagen, Baujahr 1955, zum Personalpreis. Oder ein von der Lastwagenfabrik subventioniertes Eigenheim, das du, so wird es erwartet, grösstenteils selbst bauen sollst.

Vielleicht übertreibe ich die Bedeutung des ORTES für das Projekt, ich weiss, dass auch du von einer Fortsetzung des Weges träumst, und in der Welt des Ortes sind noch alle Träume möglich, da hier keine Träume gescheitert sind, auch nicht jene Träume, die in jener Welt zerstört wurden, aus der du kommst und die du mit Hilfe des Projekts hinter dir lassen sollst. In dieser Hinsicht ist der Ort ideal, weil sich hier so wenige an das erinnern, was du überwinden musstest. Ja, es fehlt nicht an Informationen über das, was du überwinden musstest, die Lokalzeitung berichtet tatsächlich über Verschiedenes, aber es handelt sich um nichts, was irgendein anderer hier erlebt oder an dem er direkt Anteil hätte und darum leichter als andere vergessen könnte. Manche müssen vergessen, weil sie sich nicht erinnern wollen (weshalb sie sich sehr wohl erinnern), und manche vergessen, weil sie sich an nichts Besonderes erinnern müssen. An diesem Ort nimmt die Vergangenheit keine sonderlich starke Stellung ein, und Vergessen ist eine Grundlage des Projekts. Vergessen und Glaube an die Zukunft. Beim Glauben an die Zukunft genießt der Ort einen nahezu globalen Konkurrenzvorteil, da die bereits abgesteckte Zukunft hier nie in Frage gestellt wurde. Sollte die Welt dort draussen zusammenbrechen und mit ihr auch die Zukunft der meisten, stürzt hier nichts zusammen. Hier ist

die Arbeit an der besten aller Welten bereits in vollem Gang, und sie braucht nur eine kleine Pause einzulegen, ehe sie dort fortgesetzt werden kann, wo sie aufhörte.

Die beste aller Welten heisst *Folkhemmet*, «Volksheim», oder auch Wohlfahrtsstaat oder soziale Demokratie, und ist eine unvergleichliche Erfindung, die das Bedürfnis des Menschen nach Sicherheit, Geborgenheit und Zusammengehörigkeit mit seinem Verlangen nach Freiheit und Selbstverwirklichung vereint und die sich gerade an diesem Ort nach der Unterbrechung besser verwirklichen lässt als vorher. In der besten aller Welten soll keiner mehr ohne Arbeit und Versorgung und einem Dach über dem Kopf sein, und alle Schulkinder erhalten täglich eine Mahlzeit, und alle haben Anspruch auf unentgeltliche Krankenversicherung und eine sichere Rente, und alle können sich die ständig neuen Maschinen leisten, mit deren Hilfe die Freiheit verwirklicht werden soll. In der besten aller Welten kann ein Rohrmonteur Maschineningenieur oder Hollerithkartenoperator werden oder wenigstens Eigenheim- und Autobesitzer, und der Sohn eines Rohrmonteurs kann praktisch alles werden. Schon am 25. November 1950 schreibt die Lokalzeitung, dass Schweden «auf dem besten Wege ist, zum sozialen Musterstaat zu werden».

Ihr seid noch immer Fremde und müsst jedes halbe Jahr eure Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung erneuern und dürft euch nicht in der Grossstadt auf der anderen Seite der Brücke niederlassen, aber die Voraussetzungen, ein neues Leben in einer neuen Welt zu beginnen, nehmen sich günstig aus, weil hier eine neue Welt im Begriff steht, sich rasch zu verwirklichen. «Der Bürger

erhält von der Wiege bis zum Grabe in einem Ausmass Fürsorge, wie es die Pioniere der Arbeiterbewegung sicherlich nicht zu träumen wagten», schreibt die Lokalzeitung, und weit später denke ich, dass sich manche noch immer in den Arm kneifen, wenn sie die Fortsetzung lesen:

«Grundlegend ist die Verantwortung für Mütter in Form freier Entbindungen und finanzieller Unterstützung. Von Geburt an und bis zum Alter von 16 Jahren wird die Versorgungslast von Familien mit Kindern durch jährliche Unterstützungsleistungen erleichtert. Hinzu kommt die Fürsorge für Kleinkinder. Durch Beiträge zu den Wohnungskosten von Familien mit Kindern wird ein höherer Standard gewährleistet. In der Schule geht es weiter mit freiem Schulessen, zahnmedizinischer Betreuung und in den Ferien mit freien Reisen und Aufhalten auf dem Land. Etwas später setzt die wirtschaftliche Unterstützung zum Studium Geeigneter ein, die nicht über eigene Mittel verfügen. Und wenn die neue Generation auf den Arbeitsmarkt kommt, ist für Sicherheit gegen Einkommensverlust bei Krankheit, Unglücksfällen und Arbeitslosigkeit gesorgt [...] Im Bedarfsfälle kommt zu alledem noch die Sozialhilfe, die die Armenfürsorge ersetzt.»

Ich glaube nicht, dass ihr euch eine solche Welt bereits vorstellen, erst recht nicht von ihr träumen könnt, aber sehr früh wird das KIND in einen der vom neuen sozialen Musterstaat eingerichteten Kindergärten gegeben. Vom Staat getragene Kindergärten sind eine soziale Neuheit, und offiziell heissen sie *Dagbem*, «Tagesheim», aber in der Sprache leben die Kindergärten weiter. Die Kindergärten und die Kinderkrippen. Eine sprachliche Rückver-

sicherung, dass auch ein Tagesheim Betreuung und Liebe gewähren kann.

Das Kind schlägt vom ersten Augenblick an Wurzeln, und es hat weder Probleme damit, dass es abgegeben wird, noch hat es Sehnsucht, abgeholt zu werden, und wenn es abends spät wird und das Abholen auf sich warten lässt, und nur noch das Kind und Fräulein Naima sind da, und draussen wird es dunkel, dann dauert es, bis das Kind unruhig wird. Fräulein Naima wohnt in Vagnhärad, eine Bahnstation weiter in Richtung Süden, und wenn die Mutter später als üblich kommt, dann darf das Kind mit Fräulein Naima Zug fahren. Mama kommt spät, und es ist spät, und die Unruhe ist zur Angst angewachsen, und das späte Abholen hinterlässt das Gefühl von weichem Pelzkragen auf einem kalten Mantel an der Tür.

Das Kind ist zwei Jahre alt, als es in dem neu eingerichteten Tagesheim im Erdgeschoss eines der Häuser unterhalb des Bahnhofs abgegeben und abgeholt wird. Vor der Eröffnung schreibt die Lokalzeitung, «wer die Möglichkeiten nutzen möchte, seine Kinder tagsüber betreuen zu lassen, kann sich im Büro des Jugendamtes im alten Rathaus dafür anmelden». Das Tagesheim besteht aus zwei Zimmern und einem Büroraum, der auch als Isolierraum genutzt wird, «falls ein Kind tagsüber erkrankt und eine Kontaktaufnahme mit einem Elternteil nicht möglich ist». Es ist ein kleines Tagesheim mit Platz für höchstens fünfzehn Kinder, was der Jugendamtsassistentin Kerstin Malmkvist zufolge ein Tropfen auf den heissen Stein ist, weil es in den Häusern an der Ebereschenallee so viele Kinder gibt und weil es bestimmt mehr Aufnahmeanfragen als Plätze gibt und vermutlich

Bedarfsprüfungen vorgenommen werden müssen und vermutlich «in erster Linie alleinstehende Mütter damit rechnen können, hier einen Platz für ihre Kinder zu finden». Jedoch werden alle, die einen Tagesheimplatz benötigen, ermuntert, sich zu melden, «gegebenenfalls auch telefonisch», und auf irgendeine Weise nimmt ihr Kontakt auf mit dem Büro des Jugendamts im alten Rathaus, und einer der fünfzehn Plätze gehört mir, und damit kann deine Halus morgens wieder mit dem Fahrrad losfahren, um in der Konfektionsfabrik Tornvalls im Akkord und zu Musikbegleitung Kleider zu nähen.

Die meisten Mütter sind im Übrigen tagsüber zu Hause bei ihren Kindern und werden Hausfrauen oder Hausmütter genannt, und für sie werden ständig neue Maschinen und Produkte erfunden, die die Hausarbeit angenehmer und leichter machen. «Ein glücklicheres Leben für die Hausfrau», notiert die Lokalzeitung und zeigt sich besorgt, weil die Hausmütter noch nicht wissen, wie sie die neuen Maschinen einsetzen sollen, sondern «die schlechten Angewohnheiten früherer Generationen wie eine Bürde mit sich schleppen». In den Annoncen der Lokalzeitung ist die Hausfrau immer eine gutgekleidete Dame, die lächelnd zusieht, wie die Maschinen ihre Arbeit verrichten.

Die neuen Geräte sollen natürlich auch jenen Müttern das Leben erleichtern, die sich in zunehmender Anzahl morgens auf den Weg zu einer Fabrik machen und nachmittags manchmal zum Abholen ihrer Kinder zu spät kommen, von denen man aber dennoch erwartet, dass sie in der verbleibenden Zeit des Tages

ihre Haushaltsarbeit verrichten. «Viele von ihnen haben einen bis zu sechzehn Stunden langen und manchmal noch längeren Arbeitstag», erklärt der Chef des Haushaltsforschungsinstituts in einem Artikel der Lokalzeitung. Er glaubt nicht daran, dass die neuen Maschinen im Haushalt eine Lösung des Problems seien. Die Lösung des Problems bestehe darin, die Arbeit aus dem Haushalt zu verlegen und den sozialen Musterstaat nicht für Tagesheime, sondern auch für das Putzen, Waschen, Nähen, Backen und die Essenszubereitung sorgen zu lassen. Trotzdem können einige Geräte nützlich sein, beispielsweise ein Dampfkochtopf und ein Staubsauger. Der Staubsauger kann Kinder zur Mithilfe beim Putzen anregen, weil sie gern auf Knöpfe drücken und die Staubsaugerdüsen wechseln und sich wie «richtige Mechaniker» fühlen dürfen.

Neue Geräte finden in der kleinen Einzimmerwohnung mit dem Fenster zum Bahnsteig keinen Platz. In der Zweizimmerwohnung auf der anderen Seite der Ebereschentallee findet ein runder, wurstähnlicher Staubsauger der Marke Volta Platz, aber ein begeistert auf Knöpfe drückender Staubsaugermechaniker wird nie aus mir. Ich fürchte, meine Mutter gehört zu jenen, die die schlechten Gewohnheiten früherer Generationen wie eine Bürde mit sich schleppen. Wenn sie mein Lieblingsessen zubereitet, entzündet sie im Spülbecken eine Zeitung, um vom Huhn die letzten Federreste wegzusengen. Hühnersuppe ist ein Sonntagsessen, und auch *Gefüllte Fisch*, die sie mit von den Reusenfischern am inneren Maren, der kleinen Meeresbucht mitten in der Stadt, frisch gefangenen Brachsen zubereitet. Die grossen

Kescher der Fischer werden von kleinen Booten, die am Kai vertäut sind, gehoben und abgesenkt. Die Brachsen haben grosse Schuppen, die glänzen, wenn sie in den Keschern zappeln. Auf der Spülbank in der Küche zappeln sie immer noch. Wenn Mama sie entschuppt und gefüllt hat, zappeln sie nicht mehr.

Das einzige Halbfabrikat, das sie meines Wissens verwendet, ist tiefgefrorenes Dorschfilet. Sie paniert und brät die Filets appetitlich goldbraun, aber tiefgekühltes Dorschfilet gehört nicht zu meinen Lieblingshalbfabrikaten. Tiefgekühlte Lebensmittel gelten als grosser Schritt auf dem Weg zu einer angenehmeren, leichteren Hausarbeit, aber ich verstehe nicht, warum, denn in keiner einzigen Küche der Häuser an der Ebereschentallee steht ein Gefrierschrank zum Aufbewahren tiefgekühlter Lebensmittel, allerhöchstens ein Kühlschrankschrank, in dem sich noch nicht einmal frisch gekauftes Speiseeis länger als eine Stunde aufheben lässt. Eine Zeitlang gibt es im neuen «Konsum»-Laden unterhalb des Bahnhofs die längste Tiefkühltheke der Stadt (10,8 Längmeter Kälte, berichtet die Lokalzeitung), weil es gerade hier so viele Hausfrauen und so viele Kinder und so grosse Zukunftspläne gibt.

Die grossen Zukunftspläne prägen den Ort. Er soll, wenn auch noch nicht fertig geplant, eine grosse Zukunft haben. Seit die Eisenbahn einen Strich durch die Pläne für eine gewundene Gartenstadt mit Kirche auf dem Hügel, Markthalle und Strassenbahn zum Meer gezogen hat, wird nun eine moderne Citybildung für sechstausend Menschen geplant. Durch den hohen Bahndamm soll ein neuer Tunnel gegraben werden, und rund um die wach-

sende Citybildung soll Land für neue Wohnungen, Fabriken und Arbeitsplätze erschlossen werden.

Auch dort, wo die Ebereschentallee endet und der Wald vor dem Strandbad beginnt.

Unter den weit auseinanderstehenden Kiefern hinter dem «Konsum» plant der Stadtbauarchitekt Fritz Voigt einen Spielplatz und im Wald vor dem Strandbad Fabrikgebäude.

In der Erinnerung ist der Wald grösser als in der Wirklichkeit. In der Erinnerung ist der Wald dunkel und hell, und die Häuser an der Ebereschentallee sind sichtbar und unsichtbar, und die ausgetretenen Pfade sind vertraut und versteckt zugleich.

Grösser braucht ein Wald nicht zu sein, um mit dem Spielplatz des Architekten Voigt zu konkurrieren.

Auch für das Stadtzentrum hat Architekt Voigt Pläne. Ein Plan läuft darauf hinaus, mehr Platz zu schaffen für die immer zahlreicheren Autos, die auf ihrem Weg zwischen Stockholm und der Welt das Stadtzentrum durchqueren müssen. Dies setzt voraus, dass grosse Teile des Zentrums abgerissen und umgebaut werden und dass niedrige Holzhäuser an engen Fussgängerstrassen durch hohe Betonhäuser an verbreiterten Durchfahrtsstrassen ersetzt werden. In Amerika hat der Architekt gesehen, wie man über den Läden auf Strassenniveau im dritten und vierten «Deck» Autos parken kann. Für die fünfte Etage schlägt er «Gründecks» mit Spielplätzen für die Kinder vor. Auf diese Weise sollen die Autos, die das Stadtzentrum ohnehin durchfahren müssen, Möglichkeit und Anlass haben, eine Weile anzuhalten.

An den Sonntagnachmittagen schliessen sich die immer zahlreicheren Autos, die das Stadtzentrum durchqueren müssen, zu kilometerlangen Schlangen zusammen. Die meisten Automodelle sind rundlich in der Form: der Saab, der Volvo, der Morris, der DKW und der VW. In der Sonne glänzen sie wie Käfer. Von einer Anhöhe über der südlichen Einfahrt aus sehe ich, wie sich die Schlange bis zum Horizont bei Pershagen und Järna erstreckt. Für lange Augenblicke steht sie still. Die Luft muss von Abgasen blaudunstig sein und schwer von Motorenlärm, aber so etwas sehe und höre ich nicht. In einem Schulheft notiere ich mir ungewöhnliche Automarken und Kennzeichen von weither. Die Autos sind in Schweden nach Provinzen registriert. Die Autos im Ort mit einem B, die Autos aus Stockholm mit A. Am seltensten sind Autos mit Z, Y, AC oder BD. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das mit den Automarken und Kennzeichen meine Idee ist, die Automarken lerne ich nie, trotzdem sitze ich mit irgendjemandem, von dem ich nicht mehr weiss, wer es ist, dort auf dem Hügel und interessiere mich für Automarken und Kennzeichen. Die Autoschlangen sind ein lautes Sonntagsschauspiel, und etwas müssen wir uns einfallen lassen, um es lustiger zu gestalten. Am lustigsten ist es, an der Brücke über dem Kanal zu stehen und zu sehen, wie die hohen Klappen sich langsam öffnen und die Autoinsassen widerstrebend aus ihren Wagen steigen, um einen flüchtigen Blick auf das Schiff zu werfen, das ihre Durchfahrt unterbricht, und zu hören, wie sie sich über dieses Brückenelend beschweren.

Die Klappbrücke über den Kanal spaltet die kleine Stadt in zwei historisch nicht miteinander zu vereinbarende Interessen.

Das Interesse der Durchfahrt verlangt eine schnellstmöglich zu befahrende Strasse mit den geringsten Verkehrshindernissen, das Interesse an einem Aufenthalt verlangt, dass die Autoreisenden ihre Autos verlassen und eine Zeitlang verweilen. Die Jahre, in denen ich exotische Kennzeichen aus stillstehenden Autoschlängen in einen Notizblock schreibe, sind jene Jahre, in denen die grossen Zukunftspläne für das Stadtzentrum festgelegt werden. Nach einem Plan soll die alte Holzhausbebauung abgerissen und die Geschäftsstrasse verbreitert werden, um für die Autos mehr Platz zur Durchfahrt zu schaffen und gleichzeitig mehr Raum zu gewinnen, damit Autos eine Zeitlang anhalten können. Nach dem zweiten Plan sollen ausserhalb des Stadtkerns eine neue Strasse und eine neue Brücke ungefähr auf Höhe der Eisenbahnbrücke angelegt werden, und Södertälje soll an einer Abzweigung der Reichsstrasse landen, so wie es bereits an einem Anschlussgleis abseits der Eisenbahnhauptstrecke gelandet ist.

Einige Zeiten existieren die Pläne ungelöst nebeneinander.

Jede Art von Zukunft scheint vereinbar und möglich zu sein.

Alles Neue kündigt bessere Zeiten an, auch die Autoschlängen und das Klappbrückenelend.

Stehen ein Wald oder eine Stadt oder ein Strandbad der Zukunft im Weg, so ist die Zukunft wichtiger.

Ich fahre lieber mit dem Zug als mit dem Auto. Der Zug, der auf der eingleisigen Strecke zwischen Södertälje Södra und Södertälje Central verkehrt, wird von einer Rangierlok gezogen und

hat Wagen mit Holzbänken und offenen Plattformen. Die Reise dauert fünf Minuten. Ab der vierten Klasse fahre ich mit dem Zug in die Schule. Der Zug nach Stockholm hat grössere Loks und grössere Waggons mit Seitengängen und Abteilen und Polstersitzen. Die Expresszüge, die an Bahnsteig eins bei der Ebereschentallee immer einen kurzen Aufenthalt einlegen, haben Waggons nach Kopenhagen und nach Hamburg und klappernde Speisewagen und Schlafwagen mit zugezogenen Fenstern von fremden Eisenbahngesellschaften, auf denen *Schlafwagen* oder *Wagons-Lits* steht. Eines Tages verkaufe ich auf Bahnsteig eins Södertälje-Brezeln. Vielleicht versuche ich auch die Brezeln eines anderen zu verkaufen. Die Erinnerungsscherbe will nicht klarer leuchten. Die Reisenden recken sich aus den Fenstern. Wohin wollen sie? Woher kommen sie? Bei Zügen weiss man so etwas immer. Es steht auf den Schildern, die vom Bahnsteigdach herunterhängen, und auf den Schildern, die an den Waggonseiten angebracht sind, und es wird durch die Lautsprecher angesagt, die an den Bahnsteigpfeilern angebracht sind. Auf Bahnsteig eins stehe ich in häufiger und enger Verbindung mit Katrineholm, Hallsberg, Nässjö und Alvesta und in der Verlängerung mit der Welt, soweit ich mir die vorstellen kann. Ich kann mir die Welt nur bis Borås vorstellen, mit Umsteigen in Herrljunga. In Borås gibt es schwarze Dampfloks, die dampfen und rauchen. In Borås wohnen mein Onkel Natek und mein Cousin und meine Cousine. Den Zug nimmt man, um von einem Ort zu einem anderen zu fahren. Züge fahren nicht überall und halten nicht überall. Mit dem Zug zu fahren ist ein bisschen feierlich,

und die Leute kaufen besondere Bahnsteigkarten, damit sie sich treffen und zum Abschied winken und lachen und weinen können, wenn die Wagen an Bahnsteig eins ankommen oder abfahren und wenn die Ebereschentallee ins Blickfeld rollt oder daraus verschwindet.

Wozu wir also ein Auto brauchen, weiss ich nicht richtig. Zum Strandbad gehen wir zu Fuss oder fahren mit dem Rad. Zur Arbeit fährt ihr mit dem Rad oder geht über das Anschlussgleis. Nach Stockholm und nach Borås nehmen wir, wie gesagt, den Zug. Autos sind in der Ebereschentallee selten. Der Papa von Anders hat ein Auto, das meist auf dem Hof steht und das man manchmal mit einer Kurbel anwerfen muss, aber der Papa von Anders hat ein Geschäft für Autozubehör am Stora Torget, und vielleicht braucht er deshalb ein Auto.

Unser Auto ist ein schwarzer Volkswagen, Baujahr 1955, mit dem Nummernschild B40011, und es ist das letzte Modell mit kleinem Rückfenster und herausklappbaren Winkeln. Anders nörgelt, weil der Käfer den Motor hinten hat und luftgekühlt ist und nicht wie das Auto seines Vaters den Motor vorn hat und mit Wasser gekühlt wird. Es ist sicherer, wenn man den Motor vorn und den Benzintank hinten hat statt umgekehrt, sagt Anders, aber ich interessiere mich nicht für diesen Unterschied. Für das ganze Auto interessiere ich mich nicht. Es ist an einem heissen Sommertag einfach da. Diesen ganzen Sommer habe ich als sehr heiss und schön in Erinnerung, und wir benutzen das Auto an Feiertagen und sonntags, um damit Ausflüge zu machen. Das Auto ist nicht dazu da, um von einem Ort zu einem anderen zu fahren, sondern, wenn man an keinen bestimmten Ort will, ir-

gendwohin, um einen Picknickkorb auszupacken oder einen Liegestuhl aufzustellen oder einfach die Welt durch das Autofenster zu betrachten. In den Autoanzeigen der Lokalzeitung steht: «Nun ist alles viel leichter. Sonntags oder an freien Tagen können wir hinaus aufs Land fahren, baden, Beeren und Pilze suchen – oder einfach fahren. Der Volkswagen garantiert ein herrliches Gefühl der Unabhängigkeit.»

Wir fahren mit dem Auto an den Malmsee, statt zum Strandbad zu gehen oder mit dem Rad zu fahren. Wir fahren mit dem Auto, als Tante Bluma und meine Cousins aus Tel Aviv einen Sommer lang bei uns in der kleinen Zweizimmerwohnung auf der anderen Seite der Ebereschentallee wohnen. Wir fahren mit dem Auto zu Karin und Ingvars selbstgebautes Sommerhäuschen auf dem Land. Manchmal fahren wir mit dem Auto nach Stockholm, obwohl es mit dem Zug schneller geht. Nach Borås fahren wir nie mit dem Auto. Ich glaube, ich weiss noch nicht einmal, dass man mit dem Auto nach Borås fahren kann. Wenn das Auto voller Leute ist, quetsche ich mich in den kleinen Zwischenraum zwischen Rückbank und Motorraum. Die Strassen sind schmal und kurvenreich, und der Wind braust durch die offenen Fenster, und der Motor heult hinter der Zwischenwand, und das Autofahren macht müde. Viele in der Ebereschentallee nutzen die Sonntage oder die Freizeit, um ihre Autos zu waschen und zu wachsen, damit sie glänzen wie neu.

Das Auto ist ganz einfach ein Luxus, vor Kurzem noch undenkbar für einen Rohrmonteur bei Scania-Vabis und eine Näherin bei Tornvalls, aber zu dem neuen Leben in der neuen Welt

gehört, dass immer mehr von dem denkbar wird, was gerade noch undenkbar war.

Das Auto wird zu einem Teil des Projekts, so wie Pläne für ein Eigenheim in Vibergen und die Staatsbürgerschaft.

Am 7. Mai 1954 werdet ihr schwedische Staatsbürger.

Das deutlichste Zeichen dafür, dass ich die Bedeutung des Ortes für das Projekt überschätze, ist, dass ihr so lange erwägt, den Ort zu verlassen und weiterzufahren. Viele der Menschen, die in den ersten Jahren zum Sprachgewirr um unsere Decke im Sand des Strandbades beitragen, legen wie die Expresszüge nur einen kurzen Aufenthalt ein, ehe sie weiterreisen. Einige nehmen den Weg über die Brücke nach Stockholm, als er sich ihnen dann öffnet, aber die meisten reisen weiter, um das Leben in einer anderen Welt neu zu beginnen. Die anderen Welten heißen Israel und Amerika. *Jisroel unt Amejrika*. Die Familie Wyszogrodzki, die in der Ebereschentallee im Haus gegenüber wohnt, reist weiter nach Israel, wozu man nicht mehr illegal mit dem Frachtschiff fahren muss. Moniek Wyszogrodzki ist Konditor und Rennradfahrer und mein Pate. Ein Pate oder *Sandak* hat in der jüdischen Tradition die Aufgabe, bei der Beschneidungszeremonie den Kopf des Kindes zu halten. Dies geschieht, als ich acht Tage alt bin. Mein Bild von Moniek Wyszogrodzki wird weit später geformt, als er Konditor und Rennradfahrer in Israel ist und mit Mania und vier Töchtern in einem schönen Haus am Hang des Berges Karmel mit Blick auf die Bucht von Haifa und den gold-

glänzenden Bahaitempel lebt und den hebräischen Namen Karmon angenommen hat. Moniek Wyszogrodzki/Moshe Karmon hat rote Haare, ein sommersprossiges Gesicht und graublaue Augen, die den Willen und die Energie eines Wettbewerbsmenschen ausstrahlen. Mania ist physisch gezeichnet vom Weg nach und von Auschwitz, ein zerfurchtes Gesicht und Lücken zwischen den Zähnen, Moshe aber nicht. Moshe lebt nach dem Fahrradtheorem, wer nicht tritt, fällt um. In Södertälje fährt er für eine Amateurm Mannschaft.

Weit später erkenne ich, dass sein Wille und seine Energie auch euch zugutekommen. Abgesehen davon, dass er während der Beschneidung meinen Kopf festhält, ist er auch an dem Wohnungswunder beteiligt, der kleinen Einzimmerwohnung mit dem Fenster zur Eisenbahn im Haus gegenüber der Bäckerei.

Die Tatsache, dass die Abreise der Familie Wyszogrodzki aus Södertälje Anlass eines Artikels in der Lokalzeitung ist, erstaunt mich nicht. Wir schreiben den 17. Dezember 1949, und der Artikel steht auf der ersten Seite und ist das Ergebnis davon, dass Moniek Wyszogrodzki unaufgefordert und energisch in die Redaktion gestiefelt ist, um mit Hilfe der Zeitung Södertälje «seinen Dank abzustatten für die Gastfreundschaft, die er und seine Angehörigen erfahren durften». Einen besonderen Dank möchte er an seine Freunde vom Amateur-Radfahrclub richten. Aus dem Artikel geht hervor, dass die Familie Wyszogrodzki bereits mit dem Zug nach Malmö abgereist ist und von dort nach Marseille fliegt, um schliesslich per Schiff nach Haifa zu fahren, und dass man Södertälje zusammen mit dem «Schneiderei-

ter Adam Glusman und seiner Ehefrau Polla» verlassen habe. Aus dem Artikel geht weiter hervor, dass es dem Autor schwerfällt, die Bedeutung von Moniek Wyszogrodzki's Bericht über seinen Weg nach Södertälje zu erfassen, und ich glaube nicht, dass dies an einer Sprachverwirrung liegt. Vielleicht drückt sich hier auch eine gefühlsmässige Verwirrung der journalistischen Sprache jener Zeit aus. Um ein Zeitdokument handelt es sich in jedem Falle, weshalb ich es zitiere:

«Wir sind 1945 aus Deutschland gekommen, nachdem wir eine längere Zeit in Konzentrationslagern verbracht hatten. Hierher sind wir nicht gemeinsam gekommen, aber aus reinem Zufall sind wir im Dezember 1945 in Karlstad wieder zusammengetroffen. Da hatten wir einander fünf Jahre lang nicht gesehen. Dass wir froh waren, uns wiederzusehen, brauche ich nicht zu sagen.

Traurigerweise hatte sich meine Frau während der schweren Jahre in Deutschland eine Tbc zugezogen und musste nun zweieinhalb Jahre lang in verschiedenen Sanatorien verbringen. Erfreulicherweise ist sie wieder ganz hergestellt.»

Das ist der einzige Artikel, den ich in der Lokalzeitung über die in Södertälje kurzfristig bestehende Kolonie der Überlebenden finde, von dem Artikel über die Sprachverwirrung im Strandbad abgesehen. Nach einigen Jahren sind fast alle weitergefahren. Die meisten sind Frauen aus Bergen-Belsen oder Ravensbrück, die nach Södertälje kommen, um in der Konfektionsfabrik Tornvalls, wo der Personalumschlag einhundert Prozent beträgt, Kleider zu nähen. Viele von ihnen wohnen in der Pension «Frid-

hem», einer grossen, altmodischen Villa aus rotem Holz, die man zu Fuss von der Fabrik aus erreichen kann. Es gibt Pensionen, in denen Menschen wohnen, die sich erholen wollen, und dann gibt es Pensionen, wie die Pensionen «Friden» in Alingsas und «Fridhem» in Södertälje, in denen Menschen wohnen, um zu arbeiten. In der Pension «Fridhem» wohnt Tante Ilonka, die aus Bergens-Belsen über die Aufnahmezentrale der Ausländerkommission in Kummeinäs kommt, wo sie am 20. September 1945 für gesund «und bereit zur Arbeitsaufnahme» befunden wird. Ein Jahr später heiratet sie Onkel Birger aus Sundsvail und wechselt ihren Nachnamen von Hellman zu Sundberg und zieht aus der Pension «Fridhem» in eine unmoderne Wohnung mit Toilette im Hof in der Nähe der grossen Arzneimittelfabrik und einige Jahre später in eine moderne Wohnung mit WC im neuen, achtstöckigen Hochhaus am hinteren Ende der Ebereschentallee. Onkel Birger arbeitet in der Autofabrik, und nebenbei ist er Versicherungsvertreter für Folksam, und Tante Ilonka näht bald keine Kleider bei Tornvalls mehr, sondern eröffnet einen Tabakladen in einem Mietshaus aus roten Ziegelsteinen am Strängnäsvägen, und soweit ich sehen kann, sind die beiden völlig verschieden und glücklich. Ihre Ehe ist kinderlos, und ich bewege mich bei ihnen als Kind des Hauses. Es ist ein zerbrechliches Heim voller glitzernder Figürchen aus Porzellan und Glas, Kristalleuchtern an der Decke, bestickten Spitzendecken auf den Tischen und einheitlich gebundenen Romanserien aus dem Verlag Tiden im Bücherregal. Auf den Tischen runde Porzellantassen auf Untertassen mit Goldrand und zierliche Blumendekorationen und Saft-

gläser mit Strohalm und neusilberne Servierplatten mit selbstgebackenem Kuchen und Safrankingeln und gefüllten Biskuitrollen. Tante Ilonkas innige Kinderliebe drückt sich gern kalorienreich aus. Sehr früh in diesem Heim auch ein Radiogrammophon aus rotem Mahagoni und so früh wie überhaupt möglich ein Möbelstück, das das Radiogrammophon um einen Fernsehapparat ergänzt. Als das Fernsehen 1958 die Spiele der Fussball-Weltmeisterschaft in Schweden überträgt, lassen wir den Radioton weiterlaufen. Das Schweigen im Fernsehen hält schliesslich niemand aus. Es muss die ganze Zeit radioprasseln, sonst passiert doch nichts. Tante Ilonka hat schwarze funkelnde Augen und einen Eckzahn aus Gold, der aufblitzt, wenn sie lacht, und ihr Schwedisch singt in einer anderen Melodie als eures. Es gibt eine polnische Melodie und eine ungarische Melodie, und ich wachse mit beiden auf. Onkel Birger spricht Nordschwedisch, und die Mahlzeiten, die in ihrer Küche serviert werden, haben einen nordschwedischen Einschlag, vorzugsweise mit Preiselbeeren. Falls Tante Ilonka Speisen aus ihrer Heimat in der früheren Welt mitgebracht hat, so erinnere ich mich nicht an sie. Jedoch erinnere ich mich an Köttbullar mit Sahnesosse und Preiselbeeren. Und an Kuchen. Und an die nordschwedische Sprachmelodie, mit der Onkel Birger meinen Namen ausspricht. Von Tante Ilonka müsst ihr nicht Abschied nehmen, auch von Tante Ethel nicht, die Onkel Sven, den Bruder von Birger, heiratet, auch nicht von Onkel Miklos und Tante Elisabeth, die auf der anderen Seite der Eisenbahnbrücke wohnen und aus ungefähr den gleichen Gründen bleiben wie ihr.

Viel grösser ist sie schliesslich nicht, die Flüchtlingskolonie

jüdischer Überlebender in Södertälje, die meisten reisen weiter. Aus Amerika treffen glänzende Fotos von gesunden Kindern in bulligen Kinderwagen ein, aus Israel blaue dünne Luftpostbriefe mit eng geschriebenem Text auf jedem Zipfel des zusammengefalteten und verklebten Briefbogens. Wenn ich die Briefmarken herausreisse, entstehen Löcher im Text.

Bei näherem Nachdenken ist Södertälje keine selbstverständliche Welt, um das Leben wieder zu beginnen. Zumindest nicht für diejenigen, die möchten, dass ihr neues Leben jüdische Züge hat. In Södertälje gibt es keine Voraussetzungen für ein jüdisches Leben. Jüdisches Leben erfordert eine Mindestanzahl von Juden, und in Södertälje ist die Zahl niemals gross genug. In der kurzen Zeit, in der sie womöglich die nötige Grösse erreicht, müssen die Juden in Södertälje an anderes denken als an das Jüdische, falls sie überhaupt an das Jüdische denken wollen. Ich ahne, dass es sich beim Jüdischen um etwas handelt, um das man nicht viel Wesens macht. Nicht an einem Ort wie diesem. Wenn ich erzähle, dass Lehrer Winqvist immer auf Deutsch «Herein!» ruft, wenn es an der Klassenzimmertür klopft, seid ihr besorgt, ich könnte glauben, ein paar Worte Deutsch zu können und Lehrer Winqvist dies zu zeigen, wo ich doch bestenfalls ein paar Worte Jiddisch kann. Ich lasse Lehrer Winqvist niemals wissen, dass ich ein paar Worte Jiddisch kann. Die jüdischen Züge unseres Lebens sind gedämpft. Freitagabends segnet Mama die Sabbatkerzen mit einer sanften Handbewegung, und an den grossen jüdischen Feiertagen fahren wir nach Stockholm. In der Schule bin

ich vom Religionsunterricht befreit, als ich aber vermeiden will, als Einziger in der Schule befreit zu sein, ist der Widerstand bald gebrochen. Im Sommer werde ich in ein jüdisches Ferienlager in Roslagen geschickt, und bestimmt erfüllt es seine erzieherische Absicht, innerhalb des Projekts aber bleibt unklar, welche Rolle das Jüdische spielt.

Ich glaube nicht, dass das Jüdische der Grund dafür ist, dass ihr so lange überlegt, ob ihr Weiterreisen sollt. Ich glaube, es liegt an den Horizonten des Ortes, die sich nicht richtig öffnen wollen, trotz der Wunderwohnung und der Lastwagenfabrik und der abgesteckten Zukunft und des Strandbads und des Kindes, das seine Welt zu eurer machen soll.

Und trotz Karin und Ingvar.

Ingvar ist Vorarbeiter der Schweissergruppe in der Lastwagenfabrik und ein paar Jahre älter als du, und mit Hilfe welcher Worte und Gesten ihr in kürzester Zeit Freunde werdet, weiss ich nicht, aber früh hängt ein Ölgemälde von Ingvar an der Wand in der Einzimmerwohnung unterhalb des Bahnhofs, Blumen in einer Vase. Karin und Ingvar gibt es schon vor dem Kind. Der Vorschlag, das Kind solle einen Vornamen bekommen, der nicht absticht, stammt von Karin und Ingvar. Karin und Ingvar sind bei der Zeremonie anwesend, als das Kind beschnitten wird. «All die Menschen, die sich später über die Welt verteilten», schreibt Karin weit später. «Keiner konnte Schwedisch sprechen. Alle Männer trugen Hüte.»

In welcher Sprache werden Karin und Ingvar eure Freunde? Nicht nur die einzigen Freunde ausserhalb der Flüchtlingskolonie, sondern die engsten. Euren ersten Silvesterabend in Söder-

tälje feiert ihr bei ihnen zu Hause. Karin und Ingvar sind die Ersten, die in eurer ersten Wohnung in der Villagatan die ersten Gardinen sehen. Auf Karins und Ingvars erstes Kind stösst ihr mit euren ersten Gläsern an. Ihr serviert auch Kaffee im Glas, weil Ingvar keinen Tee trinkt. Als es zehn Monate später Zeit ist für euren Erstgeborenen, geht Ingvar mit ins Krankenhaus, damit es zu keiner Sprachverwirrung kommt. Ingvar weiss schliesslich, wie es zugeht, ausserdem stammt er aus dem Ort.

Sprachverwirrung ist jenes Wort, das ich auf der unsichtbaren Mauer anbringe, die sich zwischen euch und dem Ort erhebt, weniger eine Mauer, die Sprachen trennt, als vielmehr eine Mauer zwischen den Welten, zwischen jener Welt, die ihr in euch tragt, und der Welt, die ihr euch aneignen wollt; eine Mauer, die keine Sprache durchdringen kann. Die Wörter sind schliesslich bereits vorhanden – Ghetto, Todeslager, Gaskammer, Vernichtung, Ausrottung –, aber niemand versteht, was sie bedeuten.

Falls man sich dafür interessiert, was sie bedeuten.

Auf die Dauer muss es ein einsames Gefühl erwecken, wenn man an einem Ort lebt, an dem niemand versteht, was die Wörter bedeuten, auch wenn ihr euch um die Wörter bemüht.

Karin schreibt, dass du unter den Büchern in ihrem Regal suchst und nach Strindberg fragst. Sie schreibt, dass du Schwedisch lernst, indem du Strindberg liest, und dass du bald «ohne Rechtschreibfehler und grammatikalisch einwandfrei» schreibst.

Sicher ist, dass du in der Hoffnung, der Horizont werde sich öffnen und die Sprachverwirrung verhallen, bis spät in die Nacht

in den in der Sprache Strindbergs abgefassten Fernkursheften liest.

Sicher ist auch, dass du, sobald das Kind auf dem Wohnzimmerboden Buchstabe an Buchstabe fügen kann, mit einer schweren Tasche voller Bücher aus der Leihbücherei nach Hause kommst. Das Kind liest früh *Die Wichtelkinder* und *Hänschen im Blaubeerwald* und *Des Mädchens Katzenreise* und die Geschichte vom Kaninchen Spotty, das sich von allen anderen Kaninchen unterscheidet, aber viel zu früh auch *Magellan* von Stefan Zweig.

Karin und Ingvar verstehen euch besser als andere, nicht weil sie die Wörter besser verstehen, sondern weil sie euch verstehen wollen und euch gernhaben und wollen, dass ihr im Ort bleibt, dass eure Kinder zusammen aufwachsen und zusammen hinausradeln zu dem kleinen Sommerhaus, das Ingvar aus alten Kisten der Lastwagenfabrik gebaut hat.

Ich glaube, dass ihr so lange mit der Weiterreise zögert, hat mit Karin und Ingvar zu tun.

Am 9. Juli 1953 steigst du mit zwei schweren, vollgepackten Koffern in den Zug nach Marseille, mit Umsteigen in Kopenhagen und Paris. In Paris ziehst du mit deinen Koffern einige Tage lang herum. Dein Französisch ist nicht so gut wie dein Schwedisch, darum sagst du, als du auf dem Trottoir mit einem Passanten zusammenstösst, *s'il vous plaît* statt *pardonnez-moi*, was nicht gut ankommt. Sofort lernst du, dass du «Entschuldigung» und nicht «Bitte schön» zu sagen hast. Zweifellos eine andere Art von Sprachverwirrung, leichter zu überbrücken.

In Paris hast du auch den Namen und die Adresse von jeman-

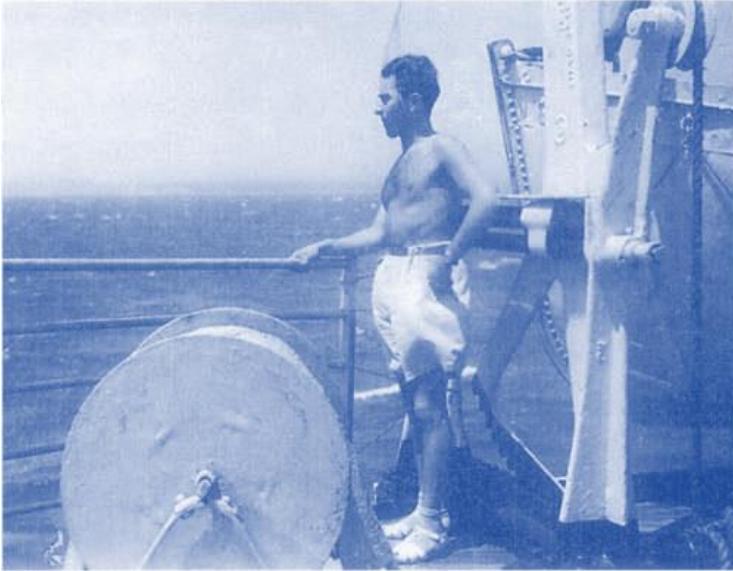
dem bei dir, der jemanden kennt, der die Welt, aus der du kommst, überlebt hat.

In Paris nimmt dich der Träger des Namens unter dieser Adresse mit zu Jo Goldenbergs jüdischem Restaurant in der Rue des Rosiers, wo man Speisen serviert, die nach der Welt schmecken und duften, aus der du kommst.

Von der Welt, aus der du kommst, sind auch Düfte und Aromen erhalten.

Falls du es nicht schon früher verstanden haben solltest, in Marseille verstehst du dann, dass der Ort trotz allem ein Paradies ist. In Marseille Zerstörung und Armut, so weit das Auge reicht. Das letzte Stück Weg durch das Hafenviertel hältst du deine Koffer eisern fest, beladen mit Bedarfsartikeln aus dem Paradies für das Gelobte Land, Kleider, Stoff, Konserven, Batterien, Glühlampen. Auf dem Schiff eine Fotografie von dir im Profil. Du stehst an der Reling auf dem Oberdeck und spähist zum Horizont. Am Horizont ein Landstreifen. Du stehst da mit nacktem Oberkörper, in weissen Shorts und weissen Sandalen, unter der braun-gebrannten Haut zeichnen sich die Rippen ab, nirgendwo sichtbare Narben. Der Wind streicht dir das Haar über der hohen Stirn zurück. Ich möchte gern die Sehnsucht nach einer anderen Welt in deinem Blick lesen, aber ich weiss nicht, ob das Bild auf dem Weg nach Israel oder auf dem Rückweg aufgenommen wurde, ebenso gut kann es Heimweh nach der Einzimmerwohnung in der Ebereschenallee sein.

In Israel stammen die meisten Namen und Adressen auf deiner Liste von Leuten, die jemanden kennen, der jemanden kennt, aus der Welt, aus der ihr kommt. Israel ist grösstenteils von Menschen aus der Welt, aus der ihr kommt, bevölkert. Israel ist eine



Welt, die ihr euch nicht aneignen müsst, weil sie euch schon gehört, und wo ihr nicht befürchten müsst, Fremde zu sein, und noch weniger Angst haben müsst, Juden zu sein, weil alle Juden sind.

Zumindest sieht es auf dem Papier so aus.

Auf dem Papier ist es eine sehr verlockende Welt, und es ist sehr viel nötig, damit du ihr den Rücken zukehrst.

Nach sechs Wochen kehrst du ihr den Rücken zu. Auf den Bildern von dieser Reise erkennt man nichts, was dich dazu veranlasst, dies zu tun. Du besitzt eine feine Spiegelreflexkamera, die mit energischem Klicken scharfe Bilder von adrett gekleideten Menschen im starken Sonnenlicht aufnimmt. Du stehst auf der Strandpromenade in Tel Aviv, und ein warmer Wind bringt deine Haare durcheinander, und Bluma legt ihre Hände auf Ja-

kob und Isak, die weisse Schuhe und weisse Hemden und weisse, kurze Hosen mit weissen Hosenträgern tragen, im Hintergrund flanierende Männer in weissen Hemden und Frauen in geblühten Kleidern, es muss an einem Samstagnachmittag sein. Du stehst am Hang des Berges Karmel mit Bluma und Moniek Wyszogrodzki, der in Haifa eine Konditorei eröffnet hat und Ersatzteile für eine Backmaschine aus einem der Koffer erhalten hat, die du mitbringst, und schaut über die Bucht von Haifa, wo die Frachtschiffe im warmfeuchten Sommerdunst auf der Reede liegen.

Was man auf den Fotos nicht sieht, ist die wirtschaftliche Krise. Du kommst in einer Zeit nach Israel, in der dich alle fragen, ob du noch ganz gescheit bist, weil du die Absicht hast, das Paradies zu verlassen und gegen die Hölle einzutauschen. Ja, so beschreiben sie die Situation im Lande. Ich finde keine Briefe von deiner Reise nach Israel, aber unter den Bruchstücken der Erinnerung hat sich die Frage offenbar erhalten: Bist du noch ganz gescheit? Das Land steht am Rand des Ruins, alle Artikel des täglichen Konsums sind knallhart rationiert, Fleisch, Brot, Gemüse, Kleider, Schuhe. In den Geschäften schwinden die Zuteilungen eher als die Schlangen, die Fabriken stehen mangels Rohstoffen und Elektrizität still, Zeitungen erscheinen wegen Papiermangels mit halbem Umfang. Es ist keineswegs sicher, dass ihr einwandern dürft. Die israelische Regierung spielt mit dem Gedanken, auch die jüdische Einwanderung zu rationieren, damit Lebensmittel und Bedarfsgüter für diejenigen reichen, die schon eingewandert sind. Man beabsichtigt, dass nur Juden in akuter physischer Gefahr einwandern dürfen. Diese Idee muss

nie erprobt werden, weil so wenige Juden in diesen Jahren der Not in der Warteschlange stehen. Die Jahre der Masseneinwanderung aus Europa sind vorüber, und die Jahre der Masseneinwanderung aus Nordafrika stehen noch aus, und in den mageren Jahren, die dazwischenliegen, greifen sich die Leute an den Kopf über jemanden, der so verrückt ist, von Schweden nach Israel gehen zu wollen.

Im Sommer 1953 erlebt die israelische Wirtschaft eine Wende, aber das siehst du wahrscheinlich nicht, und die Leute wagen es vermutlich noch nicht recht zu glauben, ausserdem gibt es einen unheilverkündenden Tumult um den wichtigsten Grund für diese Wende, das Wiedergutmachungsabkommen mit Westdeutschland. Am 30. Juli 1953, ziemlich genau in der Mitte deines Besuches in Israel, wird im Bremer Hafen die erste Wiedergutmachungslieferung von deutschem Stahl an Bord des Schiffes «Haifa» geladen. Manche benutzen das Wort Schadenersatz, das deutsche Wort aber lautet Wiedergutmachung. Das hebräische Wort ist kurz und gut *shilumim*, Bezahlung. Im selben Sommer, in dem du Israel den Rücken kehrst, beginnt Westdeutschland mit der Wiedergutmachung für die Vernichtung deiner Welt und trägt mit Geldzahlungen und Eisenlieferungen zum Aufbau des Staates Israel bei, was für die Wirtschaft einen Wendepunkt darstellt. In den fünfziger Jahren decken die westdeutschen Zahlungen 29 Prozent der Differenz der israelischen Zahlungsbilanz ab. Bald wächst die israelische Wirtschaft um acht bis neun Prozent, innerhalb von zehn Jahren steigt das Pro-Kopf-Einkommen um 74 Prozent. Hättest du deine Reise ein oder zwei Jahre später unternommen, hätte niemand den Kopf über dich geschüttelt.

Zwei Jahre später lässt sich dein Bruder Natek scheiden und zieht von Borås nach Tel Aviv, wir aber ziehen von der einen Seite der Ebereschentallee auf die andere, das ist alles.

Nein, nicht ganz, da ist auch die Staatsbürgerschaft und das Eigenheim in Vibergen und das zweite Kind.

Nach der Israelreise scheint es nur noch eine Zukunft zu geben, die bereits abgesteckte.

Nach Israel reist du mit einem schwedischen Fremdenpass mit einjähriger Gültigkeit. Im Passantrag vom 17. September 1952 wird deine Personenbeschreibung vom ausserord. stellvertr. Oberkonstabler Sture Blomgren bestätigt: Körpergrösse 160 cm, Haarfarbe braun, Augenfarbe dunkelbraun, Gesichtsform oval, Nase gerade. «Gegen eine Bewilligung des Antrags des Ausländers erhebe ich keine Einwände», schreibt Ola Olsson von der Städtischen Polizeiverwaltung in Södertälje.

Der Fremdenpass ist trotz allem eine Art Anerkennung. Du bist nach wie vor Fremder, nun aber ein schwedischer Fremder. Schweden wacht sorgfältig über seine Fremden. Im Passantrag ein ausführlicher Bericht über deinen Hintergrund und deinen Lebensstil. Auffällig noch immer die schwer zu bewältigende Sprachverwirrung. Im Bericht der Stadtpolizeibehörde Södertälje wird festgehalten, dass der Antragsteller bis zum Monat August 1944 «diverse Anstellungen in Łódź [hatte] und dass seine letzte Anstellung, die eines Postbeamten in dem Getto, in dem er

mit anderen jüdischen Familien lebte, [gewesen ist]. Im Monat August 1944 wurde er deportiert und in das Konzentrationslager Auschwitz gebracht, wo er sich ungefähr einen Monat aufhielt. Er wurde dann in ein ähnliches Lager in Braunschweig verlegt, wo er bis zum 21.3.1945 bleiben und während dieser Zeit in einer Autofabrik auf Rechnung der Deutschen arbeiten musste.»

Über die Mitantragstellerin, meine Mutter, wird notiert, dass sie «nach Kriegsausbruch Anstellung in einer Konfektionsfabrik erhielt, wo sie ungefähr ein Jahr lang im Kontor arbeitete und anschliessend als Näherin in der Fabrik», worauf sie in ein Konzentrationslager in Deutschland deportiert wurde.

Das ist alles.

Wie viel davon ist ein Produkt dessen, was ihr sagt, wie viel ein Produkt dessen, was der ausserord. stellvertr. Oberkonstabler Sture Blomgren von dem, was ihr sagt, zu verstehen meint?

Aber vielleicht wollt ihr auch nicht mehr als das sagen. Vielleicht wollt ihr euch nur für den schwedischen Fremdenpass qualifizieren und dabei hervorheben, was ihr in diesem Fall für günstig haltet, Ordentlichkeit und Arbeitsbereitschaft.

Für den schwedischen Fremdenpass qualifiziert ihr euch problemlos und zwei Jahre später auch für die schwedische Staatsbürgerschaft, auch wenn das Nadelöhr hier schmaler zu sein scheint. Auf alle Fälle ist der Papierstapel im Archiv der Ausländerbehörde dicker, was hauptsächlich an den Stellungnahmen all der Menschen liegt, die euch auf eurem Weg durch Schweden wahrgenommen haben und nun von der Polizei um ei-

ne Äusserung über eure Eignung, schwedische Staatsbürger zu werden, gebeten werden. Unter ihnen ist, wie ich schon erwähnte, die Personalsachbearbeiterin Stina Fors von der Alingsås Bomullsväfveri, die euch aufgrund von Beobachtungen, die sie sieben Jahre zuvor gemacht haben will, für ungeeignet hält. Sie ist, wie gesagt, auch die Einzige, die diese Meinung vertritt. Der Hauswart Rolf Larsson aus der Villagatan 22 in Södertälje bezeugt, dass die Antragsteller «ordentlich waren». Der Hauswart G. Carlsson aus dem Hertig Carls väg 42A in Södertälje bezeugt, die Antragsteller hätten «ihre Pflichten als Mieter erfüllt, und über ihr Verhalten [sei] nichts Nachteiliges zu sagen». Der Ingenieur Rune Fridholm von der Scania-Vabis AB bezeichnet den Antragsteller als «guten, am Arbeitsplatz allgemein beliebten Mitarbeiter». Du selbst gibst an, immer in Schweden, das du für dein zweites Vaterland hältst, wohnhaft sein zu wollen. Ich glaube, du meinst, dass du ein zweites Vaterland erhalten hast, anstelle des ersten, das es nicht mehr gibt. Du bezeugst das auf Ehre und Gewissen am 12. Oktober 1953.

Über die Mitantragstellerin Hala Rozenberg gibt der Ingenieur G. Bögler von der Tornvalls Konfektion AB an, dass sie eine tüchtige Näherin ist und dass es über ihr Verhalten keine Klagen gibt. Auf dem Antrag findet sich eine mit Bleistift hinzugefügte Ergänzung: «Frau R. hat telef. eigens darum gebeten, dass der Name mit s (nicht z) geschrieben wird.»

Die Staatsbürgerschaftsurkunde ist mit dem 7. Mai 1954 datiert.

Von nun an Rosenberg mit s.

Einige Monate später berichtet die Lokalzeitung aus Israel, dass sich der Bäckeriarbeiter Israel Sinai aus Protest gegen die hohen Steuern erhängt hat und dass die Gewerbetreibenden des Landes zu seinem Gedenken einen vierstündigen Sympathiestreik durchgeführt haben. Aber ich glaube, ihr müsst euch in der Wahl eures Weges nicht mehr bestätigen lassen. Im Herbst 1954 gibt es in der Einzimmerwohnung unterhalb des Bahnhofs ein weiteres Kind, und auf dem runden Tisch im Wohnzimmer liegt ein Prospekt über das Wohngebiet Vibergen.

Irgendwo liegt auch ein Kleingartengrundstück. Ein Stück Land nur, kein Häuschen, kein Schuppen für die Geräte, ausserdem schon eine Zeitlang unbestellt und mit Unkraut überwuchert. Zum Kleingarten fahren wir mit dem Rad über den Weg zum Strandbad und an Näs vorbei zu einem Waldrand, wo Kleingartenparzellen liegen, so weit das Auge reicht. In jenem Sommer gibt es sehr viele Mücken, und wir haben kein Haus und keinen Schuppen, in den wir fliehen können, lediglich ein Mückenmittel namens «Dschungel-Öl», mit dem wir uns einreiben können. Ich begreife nicht, warum wir uns den Kleingarten zulegen. Wo wir das Ungras gejätet und den Boden umgegraben haben, pflanzen wir Erdbeeren. Nein, nicht wir pflanzen die Erdbeeren, das machst du. Ich mache nichts. Die Mücken scheinen dich nicht im Geringsten zu stören, aber zwischen mir und dem Kleingarten bilden sie eine Mauer. Ich glaube, du hast nicht gewusst, welche Arbeit Erdbeeren machen, das Ungras liebt Erdbeeren. Ausserdem treiben sie überall Ableger. An die Erdbeeren selbst erinnere ich mich nicht, nur an die Ableger. Im folgen-

den Sommer haben wir keinen Kleingarten mehr. Im folgenden Sommer haben wir ein felsiges, mit Tannen bewachsenes Grundstück in Vibergen. Im Telefonbuch stehst du schon mit der neuen Adresse, David Rosenberg, Vibergsvägen 22. Es ist lediglich ein Grundstück, das zunächst eigenhändig gerodet werden muss, das Haus soll teilweise in Eigenleistung errichtet werden. Der Boden ist noch mit Schnee bedeckt, als wir Äste und Zweige und herausgerissene Baumstümpfe von gefällten Bäumen zu einem grossen Haufen auftürmen, der liegen bleibt, bis die Mücken kommen.

Vibergen ist ein Angebot der Lastwagenfabrik. Beschäftigten, die sich in Vibergen ein eigenes Haus bauen wollen, werden alle möglichen Hilfen angeboten. Auch ein zins- und ratenfreies Darlehen von dreitausend Kronen. Zur ersten Informationsveranstaltung über Vibergen erscheinen über hundert Personen, von denen sich sechsunddreissig zur Annahme des Angebots entscheiden.

Einer von ihnen bist du.

Es ruft eine gewisse Aufmerksamkeit hervor, dass du einer von ihnen bist.

In der Personalzeitung *Kilometern* ein Foto von dir. Du stehst an einer Arbeitsbank und biegst Rohre. «David Rosenberg ist ein tüchtiger und fleissiger Monteur», steht unter dem Bild. «Sein gelassener Blick bei der Arbeit würde bestimmt jeden beeindrucken, der ihn vor einigen Jahren sah, als ihm noch die Schrecken des Krieges leibhaftig vor Augen standen und alle Träume Albträume waren. Heute fühlt er sich wohl.»

Ja, du siehst sehr gelassen aus auf diesem Bild. Die Hände mit sicherem Griff um das Rohr, das gebogen werden soll, den Blick

fest auf den Schraubstock gerichtet, in dem es eingespannt ist.

Ein weiteres Bild: die Familie Rosenberg am runden Wohnzimmerisch. Auf dem Tisch eine weisse Spitzendecke und der Prospekt über Vibergen. Du hältst den Prospekt mit der rechten Hand, die linke Hand liegt auf meiner Schulter. Ich trage ein kariertes Hemd und Lederhosenträger und sehe in den Prospekt. Lilian ist acht Monate alt, sitzt in Mamas Schoß und schaut in die Kamera. «Binnen eines Jahres hofft die Familie Rosenberg unter eigenem Dach wohnen zu können, «ENDLICH ZU HAUSE» lautet die Überschrift der Reportage, die zu den Bildern gehört und die «Geschichte des Polen David Rosenberg» erzählt. «Ein Flüchtlingsschicksal wie Millionen andere im Kriegs- und Nachkriegseuropa, eine Geschichte, die an einem Oktobernachmittag des Jahres 1939 in der polnischen Stadt Łódź beginnt und über Hunger, Misshandlungen, Not, allgemeines Elend und Terror bis zum Frühjahr 1955 andauert, wo sie bei Scania-Vabis in Södertälje ihren Abschluss findet.»

Ja, so kann es zweifellos aussehen; als ob Södertälje der letzte Aufenthalt auf deiner Reise wäre und die Zukunft unter dem von der Lastwagenfabrik subventionierten Dach abgesteckt wäre. Es ist schliesslich ein recht vorteilhaftes Darlehen, das die Lastwagenfabrik anbietet, praktisch ein Geschenk, weil das Darlehen nicht nur zinslos ist, sondern pro Jahr um ein Zehntel abgeschrieben wird, was heisst, dass du innerhalb von zehn Jahren schuldenfrei wärst, ohne dass du etwas zahlen müsstest. Dies selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass du in zehn Jahren

noch bei Scania-Vabis arbeitest. Willst du vorher kündigen, musst du den verbliebenen Teil des Darlehens zurückzahlen. Kündigst du nach fünf Jahren, musst du die Hälfte zurückzahlen. In der Reportage sagst du nichts über deine Absichten, etwas anderes als Rohrmonteur zu werden. Um das Darlehen zu erhalten, benötigt man keine Ambitionen. Damit du das Darlehen erhältst, wird erwartet, dass du zehn Jahre lang ein tüchtiger, fleissiger Monteur bei Scania-Vabis bleibst. Das Haus in Vibergen ist, kurz gesagt, das glückliche Ende der Geschichte des Polen David Rosenberg und seiner Familie. Endlich zu Hause.

««Unsere alte Heimat existiert nicht mehr, wir haben keine Angehörigen. In der Realität sind wir schon einmal gestorben, nur dass man uns vergönnt hat, wiedergeboren zu werden. Und hier in Schweden haben wir versucht, wieder von vorne anzufangen. Das ist ganz gut gegangen, die Jahre sind veronnen, und wir haben nachts keine Alpträume mehr», sagt David Rosenberg. ‚Ich habe eine Arbeit, die mir gefällt, und ich habe gute Kameraden. Und nun werde ich versuchen, ein Haus zu bauen.«‘

Ich glaube, der Verfasser des Beitrags in *Kilometern* tut sein Bestes, um die hartnäckige Sprachverwirrung zu bewältigen. Er schreibt über «die Schornsteine der Vernichtungsanlagen», über die Brüder und die Väter und Mütter, die in Auschwitz vor euren Augen in Rauch aufgehen, über die steifgefrorenen Leichen in den offenen Güterwagen auf der Strecke nach Ravensbrück, über den neunzehnjährigen amerikanischen Soldaten, der, als er dich und Natek in Wöbbelin sieht, «zu weinen beginnt, weint, haltlos».

Nirgendwo aber steht, dass ihr Juden seid. Das Wort Jude

wird im Text nicht erwähnt, auch nicht das Wort Ghetto. Weil ihr es nicht erwähnt? Weil der Verfasser die Geschichte nicht kompliziert machen möchte?

Einige Wochen später erhaltet ihr einen Brief dieses Verfassers:

«Herr Rosenberg!

Ich weiss nicht, ob Sie Leser von *Dagens Nyheter* sind, der Zeitung, für die ich normalerweise arbeite, aber falls Sie sie lesen, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass *Dagens Nyheter* mit der Donnerstagsausgabe eine Artikelserie beginnt, in der wir rekapitulieren, was in diesen Tagen vor zehn Jahren geschah und was enthüllt wurde.

Glauben Sie nun bitte nicht, dass ich einen neuen Abonnenten werben will. Ich glaube nur, dass Sie diese Artikel mit grossem Interesse lesen werden. Und dann wird es Sie vermutlich freuen, dass DN exakt die gleiche Meinung vertritt wie Sie selbst – dass die Konzentrationslager absolut nicht in Vergessenheit geraten dürfen.

Bitte grüssen Sie Ihre liebe Frau und Ihre entzückenden Kinder!»

Ich interpretiere den Brief als Zeichen dafür, dass ihr nach zehn Jahren den Eindruck vermittelt, zu Hause zu sein. Zumindest vermittelt ihr den Eindruck, als Abonnenten von *Dagens Nyheter* in Frage zu kommen. Ein Abonnement dürfte man wohl kaum gegenüber jemandem erwähnen, der den Eindruck macht, er sei auf dem Weg woandershin. Unter den Bruchstücken der Erinnerung an die kleine Zweizimmerwohnung am anderen Ende der Ebereschentalallee blitzt ganz entschieden eine Morgenzeitung auf. Ich würde mich gern daran erinnern, dass es die

*Dagens Nyheter* ist, aber es kann ebenso gut die *Länstidning* sein. Am stärksten leuchtet *Folket i Bild*. *Folket i Bild* hat auf seinen Titelblättern grosse Bilder. Auf einem der Titel ist eine nackte Frau, die in einer Küche Essen zubereitet. Im Inneren der Zeitung eine Reportage über Nudisten, ein Wort, das ich von *Folket i Bild* lerne.

Nach Vibergen kommen nie irgendwelche Zeitungen. Im Telefonbuch des folgenden Jahres fehlt die Adresse. Im folgenden Jahr wohnen wir nicht unter einem eigenen Dach in Vibergen, sondern in der kleinen Zweizimmerwohnung auf der anderen Seite der Ebereschentallee. Irgendetwas mit dem Darlehen und der Fabrik. Dass die Darlehensbedingungen verschärft wurden und der Preis erhöht wurde, wodurch die Bindung an die Fabrik zunimmt. Dass die Fabrik dich ausserdem nur als tüchtigen, fleissigen Monteur haben will und als nichts anderes. Dass du dich unter solchen Bedingungen nicht zehn Jahre an die Fabrik binden willst. Der Schnee ist schon lange geschmolzen, die Luft ist warm und feucht geworden, und die Mücken tanzen über den holzweissen Grundstücksmarkierungen, als du zum letzten Mal den Prospekt über Vibergen zusammenfaltest und nein sagst zum Darlehen und zum Haus und zu der von der Fabrik abgesteckten Zukunft.

Ich glaube, dass das Auto mit der Angelegenheit zu tun hat. Jedenfalls kommt das Auto im selben Sommer ins Bild, in dem Vibergen daraus verschwindet. Es ist, wie gesagt, ein heisser Sommer, der Wind bläst durch die geöffneten Seitenfenster, und die Freiheit der Strassen kitzelt in den Nasenlöchern. Aber ein neuer Volkswagen Baujahr 1955 kostet 6'375 Kronen «frei Hel-

singborg» (fast die Hälfte deines jährlichen Lohns), und auch wenn du ihn mit Personalrabatt von der Lastwagenfabrik und vielleicht obendrein mit einem kleinen Personalkredit kaufen kannst, ist es schwer zu begreifen, dass du nein zum Haus, aber ja zum Auto sagst – falls nicht das Auto Teil einer anderen Zukunft als der bereits abgesteckten ist.

Jedenfalls erfindest du gerade da einen Gepäckträger für Volkswagen. Er ist aus «prima Stahlrohr» gefertigt, hat eine matte Silberfarbe, «um zu allen Autofarben zu passen», und wird ganz einfach in zwei Hülsen gedrückt, die an der hinteren Stossstangenbefestigung festgeschraubt sind. Auf die Plattform, die damit ein Stück vor der Heckklappe, unmittelbar oberhalb des Nummernschildes fixiert wird, kann man mindestens zwei Koffer stapeln, oder man stellt ein Fahrrad darauf oder eine Picknickausrüstung. Es ist eine sinnreiche Konstruktion, die zwar den Nachteil hat, dass man sie abnehmen muss bei der Olkontrolle oder dem Tausch des Keilriemens und bei anderem, das das Öffnen der Heckklappe erfordert, aber sie lässt sich andererseits sehr leicht zusammenfalten und unter der Vorderhaube in dem kleinen Raum über dem Benzintank, der zu nicht sehr viel anderem taugt, verstauen. Du taufst deine Erfindung auf den Namen «Piccolo», schweisst eigenhändig ein oder zwei Prototypen zusammen und wirbst für sie mit einem spartanisch gestalteten Reklamezettel, der unter die Scheibenwischer aller erreichbaren Volkswagen in Södertälje und Umgegend gesteckt wird. Einige Sonntage bin ich als Gesellschaft und Begleiter dabei und begreife eigentlich nicht sonderlich, worum es geht, aber einen

Volkswagen erkenne ich wieder und bis zu den Scheibenwischern reiche ich hinauf, und es gelingt mir, ein paar Zettel dort hin zu stecken. «Volkswagen-Besitzer! Neuheit!», steht ganz oben. Darunter zwei Bilder unseres neuen, noch glänzenden Volkswagens mit dem «Piccolo» hinten aufmontiert und dem «Piccolo» zusammengeklappt vorn und einem Text, den du selbst geschrieben und hochachtungsvoll mit deiner eigenen Unterschrift signiert hast. Es ist ein gut geschriebener und informativer Text, der den Leser darüber aufklärt, dass der «Piccolo» nicht mit der Karosserie in Berührung kommt, Nummernschild und Bremslichter nicht verdeckt, auch die Luftkühlung nicht behindert». Ganz unten ein Bestellabschnitt, den man an einem durchgezogenen Strich abtrennen und direkt an D. Rosenberg, Hertig Carls väg 42A, Södertälje schicken kann, um sich gegen Nachnahme einen Piccolo «à 55,- + Versand zusenden [zu] lassen, bei vollem Rückgaberecht innerhalb von acht Tagen».

Ich räume ein, dass ich Partei bin, aber der «Piccolo» ist eine feine Erfindung, die effektiv und elegant ein allen Volkswagen angebornes Gepäckproblem löst. Es ist auch ein feiner Reklametzettel, persönlich und überzeugend, mit Angabe unserer Telefonnummer, 0755/38157, wo man bis 20.00 Uhr anrufen kann. Du versicherst, der «Piccolo» sei harten Erprobungen ausgesetzt worden und habe sich dabei als der «gediegene, praktische und solide Gepäckträger, den jeder VW-Besitzer sich zulegen sollte», erwiesen.

Ich weiss nicht, welcher harten Erprobung du den «Piccolo» unterziehst, aber Anders und ich setzen ihn zwei Kindern aus, die auf ihm herumhüpfen, wobei der Käfer wild schaukelt, aber

der «Piccolo» fest sitzt. Die matte Silberfarbe schenkt ihm eine weiche Oberfläche, die sich an der nackten Haut warm anfühlt, was aus dem Reklamezettel nicht hervorgeht.

Weit später sitze ich mit dem vergilbten Flugblatt in der Hand da und wundere mich über deine Energie und Geschäftstüchtigkeit. Wann schaffst du all das? Ich kann mich nicht entsinnen, dass dir jemand hilft. Auf dem Flugblatt steht nur dein Name. Bei dir sollen die Kunden anrufen, dir sollen sie schreiben. Du bist Erfinder, Hersteller und Verkäufer in einer Person. Du arbeitest achtundvierzig Stunden pro Woche in der Lastwagenfabrik, rodest ein Waldgrundstück in Vibergen, bist Vater von zwei Kindern in einer kleinen Einzimmerwohnung unterhalb des Bahnhofs und konstruierst, produzierst und verkaufst den «Piccolo».

Ich weiss nicht, wie viele «Piccolos» du herstellst und verkaufst. Ich weiss nur, dass ebenso plötzlich, wie Vibergen aus unserem Leben verschwindet, auch der «Piccolo» verschwindet.

Oder vielleicht verschwindet der «Piccolo» zuerst.

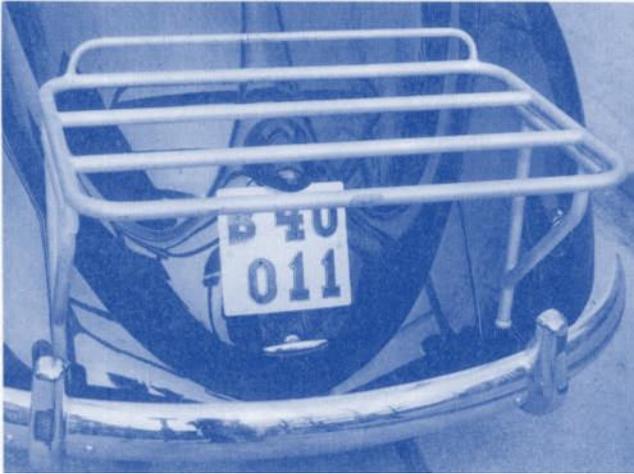
Oder das Verschwinden beider hat miteinander zu tun.

Die Bruchstücke der Erinnerung wollen sich nicht zusammenfügen.

Weit später sehe ich, wie einsam du mit deiner Erfindung bist, irgendeinen Kompagnon oder Finanzier kann ich nicht finden.

Weit später bin ich erstaunt darüber, dass du allein so weit kommst.

Ich weiss nicht, woran das Ganze schliesslich scheitert, aber



ich habe den Verdacht, an mangelndem Kapital und fehlenden Kontakten und vielleicht, wenn ich nachdenke, einer mangelnden Kühnheit, die an Vermessenheit grenzt. Du bist kühn genug, ein Risiko einzugehen, aber nicht vermessen genug weiterzumachen, als dir auffällt, welches Risiko du eingehst. Oder vielmehr, als deine Angst, das Leben, das du führst, aufs Spiel zu setzen, deinen Ehrgeiz bedroht, das Leben neu zu beginnen. Auf jeden Fall gibt es in den ersten Jahren nach dem israelischen Scheideweg, so will ich es weit später verstehen, die kurzfristige Explosion der Tatkraft und der Zuversicht und den ebenso kurzfristigen Rückzug auf die Ausgangslage als tüchtiger und fleissiger Monteur in der Rohrbiegerei der Lastwagenfabrik. Du darfst ganz einfach keinen Misserfolg haben, und als die Dämonen des Misserfolgs dennoch ihre Klauen in dich schlagen, besitzt du genug Kühnheit (oder Vermessenheit), um den Kampf aufzuneh-

men. Aus dem «Piccolo» wird ein schwarzer Volkswagen, und aus Vibergen wird eine kleine Zweizimmerwohnung auf der anderen Seite der Ebereschentallee, wo das Küchenfenster auf den Aussenhofen und die kleinen Hausgärten hinausgeht, deren Apfel reif zum Stehlen sind, als der Sommer 1955 in den Herbst übergeht.

Im Jahr 1955 werden in Schweden 25'452 Volkswagen verkauft. Jedes fünfte neue Auto ist ein Volkswagen. Volkswagen ist die am meisten verkaufte Automarke im Lande. Ein «Piccolo» an jedem hundertsten Volkswagen, jedenfalls anfangs, und du wärest ein eigener Unternehmer mit eigenem Haus gewesen. Nun sehe ich nur einen einzigen «Piccolo» in Södertälje und Umland, und ich erinnere mich nicht, dass wir ihn je zu etwas anderem benutzt hätten als zu Tests.

Hast du jemals Zweifel?

Ich meine, nicht nur wegen der Erfindung, sondern auch wegen des Käfers, der letztlich doch Hitlers Beitrag zur Automobilisierung war. Weit später weiss ich, dass manche Leute niemals im Leben einen Volkswagen fahren und ihn erst recht nicht kaufen würden, als aber 1954 der Import ausländischer Autos freigegeben wird und der Volkswagen zum meistverkauften Auto in Schweden wird, bringen ihn wenige mit Hitler in Verbindung.

Ich bringe den Volkswagen mit dir in Verbindung.

Mit deinem sonnenverbrannten Ellbogen im geöffneten Seitenfenster und dem warmen Fahrtwind im offenen Haar und dem silbrig glänzenden «Piccolo», der uns auf seiner stabilen Stossstangenbefestigung hinter dem Rückfenster folgt.

Auch die Uniform verbinde ich mit dem Volkswagen. Sie ist grau und spielt leicht ins Grüne und hat grosse Brusttaschen mit schweren Falten und abstehenden Knöpfen und einer zusammengefalteten Mütze unter der Schulterklappe und scheint eigentlich zu dick für den Sommer zu sein. Aber es ist Frühsommer oder spätes Frühjahr, als wir durch eine hoch aufragende Allee auf ein grosses Schloss zufahren, und durch das Seitenfenster sehe ich Männer in Uniformen und graugüne Militärlastwagen. Ich weiss nicht, wo wir sind und warum, aber es hat mit der Uniform zu tun.

Ich weiss, dass du am 15. Mai 1956 beim Königlichen Svea Trainregiment in Linköping einrückst und zwischen dem 3. August und dem 12. November lernst, Militärfahrzeuge zu unterhalten und zu reparieren. Kein neuer Horizont direkt, aber du schiesst gut. Mit dem Mausergewehr M/38 der Armee erschiebst du dir die Silberne Schützenmedaille, 86 von 100 möglichen Punkten. Das einzige Bild von dir in Uniform ist in einer Waffenkammer aufgenommen worden, an der Wand hinter dir hängen Mausergewehre in schnurgeraden Gestellen, in den Händen hältst du die Armee-Maschinenpistole M/45. Es ist November, und du trägst die weisse Armee-Tarnjacke mit Pelzkragen und auf dem Kopf die gefütterte Armee-Ledermütze. Du siehst klein aus in der Winteruniform. Die Sommeruniform steht dir besser. Den Hauptteil deiner Wehrpflicht leistest du im Sommer und Herbst 1956 ab. Nach abgedienten hundertachtzig Tagen wirst du von den verbleibenden hundertachtzig Tagen und einer Reserveübung befreit.

Du bist dreiunddreissig Jahre alt und hast eine Familie mit zwei Kindern zu versorgen.

Und dein Horizont will sich nicht richtig öffnen.

Auch mit dem Horizont ist etwas unklar, nicht nur mit dem kleinen jenseits der Ebereschentallee und der Eisenbahnbrücke und dem Strandbad, sondern auch mit dem grossen jenseits des Radioapparats, der mich mit seinem blaugrünen Zyklopenauge anstarrt und neben dem du an den Abenden mit gesenktem Kopf sitzt. Manchmal neigst du den Kopf dichter an das Lautsprecher-gewebe und drehst vorsichtig am rechten Knopf, und ein Zeiger bewegt sich über die Radiostationen der Welt, und das blaugrüne Auge pulsiert mit den Wellenlängen der Welt, und vom grossen Horizont dringen die Töne der Welt herein. Weit später verstehe ich, dass es Kriegstöne sind, die sich aufdrängen, Töne von israelischen Panzern, die auf den Suezkanal zustürmen, und Panzer der Sowjetunion, die auf Budapest zustürmen, und in der kleinen Zweizimmerwohnung auf der anderen Seite der Ebereschentallee hängst du in der Diele die Uniform auf einen Kleiderbügel und beugst besorgt den Kopf zur Welt.

Bist du auch um Caryl Chessman besorgt? Im Dunkel, das die Uniform und den Radioapparat umgibt, leuchtet stark ein Bruchstück mit Caryl Chessman auf. Caryl Chessman wartet auf seine Hinrichtung. Jahr um Jahr wartet er auf seine Hinrichtung. Chessman ist auch eine Zigarette in einem gelben Päckchen mit schwarz-weißen Karos. Tante Elisabeth auf der anderen Seite

der Eisenbahnbrücke ist Kettenraucherin, und sie raucht Chessman, der immer wieder, kurz bevor er in die Gaskammer geführt wird und sterben soll, Aufschub erhält. Es ist immer eine Sache von Minuten, ob Chessman sterben soll. Im «Castor» zeigt man einen Film über Caryl Chessman, der auf einem Buch über Caryl Chessman beruht, und ich muss immer an den Tod in der Gaskammer denken, wenn sich Tante Elisabeth an der letzten Glut der alten eine neue Zigarette anzündet.

Nein, ich glaube nicht, dass du den Kopf wegen Caryl Chessman senkst, noch nicht einmal, als die letzte Minute gekommen ist, und auch nicht wegen Tumba-Tarzan, vermute ich. Tumba-Tarzan ist der Caryl Chessman der Ebereschentallee. Tumba-Tarzan versteckt sich in den Wäldern um Tumba und Rönninge, wurde aber auch im Wald am Strandbad gesehen und im Wald beim Reithaus auf der anderen Seite der Eisenbahnbrücke, und manche behaupten, sie hätten seine verlassene Hütte im Wald bei der Totenkopffabrik Ewos gesehen. Tumba-Tarzans Hütten sind immer verlassen, wenn die Polizei sie findet. Immer wieder findet die Polizei von Tumba-Tarzan verlassene Hütten. Die Jagd nach Tumba-Tarzan nimmt kein Ende, und auf dem Schulhof tauschen wir die Jagd nach Robin Hood gegen die Jagd nach Tumba-Tarzan. In der Lokalzeitung bezeichnet man ihn abwechselnd als Desperado und Pathfinder, was recht gut die Atmosphäre angsterfüllter Bewunderung widerspiegelt, die die Jagd nach Tumba-Tarzan in der Ebereschentallee hervorruft. Als Tumba-Tarzan eine Zeitlang von niemandem gesehen wird, fragt die Lokalzeitung beunruhigt, ob er die Gegend verlassen haben könnte, und als jemand kurz darauf hinter der Lastwagenfabrik

ein Zelt und zwei unter Tannenzweigen versteckte Fahrräder findet, hofft die Lokalzeitung, es handele sich um Tumba-Tarzan, der zurückgekommen sei. Als er schliesslich verhaftet wird, sind wir alle davon überzeugt, dass er bald ausbricht. Tumba-Tarzan ist aus einer Gefangenenkolonie ausgebrochen, um seine geliebte Jane zu holen, die Alice heisst, und sie auf einem Floss über das Wasser zu bringen und als Friedloser in den weiten Wäldern um die Ebereschenallee zu leben. Sie ernähren sich von Fasaneneiern, die sie auf dem Boden finden, und von Konserven, die sie aus unbewohnten Eigenheimen und Sommerhäuschen stehlen, und lassen die Polizei noch warme Feuerstellen finden, von denen sie auf ihrer Flucht in die Freiheit durch das sommerliche Schweden kurz zuvor aufgebrochen sind. Tumba-Tarzan ist der erste Rebell der Ebereschenallee, und wir sehen ihn noch im Wald am Strandbad und im Wald an der Totenkopffabrik, als man ihn schon längst gefasst hat.

Weit später lese ich den Bericht über den Prozess vor dem Landgericht Södertörn gegen Rolf Johansson und verstehe wieder, warum er ein Rebell war und kein x-beliebiger Dieb:

«Tumba-Tarzan gestand das ihm zur Last Gelegte und hatte offenbar einen guten Überblick behalten. Ab und zu wies er daraufhin, dass die chronologische Reihenfolge der verschiedenen Vergehen falsch sei, und einmal widersprach er während der Vernehmung. Es ging um einige Flaschen Pilsner, von denen er sagt, die habe er mit Sicherheit nicht gestohlen. Der Staatsanwalt gab nach und verzichtete auf diesen Punkt der Anklage.»

Die bereits abgesteckte Zukunft gebiert ihre Rebellen. Nach Tumba-Tarzan kommen Tommy und Elvis, teilen den Schulhof in zwei Lager und füllen die Lokalzeitung mit ominösen Warnungen über eine gefährdete Jugend, dann wieder Tumba-Tarzan in Form zweier jüngerer Brüder, die sich dieses Warenzeichens jedoch rasch als unwürdig erweisen, weil sie eher als Diebe statt als Rebellen agieren.

Ausserdem beschäftigt die Lokalzeitung die Frage, ob der Mensch in der alten Bauerngesellschaft glücklicher war als in der neuen Industriegesellschaft. Eine gross angelegte Untersuchung unter schwedischen Industriearbeitern beantwortet die Frage mit «einem bedingungslosen Ja». Ein gross aufgemachter Artikel auf der ersten Seite berichtet, dass sich einhundertfünfzig Menschen zu einer Protestkundgebung gegen den «stark verbreiteten Parkvandalismus in Södertälje» versammelt haben. Zu den Parkvandalen werden auch jene gezählt, die auf den Rasenflächen eigene Wege trampeln. Kleine Kinder, so heisst es, vandalisieren aus Unverstand («hier bedarf es der Erziehung»), grössere Kinder aus Oppositionslust («ihnen muss der Weg gewiesen werden zu anderen Objekten, an denen sie sich abreagieren können»).

Ich weiss genau, wer sich abreagiert, indem er auf dem Spielplatz hinter dem «Konsum» die Schaukeln einige Male um ihre Ständer schnurren lässt. Ich weiss auch, wer mit der Zeit im Jugendgefängnis in Hall landet. Ich weiss, dass wir manche Dinge tun, weil sie verboten sind.

Ich bin kein Rebell, bei Weitem nicht, aber das Verbotene lockt auch mich.

Im Licht der späteren Einsicht glaube ich, das hat mit der bereits abgesteckten Zukunft zu tun, die uns ohne zu blinzeln entgegenstartet, ohne auszuweichen, ohne Notiz zu nehmen von den Schatten hinter uns und der Verlorenheit, die uns umgibt, und der Angst in unserem Inneren, die wir durchschauen und der wir eine Nase drehen wollen. Was die Rebellen an unserer Stelle tun. Gegen die abgesteckte Freiheit setzen die Rebellen die verbotenen Gefahren und Freiheiten des pfadlosen Waldes.

Du bist kein Rebell, auch du nicht. Weit davon entfernt, als sich der Horizont der Lastwagenfabrik weigert, sich zu öffnen, und die abgesteckte Freiheit droht, dich zu ersticken, beginnt auch dich der pfadlose Wald zu locken. «Ich habe einen riesigen Fehler gemacht, weil ich so viele Jahre in der Fabrik geblieben bin, statt allerlei andere Arbeiten zu machen», schreibst du am n. Oktober 1957, am Tag, als ich neun Jahre alt werde, an Natek. Die Fabrik hat damit begonnen, jeden Moment deiner Arbeit mit einer Methode zu messen, die MTM heisst und verlangt, dass du dieselbe Arbeit in kürzerer Zeit verrichtest, und du hast bohrende Kopfschmerzen bekommen, bei denen du den Verdacht hast, sie hätten damit zu tun, dass du dich in der Fabrik nicht wohl fühlst.

Du verwendest in einem polnischen Brief das schwedische Wort *vantrivsel*, Unbehagen. Natek hat den Sprung von Boras nach Tel Aviv unternommen, und du bist bereit, von der Lastwagenfabrik fast überall hinzuspringen. Je weiter der Horizont sich schliesst, desto wichtiger wird der Sprung, und je länger der Sprung auf sich warten lässt, desto weiter schliesst sich der Ho-

izont. Natek schreibst du, du hättest dich kurz zuvor auf eine Annonce beworben «für eine Stelle als Servicemann für den Automatenwagen Toledo» und die Firma habe telefonisch von sich hören lassen und alles hätte vielversprechend ausgesehen – bis sie erfahren haben, dass du fünfunddreissig Jahre alt bist.

Von einem Automatenwagen Toledo weiss ich nichts. Du schreibst polnisch, es kann also an der Übersetzung liegen oder an deinem Polnisch, das du immer häufiger mit Schwedisch vermischt, weshalb es manchmal schwer ist, zu verstehen, was du meinst, vor allem, wenn die polnischen und die schwedischen Wörter einander ähneln. Möglicherweise könnte es sich um eine Automatenwaage Toledo handeln, für die du Servicemann sein willst, aber auch die ist mir unbekannt. Bekannt ist mir hingegen, dass du die Sprache Strindbergs mit dem Akzent Mickiewicz's sprichst, und weit später habe ich den Verdacht, dass sich nicht dein Alter bei der Stelle für Toledo-Waagen oder -Wagen als nachteilig auswirkt, sondern die Sprachverwirrung.

Aus einem Brief an Natek vom 17. Februar 1959:

«P. S. Falls Du gute Kontakte zu Firmen aus der Textilbranche hast, die an einem Export nach Schweden (Skandinavien) Interesse haben und in diesen Ländern noch nicht eingeführt sind, versuche, Proben zu beschaffen. Es können Damenblusen, Jumper aus Baumwolle und Wolle sein, aber nur der letzte Schrei, Originalmodell und angemessene Preise. D. S.»

Immer wieder hebst du den Kopf, um festzustellen, ob der Horizont sich öffnet, siehst aber stattdessen, wie die Zeit verrinnt und das Projekt ins Stocken gerät. Lass mich etwas über den

grossen Horizont sagen, so wie ich ihn weit später sehe. Es hat mit dem Licht zu tun. Es ist zu scharf. Es ätzt alle Schatten weg und verbrennt die Grautöne. Die Welt wird gleichzeitig zu hell und zu dunkel. Der hellste der Horizonte überstrahlt den dunkelsten aus Erfahrungen und den bedrohlichsten aus Gegenwärtigem.

«Die Einwohner von Södertälje können sich vor einem drohenden Atomtod schützen [...], indem sie sich zu Boden werfen und darauf achten, dass kein Teil des Körpers ungeschützt ist», verkündet Hauptmann Curt Holmfrid bei einer Informationsveranstaltung des Zivilverteidigungsvereins Södertälje im Volkshaus am 29. April 1957.

«Die Atombombe kann Kriege verkürzen und Verluste verringern», verkündet Oberst Erik Graab bei der Zusammenkunft des Rotary-Clubs am 20. August 1957.

«Bei einem fingierten Angriff mit fünf Wasserstoffbomben ist nach den Berechnungen mehr als die Hälfte der acht Millionen Einwohner New Yorks ums Leben gekommen», teilt die Lokalzeitung am 21. Juli 1956 mit.

«Die USA verfügen über Wasserstoffbomben, die die Erdachse um sechzehn Grad verschieben können», teilt die Lokalzeitung am 27. Oktober 1956 mit.

«Das Rätsel des Lebens wird bald gelöst und die Religion abgeschafft», verkündet der Studienrektor des Arbeiterbildungsverbandes (ABF), Thorvald Karlbom, am 18. August 1956 in der Aula der Mariehäll-Schule.

«Moralische und geistige Verwirrung prägen unsere Zeit», verkündet der Studienombudsmann des ABF, Thorsten Eliasson, im Musiksaal der Mariehäll-Schule am 21. August 1957.

Licht in der Aula, Dunkelheit im Musiksaal.

Licht am grossen Horizont, Dunkel am kleinen.

Das Dunkel über dem Strandbad senkt sich nur langsam, fast unmerklich herab. Am n. Juli 1956 meldet die Lokalzeitung 19 Grad Wassertemperatur und zweitausend Badegäste. Am 18. Juli 1956 meldet das Chemische Kontrollbüro siebentausend thermostabile Kolibakterien pro Liter Meereswasser. Am 6. August 1956 berichtet die Lokalzeitung von Sonne und Feststimmung beim 38. Schwimmwettkampf, «der schönste Programmpunkt war ohne Zweifel das Wasserballett, das ein Strauss süsser Mädchen perfekt darbot».

Das Dunkel senkt sich, ohne dass jemand davon Notiz nimmt. Davon Notiz nehmen will.

Das Strandbad ist zu unverzichtbar, um unbrauchbar zu sein.

Die Unbrauchbarkeit ist eine Folge der Wasserklosetts. Jahr für Jahr wird die Scheisse aus den Wasserklosetts genau in die Igelstabucht und die Hallförde gespült, und bisweilen kann man beobachten, wie sie in halbfester Form auf die Klippen und Strände zu treibt. Wasserklosetts werden WC abgekürzt, und man findet sie in allen Wohnungen der Häuser in der Ebereschentallee. Nur die Arbeiterwohnungen in Baltic haben noch Plumpsklos im Hof, oder Trockenklosetts, wie es in der Lokalzeitung heisst. Die Plumpsklos sind dunkle Kästen in langen Reihen, die durch dünne, ungehobelte Holzbretter abgeteilt werden.

Ich kann mich tagelang zurückhalten, damit ich nicht auf ein Plumpsklo gehen muss. Ich habe Todesangst, dass etwas aus dem dunklen Loch krabbeln könnte oder dass ich hineinfalle. Das WC ist eine Segnung für die Menschheit, und für mich im Besonderen.

Der Preis für das WC ist jedoch das Strandbad, auch wenn das niemand akzeptieren will und die Begleichung immer wieder in die Zukunft verschoben wird. Sommer für Sommer wird die Frage gestellt, ob man das Strandbad schliessen oder sperren soll, damit Menschen, die es nicht besser wissen, sich fernhalten, aber Sommer für Sommer graben Tausende von Menschen, die es nicht besser wissen, die Füsse in den weissen Sand des Strandbades und tauchen ein in das unbrauchbare Wasser und spülen sich bestenfalls die Kolibakterien an den am Strand neu installierten Duschen ab. Die Duschen werden nach dem Brand installiert und sollen ein Bad im Meer ersetzen, aber ein Bad im Meer ist nicht so leicht zu ersetzen. Vor allem nicht, solange das Chemische Kontrollbüro hinsichtlich der Unbrauchbarkeit und das Gesundheitsamt bezüglich der Schliessung schwanken und solange es Experten gibt, die behaupten, sie könnten das Wasser des Strandbades innerhalb von vierzehn Tagen reinigen. Ein Dr. Pettersson aus Stureby bei Stockholm erhält Gelegenheit, seine Methode zu erproben, die darin besteht, dass man mit Druckluft das Wasser am Grund an die Oberfläche presst und es mit Hilfe eines Propellers an den Strand treibt, was voraussetzt, dass das Wasser am Grund sauberer ist als das Oberflächenwasser, und das bezweifelt sogar die Lokalzeitung. «Der Grad der Verunrei-

nigung des Wassers ist sicherlich auch in tieferen Schichten sehr umfangreich und erstreckt sich ein gutes Stück ins Meer hinaus.»

Im Rekordsommer 1959 warnt der Gesundheitsamtsinspektor Torsten Lysell in der Lokalzeitung, die Wasserqualität im Strandbad verschlechtere sich zusehends, die letzte Messung habe 90'000 Kolibakterien pro Liter ergeben, das Wasser könne somit lebensgefährlich sein. Ausserdem ist er besorgt darüber, dass das die Leute nicht im Geringsten zu interessieren scheint. Einige Wochen später schlägt er vor, das Strandbad zu sperren, da die Leute die Verbotsschilder am Strand abreissen und weiterhin baden.

Ich weiss nicht, wann wir vom Strandbad zum Malmsee wechseln. Der Wechsel erfolgt langsam, fast unmerklich. In jenem Sommer, in dem ich schwimmen lernen soll, fahren wir mit dem Auto zum Malmsee. Der Malmsee hat keinen Sandstrand und kein Restaurant mit Tanz an den Abenden und keinen Horizont, der den Blick ansaugt, aber am Strandbad gibt es keine Schwimmschule mehr.

Gleichzeitig kann ich mich nicht erinnern, dass wir nicht mehr zum Strandbad gehen.

Dass wir die Besuche im Strandbad jemals einstellen.

Ich erinnere mich, dass wir weiter zum Strandbad gehen, wegen des Sands und des Lichts und des Dufts von Harz und Nadeln auf dem Weg durch den Kiefernwald.

Warum kehrst du nach Łódź zurück? Ich erinnere mich nicht, dass du das tust, und ich lebe lange in der Vorstellung, du wärst niemals auf die Idee gekommen, das zu tun, aber am 24. April

1958 schreibst du nachweislich aus Łódź einen Brief an Natek. Aus dem Brief geht hervor, dass in Łódź noch ein Cousin lebt, Jerzyk, der dich am Bahnhof Kaliska abholt, den du aber kaum wiedererkennst, da ihr euch zwanzig Jahre lang nicht gesehen habt, und er ist es, der dich mit Hilfe eines Fotos erkennt, das du im Voraus geschickt hast. Du schreibst, wie sehr ihr euch freut, einander wiederzusehen, und wie euch gemeinsame Erinnerungen verbinden und wie herzlich dich «seine kleine Familie» empfängt, aber mir fällt die Vorstellung schwer, dass du nach Łódź zurückkehrst, um einen Cousin zu treffen, und wenn es der einzige lebende Cousin wäre. Ich habe den Verdacht, du kehrst nach Łódź zurück, um mit eigenen Augen bestätigt zu sehen, dass die Welt, die du dir einmal angeeignet hattest, nicht mehr existiert. Ich habe auch den Verdacht, dass es mit dem Horizont zu tun hat, der sich nicht richtig öffnen will, und mit dem Projekt, das ins Stocken zu geraten droht.

Nach der Bestätigung musst du nicht lange suchen. «Was Łódź betrifft, so machte die Stadt einen furchtbaren Eindruck auf mich, und die ersten Tage bin ich mit schwerem Herzen herumgelaufen. Ich will ganz einfach wieder zurück nach Hause fliegen. Nicht seit dem Krieg habe ich mich so verlassen gefühlt. Wie ein Kind.»

Nein, in Łódź ist nichts mehr von der Welt erhalten, die du dir angeeignet hast.

Noch nicht einmal die Gräber. Mit Jerzyk gehst du auf den Jüdischen Friedhof, um nach deinem Vater Gershon und deinem Bruder Salek zu suchen. Du bist sicher, wenigstens Gershons Grab müsse sich irgendwo befinden, da sein Tod im Ghetto auf

einem Papier registriert wurde. Auf dem dünnen Luftpostpapier hast du in einem kleinen Kästchen die Registerangaben des To-destages, dem 25. Juli 1943, notiert.

So bleibst du drei statt, wie geplant, zwei Wochen in Łódź, aber die Gräber findest du nicht. Du findest auch nicht mehr viel anderes aus jener Welt, die einmal dir gehörte. «Hier gibt es nur noch unheimlich wenige Juden, sogar in Stockholm ist es leichter, mit *a Jid* zusammenzustossen.»

Mit Jerzyk diskutierst du über die Weiterreise. Seine Weiterreise, nicht deine. Sobald sich die Gelegenheit bietet, will er weiterreisen, am liebsten nach Amerika, wahrscheinlich nach Israel. In Łódź ist nichts, was das Bleiben lohnte.

Und deine Reise? Betrachtetest du sie als abgeschlossen?

Eines Tages fahren wir mit dem Zug nach Stockholm, du und ich. Ich weiss nicht, warum nur du und ich und wie es kommt, dass ich nicht in der Schule bin und du nicht in der Fabrik. Es muss im Herbst sein, du trägst den grauen Mantel mit Fischgrätmuster und den schwarzen Hut, und die regennassen Bahnsteige glänzen gelb, und ich renne an das Abteifenster, um den schwarzen Kanal unter der Eisenbahnbrücke zu sehen, bevor der Zug gleich darauf in Östertälje anhält. Unterwegs vermitteln die Namen der passierten Bahnhöfe die Sicherheit des Wiedererkennens, während Stockholm eine durch und durch fremde und erschreckende Stadt ist, und ich halte mich eisern an deiner Hand fest, vom Aussteigen aus dem Zug, bis wir durch ein hohes Haus-

tor gehen und in eine grosse Eingangshalle mit einem roten Teppich auf dem Marmorboden und schweren Wänden aus dunklem Holz, und in den ersten Aufzug meines Lebens. Ich lasse deine Hand erst los, als ich auf den Aufzugknopf drücken darf. Es ist ein grosser Augenblick, der erste Druck auf den ersten Aufzugknopf, und ich fühle ein leichtes Ziehen im Bauch, als der Aufzug uns lautlos Stockwerk um Stockwerk an dunklen Holztüren und glänzenden Messingschildern vorbei nach oben befördert. Im Stockwerk, in dem der Aufzug anhält, öffnet sich hinter der Tür, durch die wir gehen, sofort ein langer Korridor mit weiteren Türen, und durch den Korridor mit den neuen Türen kommt ein kurzgewachsener Mann mit gebeugtem Rücken auf uns zu und begrüsst dich und nennt mich beim Namen und bittet mich in einem Zimmer zu warten, das nach Zigarre riecht, während er sich unter vier Augen mit dir unterhält.

Bestimmt erinnere ich mich vor allem wegen der Uhr an die Reise. Nach dem Treffen mit dem Mann im Haus mit dem Aufzug gehen wir in ein feines Uhrengeschäft, und du kaufst mir eine Uhr der Marke Atlantic. Ich habe mir keine Uhr gewünscht, und es ist nicht mein Geburtstag, aber vielleicht willst du auf diese Art etwas anderes feiern. Du wirkst vergnügt.

Die neue Uhr feiern wir, indem wir auf dem Nachhauseweg zusammen die Minuten und Sekunden zwischen den Bahnhöfen messen.

Am 5. November 1959 schreibe auch ich einen Brief an Natek. Ich schreibe, dass ich mich schäme, nicht früher geschrieben zu

haben. Warum schäme ich mich? Warum schreibe ich überhaupt? Ich bin kurz zuvor elf Jahre alt geworden und schreibe mit einem Federhalter, den mir meine Tante Kerstin und meine Cousine Assa geschenkt haben, als sie uns am selben Tag besuchten, einen Brief an meinen Onkel in Tel Aviv. Natek und Kerstin sind geschieden, und sie haben damit auch Assa und Anders, meine gleichaltrige Cousine und meinen gleichaltrigen Cousin, getrennt, Assa in Boras, Anders in Tel Aviv. Ich sehe sie immer seltener, bald fast gar nicht mehr, aber ich vermisse sie auch nicht. Nicht so, wie dir, so verstehe ich weit später, dein Bruder fehlen muss und Mama ihre Schwester fehlen muss, weshalb die Briefe, die ihr einander schreibt, mit Sehnsucht und Vorwürfen und schlechtem Gewissen gespickt sind.

«Warum schreibst Du nicht? Warum dieses Schweigen? Ist etwas passiert? Schreib bald!»

Selbst schreibe ich einen sehr pflichtschuldigen, selbstbezogenen Brief, dazu getrieben von der Aufregung um den seltenen Besuch der Cousine und die Erinnerung daran, wie klein unsere Familie ist und wie zerbrechlich und wie wichtig es deshalb ist, dass ich sofort zum neuen Federhalter greife und einen Brief an Onkel Natek und an Cousin Anders in Tel Aviv schreibe und mich auf irgendeine Weise entschuldige, dass ich nicht früher geschrieben habe. Also entschuldige ich mich und erfülle die auferlegte Briefpflicht mit rascher, nachlässiger Handschrift:

«Wir hatten schon ein bisschen Schnee, aber der ist sofort geschmolzen. Einen Fernseher haben wir uns auch angeschafft. Ich spiele weiter Geige, und es geht sehr gut. Lilian ist gross geworden und geht in die Vorschule. Gerade habe ich meine Eisenbahn

aufgebaut, es ist eine Märklin-Eisenbahn, und die ist sehr gut. Das Wetter ist regnerisch, auf den Strassen sind grosse Seen, und manchmal haut es, wörtlich gesagt, runter, darum sitze ich meist zu Hause und spiele mit der Eisenbahn oder lese ein Buch. Zu meinem Geburtstag (11.10.) habe ich ein Spiel bekommen, das ich manchmal spiele. Ab morgen fahre ich mit der Bahn in die Schule. Vorher bin ich mit dem Fahrrad gefahren. In der Schule fangen wir mit der Geographie Islands an.

Wir sehen oft TV, weil es sehr interessante Programme gibt, von denen man einen gewissen Nutzen hat. Und meistens sind wir zu Haus, also ist es gut, dass wir ihn haben (also den Fernseher, nicht den Nutzen). Ich habe Assa und Tante Kerstin auf der Geige vorgespielt, und sie meinten, ich spiele gut, aber es fehlt noch viel mehr, damit man das sagen kann. Meistens spiele ich klassische Musik, u.a. Pleyel, Bela Bartok, Mozart, Bach und Händel. Der Lehrer, der aus Boras stammt, ist sehr für moderne Musik. Jetzt zu Weihnachten trete ich auf. Es wird ein Duett von Pleyel, das ich zusammen mit dem Lehrer spielen soll.»

Auf demselben Blatt, auf dem mein Brief an Onkel Natek endet, beginnt ein Brief von Mama, in dem sie sich für meinen «chaotischen» Brief entschuldigt, was sie wiederum damit entschuldigt, dass ich zu viele Eindrücke zu verarbeiten hätte. Auch mein unkritisches Bild des Fernsehens möchte sie ergänzen:

«Es hat unseren Umgang hier revolutioniert. Die Leute sitzen meist bei sich zu Hause, weil Fernsehen zum Jedermannsartikel geworden ist, genau wie das Radio. Die Programme werden



hauptsächlich abends gesendet, und sogar, wenn man Gäste hat, versammeln sich alle und konzentrieren sich vor dem Fernseher.

Wie geht es Euch? Warum schreibst Du so wenig? Wir wissen, dass Du von der Arbeit sehr in Anspruch genommen bist, aber ein bisschen Zeit für Deinen Bruder musst Du erübrigen.»

Du selbst bist nicht zu Hause, als Tante Kerstin und Cousine Assa zu Besuch kommen und die beiden Briefe an Natek geschrieben werden.

Du bist auch nicht in der Fabrik.

Du hast in der Fabrik gekündigt und befindest dich auf Reisen.

Aus Mamas Brief geht nicht hervor, wo du bist und wohin du fährst, nur dass alles so schnell gegangen und vieles noch unklar ist und dass du selbst im nächsten Brief mehr berichten wirst.

Aus dem Brief geht auch nicht hervor, dass erst ein Tag vergangen ist, seitdem du die Fabrik verlassen hast.

«Ausgeschieden am 4.11.1959 auf eigenen Wunsch», steht im Arbeitszeugnis der Personalabteilung der Fabrik, der du zwölf Jahre lang gedient hast.

«Letzter Stundenlohn 294 Ore. Führung: Ehrenwert.  
Arbeitskenntnisse: Ausgezeichnet.»

Seit einem Tag befindest du dich auf einer Reise in pfadlosem Wald.

Bildunterschrift in der Lokalzeitung unter einem Foto auf der ersten Seite: «Göran Rosenberg und Paul Overström spielten das ‚Menuett‘ von Campra in guter Harmonie.»

Ich kann mich nicht entsinnen, dass du dort warst.

Was ist aus dem Duett von Pleyel geworden?

## *Die Schatten*

In der Lokalzeitung vom 24. Januar 1959 wie üblich Worte zum Tag. An diesem Tage einige Worte über die Juden. In den Erzählungen des Johannes- und des Lukasevangeliums über die Juden und die Samariter wollte Jesus zeigen, «wie sich die Juden in ihrem Hass irrten» und wie «unerhört es für einen Juden gewesen sein muss, Jesu zuzuhören», und wie Jesus «tut, was kein Jude getan hätte», nämlich dem Gebot der Liebe zu folgen und nicht dem der Selbstsucht.

Weit später erfahre ich, dass du in einen heftigen Streit in der Fabrik verwickelt bist. Es geschieht im Umkleideraum, du versuchst jemanden zu schlagen, und dieser Jemand schleudert dich gegen einen Spind, und du trägst eine Gehirnerschütterung davon. Dieser Jemand hat sich lautstark erkundigt, was einer wie du unter normalen Arbeitern zu suchen hat. Warum einer wie du sich nicht damit beschäftigt, Geld zu verleihen oder auf Kosten anderer zu leben. Dass er noch nie einen Juden gesehen hat, der arbeitet.

Nach dem Streit im Umkleideraum kommen die Kopfschmerzen häufiger. Die Kopfschmerzen und die Alpträume. An einem frühen Maimorgen höre ich, wie du im Schlaf fremde Namen rufst. Es ist nicht deine normale Stimme. Das ist die Stimme ei-

nes Kindes, hilflos klagend dringt sie durch die Wände des Wohnzimmers, in dem ihr schlaft. Draussen ist es schon hell, und ich liege in Erwartung des Tagesbeginns wach, denn an diesem Tag soll der König in die Lastwagenfabrik kommen, und alle Schulkinder von Södertälje haben schulfrei, um mit Fähnchen am Kortege-Weg zu stehen und zu winken, und ich verbinde den Ton deiner rufenden Stimme mit dem Tag, an dem ich den König nicht sehen durfte.

Am Donnerstag, dem 23. Mai, kommen der König von Schweden und die Königin der Niederlande nach Södertälje. Es ist ein strahlender Frühsommertag, und allein an der Einfahrt zur Hauptverwaltung der Lastwagenfabrik zählt die Lokalzeitung an die tausend Kinder, die alle mit Scania-Vabis-Fähnchen winken, als der König und die Königin in einem schwarzen Daimler an ihnen vorüberfahren, an einem roten Teppich aussteigen und auf einem königsblauen Podium Platz nehmen, und das Empfangskomitee verneigt und verbeugt sich, und alles läuft in «untadeliger Regie» ab.

An jenem Tag bleibst du zu Hause.

Auch ich bleibe an jenem Tag zu Hause.

Sind wir beide krank?

Ich kann die nächtliche Stimme nicht mit dem Leichten, dem Spielerischen in Einklang bringen. Meist bist du vergnügt und ausgelassen und schneidest Grimassen, um mich zum Lachen zu bringen, und jodelst, mit den Händen vor dem Mund, und spielst mit einem Stift an den Zähnen und gibst Sachen, die keinen Namen haben, lustige Bezeichnungen. Kigelmigel ist deine Be-

zeichnung für einen Obstsalat aus Apfelsinen, Äpfeln und Bananen, gekrönt von Schlagsahne. Kigelmigel klingt, wie es schmeckt, weich, rund, süß. Deine erfundenen Namen sind alle weich und rund mit einem l oder einem le am Ende. Vielleicht mildern die liebevollen Diminutive des Jiddischen auf diese Weise Strindbergs herbe Sprache ab. Ich höre sie auch in der Stimme, die in der Nacht ruft. *Mamale. Tattale.*

Auch deine rastlosen Aktivitäten und unbändigen Ambitionen bringe ich nicht mit der Schwäche und der Müdigkeit und den sich wiederholenden Arztbesuchen in Einklang. Als ich weit später ein Puzzle lege aus den Aktivitäten, die du in Gang setzt, und den Projekten, die du planst, finden sie im Kalender keinen Platz; sie stolpern übereinander, legen sich übereinander, verdrängen einander, als dürfte es nicht den geringsten Spalt eines Stillstandes zwischen ihnen geben. Gleichzeitig suchst du bereits 1947 Dr. Paul Lindner in der Jungfrugatan 6 in Stockholm wegen Kopfschmerzen, Angst, Schlaflosigkeit und Verfolgungsphantasien auf. Zweimal jährlich gehst du von da an zu Dr. Lindner, zur Kontrolle und um dir Vitamine und Schlafmittel verschreiben zu lassen. Im Verlauf des Jahres 1950 verschlimmert sich die Angst eine Zeitlang, wogegen Dr. Lindner Oxicon, ein starkes Beruhigungsmittel, verschreibt. 1959 verstärkt sich diese Angst zu einer «besonders schweren Depression», woraufhin Dr. Lindner eine psychiatrische Spezialbehandlung verschreibt, was er am 3. März 1960 in einem Gutachten festhält.

Ambition und Angst in harter Konkurrenz miteinander, Jahr für Jahr, ohne dass ich es sehe. Ohne dass du es mich sehen lässt. Ohne dass du es irgendjemanden sehen lässt.

Du bist immer so fröhlich, schreibt Karin.

Erst weit später sehe ich die Schatten, die Schritt halten mit dir und die drohen, dich ins Dunkel zu versenken, wenn du auch nur unbedeutend zurückbleibst.

Erst weit später bringe ich die nächtliche Stimme in Einklang mit der Stimme, die Teilen meiner Welt so leicht und spielerisch Namen gibt.

Zeit, etwas über die Bezeichnung «Überlebende» zu sagen, die Bezeichnung für Menschen in deiner Lage, die sich langsam herauskristallisiert, nachdem alle anderen Bezeichnungen erprobt und als nicht adäquat befunden wurden, und die die Tatsache, dass ihr noch immer lebt, zum Zentralen eurer Situation macht. Menschen überleben die ganze Zeit Dinge; Kriege, Verfolgungen, Unglücke, Epidemien, ohne dass man sie als Überlebende bezeichnet, ausser im direkten Anschluss an das Ereignis, das sie überlebt haben, und in dem Falle als Konstatieren dieser Tatsache. Wer überlebt hat, lebt anschliessend weiter, aber er überlebt nicht. Das Überleben ist normalerweise kein andauernder Zustand, sondern ein momentaner. Ich glaube, dass die Bezeichnung Überlebende anfangs auch für Menschen in deiner Situation diese Bedeutung hat, als Feststellung dieser Tatsache. Ihr habt gegen alle Vorgaben überlebt und sollt nun in einer der zur Verfügung stehenden Kategorien weiterleben; Flüchtlinge, Transitmigranten, Repatrianten, Umgesiedelte, Polen, Juden, Staatenlose. Anfangs ist der Welt ja auch klar, was ihr überlebt

habt und wie unwahrscheinlich es ist, dass ihr lebt. Zumindest fehlt es nicht an Zeugnissen. Auch nicht an Bildern für denjenigen, der zu sehen vermag. Die Wörter sind nach wie vor ungewohnt und unwirklich und bisweilen Opfer der Sprachverwirrung – Gaskammer, Todesfabriken, Ausrottungspolitik, Endlösung, Vernichtung –, aber ihr, die ihr überlebt habt, habt keinen Grund, daran zu zweifeln, dass die Welt weiss, was ihr überlebt habt, und dass die Welt angesichts dieses Wissens in ihren Grundfesten erbebt und dass die Welt danach eine andere ist als die Welt davor. Etwas anderes kann man sich nicht vorstellen. Es ist unmöglich, sich vorzustellen, dass ihr überlebt habt, damit die Welt vergisst, was sie gerade erlebt hat, und weitermacht, als sei nichts geschehen. Es muss einen Sinn haben, dass ihr überlebt habt, da die allem übergeordnete Absicht dieses Geschehens, das ihr überlebt habt, darin bestand, dass keiner von euch überleben sollte, dass ihr alle vernichtet werdet, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, keinen Knochensplitter solltet ihr hinterlassen und noch weniger einen Namen auf einer Todesliste oder einem Totenschein. Darum lebt ihr anfangs in der Gewissheit, die Spuren zu sein, die es nicht geben sollte, und dass hierin der besondere Sinn eures Überlebens liegt. Es mag unnötig erscheinen, dem Überleben einen besonderen Sinn zuzumessen, weil es in der Regel bedeutungsvoller ist, am Leben zu sein als tot, aber wie sonst rechtfertigt ihr, dass ihr lebt, während alle anderen tot sind? Wer, wenn nicht ihr, weiss, dass die Tatsache, dass gerade ihr überlebt habt, eine Folge der unwahrscheinlichsten Umstände und der zufälligsten aller Zufälle war, und dass ihr nach jeder realistischen

Wahrscheinlichkeitsrechnung ebenso spurlos vernichtet sein solltet wie jene, deren Gesichter und Stimmen euch noch begleiteten und verfolgen? Dass ihr geradezu eine Schuld habt zu sühnen, weil gerade ihr lebt und nicht sie, vor allem, weil ihr, wie ich ahne, euch nicht befreien könnt vom Gedanken, dass manche es mehr verdient hätten zu überleben als ihr. Ein verrückter Gedanke natürlich, da Tod und Überleben in Auschwitz keine Frage des Verdienstes, sondern der Vernichtungskapazität der Gaskammern und Krematorien waren, aber ich kann verstehen, dass man das Leben unter solchen Umständen für ungerechtfertigt oder zumindest unverdient hält. Warum ich und nicht die anderen? Das ist natürlich auch ein unerträglicher Gedanke, den man früher oder später verdrängen muss, damit das Überleben in ein Weiterleben übergeht. Darum glaube ich, dass er anfangs von der Gewissheit verdrängt wird, ihr hättet nicht nur um euer selbst willen überlebt, sondern auch für die anderen, und seid die Spuren, die nicht vernichtet werden dürfen, und habt darum eine gewisse Schuldigkeit gegenüber dem Leben, das man euch entgegen aller Vorgaben und entgegen aller Gerechtigkeit geschenkt hat, weshalb ihr durch dieses Leben die Tatsache rechtfertigen müsst, dass ihr lebt, während die anderen tot sind.

Jedenfalls will ich mir so weit später die Rastlosigkeit und die Ambitionen, ja vielleicht auch das Leichte und Spielerische erklären. Wie die Frau Lots könnt ihr nur weiterleben, wenn ihr euch nicht umdreht und zurückschaut, weil ihr wie sie riskiert, durch den Anblick zu erstarren. Jedoch könnt ihr auch nicht weiterleben, wenn niemand sieht und versteht, was ihr überlebt habt

und warum ihr dennoch weiterlebt. Ich glaube, der Schritt vom Überleben zum Weiterleben verlangt diese scheinbar paradoxe Verbindung von individueller Verdrängung und kollektiver Erinnerung. Ihr könnt nur nach vorn sehen, wenn die Welt zurückschaut und sich erinnert, woher ihr kommt, und die Spuren sieht, die ihr weiterträgt, und versteht, warum ihr trotzdem lebt.

Nun ist es nicht so, dass ihr unbedingt nach der Aufmerksamkeit der Welt ruft und auf ihr kollektives Erinnern und ihre Anerkennung pocht. Im Gegenteil seid ihr erkennbar verschwiegen über das, was ihr durchgemacht habt. Ich glaube, dass die Welt, in die ihr überlebt, von zwei Sorten Menschen bevölkert wird; jenen, die wissen, und jenen, die nicht wissen. Gegenüber Menschen, die wissen, müsst ihr nicht so viel sagen, und gegenüber Menschen, die nicht wissen, kann man nur schwer etwas sagen, das nicht Gefahr läuft, als unwirklich oder übertrieben oder pathetisch verstanden zu werden. Recht bald entdeckt ihr auch, dass das, was ihr zu sagen habt, als erschreckend oder abstossend aufgefasst werden kann. Zumindest hört die Welt bald nicht mehr zu, denn auch sie kann es nicht ertragen zurückzuschauen. Nach etwas mehr als einem Jahr verschwinden die Wochenschaufilme aus den Kinos und die Augenzeugenberichte aus den Zeitungen, und diese hartnäckige Sprachverwirrung breitet sich aus. Die Welt schaut nach vorn, ohne zurückzusehen, und ihr versucht, so gut es geht, das Gleiche zu tun. Ich glaube, das Leichte und Spielerische ist eine Antwort auf das Schweigen, das sich ausbreitet, und die Einsamkeit, die euch umringt. Mit seinen Gedanken allein zu sein, ist, wie du in einem Brief an Halus betonst, furcht-

bar für Menschen in eurer Lage. Ich weiss nicht, worüber ihr in dem kleiner werdenden Kreis, der sich an langen Abenden unter der Lampe über dem runden Wohnzimmertisch versammelt, scherzt und lacht, die Sprachen fliessen ineinander, und ich bin zu klein für Humor und erst recht für schwarzen Humor, aber was es auch ist, ich glaube, dass es euch hilft, den Blick nach vorn zu richten, auch wenn die Welt verstummt und die Einsamkeit sich aufdrängt.

Dass mit dem Leichten und Spielerischen nur etwas ganz anderes maskiert werden soll, lässt sich im Übrigen ja mit blossem Auge erkennen, besonders bei deinem Bruder Natek, der fast die ganze Zeit spast und scherzt, wenn auch mit zwanghafter Rastlosigkeit, die weit auffälliger ist als deine. Natek ist ununterbrochen in Bewegung, hüpfte auf dem Stuhl auf und ab und läuft im Zimmer auf und ab und fährt sein schwarzes Motorrad der Marke Husqvarna (ich darf vorne auf dem Benzintank probeweise mitfahren) mit ruckartiger Ungeduld, als sei er ständig irgendwo anders hin unterwegs, und bald befindet er sich ja auch auf dem Weg anderswohin, und du hast deinen Bruder nicht mehr zur Hand, um das Schweigen und die Einsamkeit fernzuhalten. Ich stelle mir vor, dass Nateks Gegenwart die zunehmende Sprachverwirrung kompensiert und sein Aufbruch sie verschlimmert. Die dicht beschriebenen Luftpostbriefe können schliesslich kaum die Leerstelle füllen, die die womöglich einzige Person hinterlässt, die mit einem ungeduldigen Blick oder einer rastlosen Geste oder einem erlösenden Gelächter bestätigen kann, woher du kommst und was du überlebt hast und dass nicht du der Verrückte bist, sondern die Welt es ist.

Wusstest du, dass man in früheren Zeiten Überlebende von Kriegen und Katastrophen den Göttern als Sündenböcke opferte oder sie für verrückt erklärte, weil niemand hören wollte, was sie zu sagen hatten?

Den Schritt vom Überleben zum Weiterleben nicht unternehmen zu können, immer gezwungen zu sein, mit dem Überleben als dem Zentralen der eigenen Situation zu leben, ist, wenn ich nachdenke, vermutlich eine Art Verrücktheit, auch wenn nicht unbedingt die Überlebenden die Verrückten sind.

Ich glaube, deine Situation verschlimmert sich, als du Natek nicht mehr bei dir hast und irgendjemand im Umkleideraum fragt, was solche wie du dort zu suchen hätten, und die Welt beginnt, solche wie dich mit Unbehagen zu betrachten, und es am liebsten sähe, wenn man euch dem Vergessen und dem Fortschritt opfert. Jedenfalls scheint die Welt zunehmend weniger geneigt zu sein, sich in ihren Grundfesten erschüttern zu lassen, was, wie ich meine, solche wie du von der Welt, in der ihr weiterleben sollt, letztlich erwarten.

Darum erhöhst du die Schrittgeschwindigkeit, damit die Schatten dich nicht einholen, und sorgst dafür, dass die Projekte einander mit zunehmender Rastlosigkeit ablösen, damit nicht die geringste Leerstelle entsteht, wenn eines von ihnen ins Stocken gerät. Nur wenige Jahre sind vergangen, seit du dich gegen den Aufbruch nach Israel und zugunsten der abgesteckten Zukunft in Södertälje entschieden hast, aber die bereits abgesteckte Zukunft nimmt sich zunehmend wie eine Sackgasse aus und die Lastwagenfabrik zunehmend wie ein Gefängnis.

Der Winter 1956 ist sehr kalt, «der härteste Winter während unserer Zeit in Schweden», schreibst du am 17. Februar an Natek. Wir sind gerade in die kleine Zweizimmerwohnung auf der anderen Seite der Ebereschenallee gezogen, die kurzfristig den Eigenheimbau in Vibergen abgelöst hat, aber auch die kleine Zweizimmerwohnung wäre uns fast entgangen, weil «bis zuletzt die Gefahr bestand, dass ein anderer dazwischenkommt». Du beschreibst die Wohnung als «angenehm», klagst aber darüber, dass sie, im Unterschied zu den darüberliegenden Wohnungen, keinen Balkon besitzt, was auch immer du mit einem Balkon anfangen willst, wenn die Temperatur vor dem Küchenfenster Woche für Woche auf dreissig Minusgrade fällt und du rastlos auf deinen Einberufungsbefehl wartest, um vor Ende des Jahres den «Lumpen» hinter dich zu bringen, die Wehrpflicht, weil du dich vorher nicht «bewegen» kannst.

Wie üblich flichtst du schwedische Wörter und Ausdrücke in deine polnischen Briefe ein.

Du musst dich bald bewegen können.

Ein Überlebender namens Hans Mayer wird mit der Welt konfrontiert, in der man von solchen wie dir erwartet, dass sie weitergehen, und er wechselt den Namen in Jean Améry, weil er absolut nicht vergessen und weitergehen will. Es gibt Überlebende, die den Namen wechseln, weil sie hoffen, weitergehen oder sich vor dem nächsten Hitler schützen oder sich vor der Welt danach verbergen zu können, aber Hans Mayer wechselt

den Namen, weil er sich mit jener Welt nicht versöhnen will, in der sein Name kurz zuvor zu Hause war und die eine Welt ist, die ihm für immer seinen Namen und sein Heim genommen hat und die nun die Stirn hat, solche wie ihn mit Unbehagen zu betrachten und weiterzumachen, als wäre nichts geschehen. Für einige Jahre bebte die Welt, dann nicht mehr, und mit einer solchen Welt kann und will Jean Améry sich nicht versöhnen. In einer solchen Welt müssen die Überlebenden auch weiter Überlebende bleiben, weil sie weiter mit ihrer Unversöhnlichkeit, ja geradezu Bitterkeit die Welt daran erinnern müssen, dass nichts vergessen ist. In seinem Buch *Jenseits von Schuld und Sühne* beschreibt Améry, wie er 1958 während einer Reise in Süddeutschland einen Geschäftsmann kennenlernt, der, als er begreift, dass Améry einen «israelitischen» Hintergrund hat, ihm versichert, das deutsche Volk habe nicht den geringsten Groll gegen das jüdische Volk und die westdeutsche Regierung habe dem Ausdruck verliehen durch ihre grosszügigen Wiedergutmachungsleistungen, woraufhin Améry sich fühlt wie Shylock, der sich widerspenstig weigert, auf sein Pfund Fleisch zu verzichten.

Sich nicht zu versöhnen mit der Welt wird für Améry zur Methode, die moralische Macht über sein Leben zurückzuerobern: «In zwei Jahrzehnten Nachdenkens dessen, was mir widerfuhr, glaube ich erkannt zu haben, dass ein durch sozialen Druck bewirktes Vergeben und Vergessen unmoralisch ist.»

Améry misstraut den Versuchen der «objektiven Wissenschaft», die Unversöhnlichkeit zu pathologisieren. Es mag sein, dass die Überlebenden von dem Geschehen gezeichnet sind und

dass einige dabei Symptome zeigen, die einander ähneln und die man deshalb zu einem Syndrom zusammenfassen kann, beispielsweise zum Konzentrationslagerüberlebendensyndrom, womit man rein klinisch das Überleben in eine Krankheit verwandelt, in diesem Falle jedoch in eine Krankheit, die moralisch und historisch den Zustand des Überlebenden über den Normalzustand stellt, schreibt Améry. Jedenfalls gibt es weder moralische noch historische Gründe für die Überlebenden, das Geschehene nur deshalb zu akzeptieren, weil es geschehen ist. Die einzige Welt, mit der die Überlebenden sich versöhnen können, ist eine Welt, die aufgrund dessen, was geschehen ist, in ihren Grundfesten bebzt. Die Zeit mag sozial und biologisch alle Wunden heilen, moralisch aber heilt sie nichts. Moralisch besitzt der Mensch das Recht und das Privileg, auch gegen das zu revoltieren, was geschehen ist, und zu fordern, dass die Zeit zurückgedreht wird, damit die Täter an ihren Taten festgenagelt werden können, um hierdurch «als Mitmensch dem Opfer zugestellt [zu sein]».

Améry erkennt natürlich das Donquijotische seines Kampfes, und dass die Zeit sein Feind ist und dass das Geschehene, «die solcherart von einem hochzivilisierten Volk mit organisatorischer Verlässlichkeit und nahezu wissenschaftlicher Präzision vollzogene Ermordung von Millionen», bald als eine Gewalttat unter vielen anderen in diesem «Jahrhundert der Barbarei» in die Geschichte eingehen wird, und als «die wirklich Unbelehrbaren, Unversöhnlichen, als die geschichtsfeindlichen Reaktionäre im genauen Wortverstande werden *wir* dastehen, die Opfer, und als

Betriebspanne wird schliesslich erscheinen, dass immerhin manche von uns überlebten».

Die Unversöhnlichkeit war schliesslich nicht von Anfang an da. Anfangs gibt es bei Jean Améry, genau wie vermutlich bei dir, die Überzeugung, dass die Welt danach auch euch gehört, dass sie ohne euch nicht weitergehen kann, dass ihr die Spuren seid, die sie nicht aus dem Blick verlieren kann, ohne sich selbst zu verlieren.

Die Unversöhnlichkeit stellt sich mit dem Schweigen und der Sprachverwirrung ein.

Die Unversöhnlichkeit und die Rastlosigkeit und die Müdigkeit und der Impuls anzuhalten, sich umzudrehen und sich von den Schatten einholen zu lassen.

Moralisch «die Zeit zu annullieren», damit der Welt niemals gestattet wird, zu vergessen, was ihr überlebt habt, ist Jean Amérys Bedingung dafür, dass Überleben in Weiterleben übergeht, und je länger ich dich auf deinem Weg von Auschwitz begleite, desto besser erkenne ich, dass es auch deine Bedingung ist.

Zur Sprachverwirrung trägt die Wiedergutmachung bei. 1953 beschliesst Deutschland (genauer gesagt Westdeutschland), die Überlebenden mit Geld abzufinden. Die Wiedergutmachung ist nicht vordringlich ein Resultat des Willens der Deutschen, etwas wiedergutzumachen, sondern eine Forderung der Siegermächte an Deutschland, dies zu tun. Um einen Anspruch auf deutsche Wiedergutmachung zu haben, müssen die Überlebenden nach-

weisen, dass sie durch den Aufenthalt in Auschwitz oder Stutthof oder Wöbbelin oder Entsprechendem dauerhaft geschädigt wurden und dadurch ganz oder teilweise ihre Arbeitsfähigkeit verloren haben. Wer nicht beweisen kann, dass er mindestens 25 Prozent seiner Arbeitsfähigkeit eingebüsst hat, erhält keine Wiedergutmachung. Wer ohne äussere Schäden überlebt hat, erhält keine Wiedergutmachung. Innere Schäden stehen nicht hoch im Kurs bei den vom deutschen Staat ausgewählten und bezahlten *Vertrauensärzten*, die mit der Aufgabe betraut werden, zu entscheiden, welche Überlebenden Wiedergutmachung erhalten und welche nicht. Um ihren Anspruch auf Wiedergutmachung anzumelden, müssen die Überlebenden ein umfangreiches Formular ausfüllen, in dem sie auf Deutsch und bis in die kleinste Einzelheit nachweisen müssen, dass sie durch die Ausrottungspolitik Hitlerdeutschlands einen mehr als 25-prozentigen Schaden erlitten haben. Dem Formular beizufügen sind beglaubigte Kopien relevanter Dokumente, beglaubigte Abschriften eidesstattlicher Versicherungen und beglaubigte Kopien von Arztberichten, woraufhin die deutschen Behörden ein bis zwei Jahre benötigen, um die Angaben zu verifizieren, zusätzliche Angaben anzufordern und nicht zuletzt das Gutachten ihres Vertrauensarztes abzuwarten. An seine Vertrauensärzte stellt Deutschland die Anforderung, dass sie für das Land, in dem der Überlebende sich aufhält, die ärztliche Approbation besitzen und ihr Gutachten auf Deutsch abfassen können, was in der Praxis bedeutet, dass der Arzt, vor dem der Überlebende sich buchstäblich entblößen muss, meist deutscher Herkunft ist oder in Deutschland geboren wurde.

Ein häufiger Grund für eine Verweigerung der Wiedergutmachung sind Widersprüche im Bericht des Überlebenden. Auch äusserst geringfügige Widersprüche, ja selbst belanglose Widersprüche in einem im Wesentlichen korrekten Bericht können Grund für eine Versagung der Wiedergutmachung sein. Einem Überlebenden wird die Wiedergutmachung verweigert, weil ein Zeuge erklärt, er habe ihn im Jahr 1943 gesehen, obwohl er ihn nur 1942 gesehen haben kann. Einem Überlebenden wird die Wiedergutmachung verweigert, weil er widersprüchliche Angaben über sein Geburtsdatum gemacht hat. Paragraph 7 des Bundesentschädigungsgesetzes (später Bundesergänzungsgesetz), das die deutsche Wiedergutmachung regelt, macht es möglich, jemandem die Wiedergutmachung zu verweigern, der zur Vereinfachung der Darstellung unkorrekte Angaben macht oder unkorrekte Angaben macht, ohne sich dessen bewusst zu sein, oder infolge einer Sprachverwirrung zwischen Deutsch und beispielsweise Polnisch oder Jiddisch unkorrekte Angaben macht. Der Antrag auf Wiedergutmachung bringt es mit sich, dass Antragsteller als der Lüge Verdächtige oder als Betrüger behandelt werden, bis er oder sie das Gegenteil bewiesen hat. Die deutschen Wiedergutmachungsbehörden brauchen nichts zu beweisen, sie werden auch nicht von Widersprüchen und Ungenauigkeiten belastet, wer durch den deutschen Staat wann und an welchem Ort ermordet wurde, können aber dennoch die geringste Unstimmigkeit oder Ungenauigkeit so bewerten, dass sie den Anspruch des Antragstellers auf Wiedergutmachung zunichtemacht. In einigen Fällen führen im Nachhinein entdeckte Ungenauigkeiten unbe-

deutender Art dazu, dass bereits gewährte Wiedergutmachung zurückgefordert wird. Die Tatsache, Auschwitz nachweislich überlebt zu haben, kann in den Augen der Wiedergutmachungsbehörde leichter wiegen als eine nachgewiesene Ungenauigkeit in der Darlegung des Verlaufs und der Konsequenzen. Vor dem Gerichtshof der Wiedergutmachung muss der Überlebende sich ununterbrochen umdrehen und zurücksehen, sich im Detail an jeden Schritt auf dem Weg nach und von Auschwitz erinnern und darauf achten, dass jeder Schritt auf diesem Weg bestätigt wird von eidesstattlichen Zeugenaussagen und beglaubigten Kopien von Originaldokumenten, wobei der kleinste Fehltritt den Überlebenden zum Lügner und Betrüger machen kann.

Die Wiedergutmachung tut, kurz gesagt, nicht nur Gutes, sie kann auch Schmerzen bereiten, und weit später verstehe ich jene Überlebenden besser, die sich weigern, dieses Angebot anzunehmen. Ich erkenne schliesslich auch, dass die Wiedergutmachung die Überlebenden bedrängt und sie mit Aufmerksamkeit und Bestätigung belastet. Gerade in jenen Jahren, in denen die Sprachverwirrung und das Schweigen sich ausbreiten und die Welt nach Amérys Worten im Begriff steht, zu verzeihen und zu vergessen, werden die Überlebenden mit ihrem Überleben immer mehr allein gelassen und ergreifen jeden Strohalm, um sich bestätigen zu lassen, dass das Geschehene wirklich geschehen ist und dass die Welt bei dessen Anblick trotz allem ein wenig in Erschütterung gerät.

Dr. Herbert Lindenbaum ist Vertrauensarzt der Bundesrepublik Deutschland in Stockholm, und am 6. September 1956 untersucht er dich zwischen 11.30 und 13.30 Uhr in seiner Praxis in der Grev Turegatan 8. Sein Gutachten vom 15. Oktober 1956 ist in korrektem, fehlerfreiem Deutsch abgefasst. Langsam lese ich die Fragen und die Antworten des achtseitigen Formulars, das vor dem Gutachten eingereicht werden muss, weil ich mich gegen unabsichtliche Ungenauigkeiten wappnen möchte. Wie zum Beispiel wirst du mit den widersprüchlichen Angaben deines Geburtsdatums umgehen? Irgendwo unterwegs wurde dein Geburtsdatum vom 14. Mai 1923 zum 14. April 1922 verändert, oder war es umgekehrt? Wir feiern den 14. Mai als deinen Geburtstag. In der eidesstattlichen Versicherung auf Deutsch, die du deinem Wiedergutmachungsantrag beifügst, erklärst du jedoch, gültig sei der 14. April und der Widerspruch sei durch ein Missverständnis zustande gekommen. Irgendjemand hat bei irgendeiner Gelegenheit das falsche Datum eingesetzt. In der Arbeitsgenehmigung, im Fremdenpass und in der Staatsbürgerschaftsurkunde bist du am 14. April geboren.

Warum feiern wir also deinen Geburtstag am 14. Mai? In einem Brief, den ich am 14. Mai 1960 schreibe, habe ich das Datum eigens mit einer Girlande eingekreist. «Weil heute Dein Geburtstag ist, wollen wir Dir aufs Herzlichste gratulieren», schreibe ich mit steilen, nach links geneigten Druckbuchstaben. Offenbar schreibe ich im Namen der Familie. «Wir sehnen uns nach Dir. Es ist einsam ohne Dich, sogar schlimmer, als wenn Du auf Reisen warst.»

Vermutlich ist also der 14. Mai dein wirklicher Geburtstag,

während es sich beim 14. April um jenes Datum handelt, das sich aufgrund eines Irrtums durch alle schwedischen Dokumente fort-pflanzt und darum anderen Angaben am wenigsten widerspricht. Erkenne ich nicht ein gewisses Zögern, als du unter Eid deinem wirklichen Geburtstag abschwörst? Der 14. Mai scheint nicht korrekt zu sein, schreibst du.

*Es scheint nicht richtig zu sein.*

Ganz überzeugend klingt das nicht.

Die Wiedergutmachung drängt sich schon im Herbst 1953 auf und fordert Beweise für das, was du überlebt hast, und dessen Folgen. Am 24. November 1953 versichern Josef Leib Goldstein und Feliks Zeligman in einer eidesstattlichen Erklärung, dass sie gemeinsam mit dir Łódź, Auschwitz, Vechelde bei Braunschweig und Wöbbelin überlebt haben. Am 13. April 1954 fertigt E. Öberg von der staatlichen Ausländerkommission gegen eine Stempelgebühr von 4 Kronen eine Bescheinigung aus, dass du am 18. 7.1945 durch Massnahmen der UN und des Roten Kreuzes von Deutschland nach Schweden gekommen bist und seit dem 24.9.1952 einen schwedischen Fremdenpass besitzt.

Deine erste eidesstattliche Versicherung trägt das Datum 13. November 1954 mit von Notarius Publicus Gunnar Nordin in Södertälje beglaubigter Unterschrift und gültig gemacht mit einer Gebührenmarke à 2 Kronen und einer Stempelmarke à 1 Krone. Ich finde nur eine Ungenauigkeit in dem eidesstattlichen Bericht über deinen Weg nach und von Auschwitz. Du schreibst, dass du am 2. Mai 1945 in Vebelin befreit wurdest. Es

muss Wöbbelin heissen. Ansonsten ist es ein kurzes, lakonisches Dokument. Nur eine maschinengeschriebene Seite. Lieber zu wenig als zu viel, offenbar. Du berichtest den Deutschen unter Eid sehr wenig. Sehr wenig, um darin irgendwelche Ungenauigkeiten zu finden. Nichts über Schäden oder Leiden oder verringerte Arbeitsfähigkeit. In Wirklichkeit gar nichts.

Glaubst du vielleicht, Auschwitz und Wöbbelin und die Liquidierung deiner Welt würden ausreichen?

Gegen Ende eine Andeutung, dass das Leben nicht so wurde, wie du dir das gedacht hattest. *Als der Krieg ausbrach, war ich Student in einer Textilschule. Diese Tätigkeit habe ich in Schweden nicht fortsetzen können. Jetzt habe ich mich langsam zum Monteur heraufgearbeitet.*

Offenbar haben die deutschen Behörden weitere zusätzliche Informationen angefordert, beispielsweise eine beglaubigte Übersetzung des Ehestandszeugnisses ins Deutsche, vor allem aber eine eidesstattliche Äusserung von dir, in der du benennst, welche körperlichen Schäden und Leiden dir vom deutschen Staat zugefügt wurden und für welche du nun Wiedergutmachung beantragst. Darum geht es schliesslich, um nichts anderes. Ich verstehe sehr gut, warum du so lange wie möglich deine Schäden und Leiden nicht benennen willst, aber die Wiedergutmachung besteht auf Wörter für alles, auch für das, wofür es keine Wörter gibt, jedenfalls keine Wörter, die die Sprachverwirrung auflösen.

Also benennst du am 27. August 1956 mit deutschen Worten deine Schäden und Leiden.

*Kurze Schilderung des Verfolgungstatbestandes unter Darlegung der geltend gemachten Körperschäden.*

Für einen solchen Satz finde ich keine adäquaten schwedischen Worte.

Kurz ist es, wieder nur eine knappe Seite. Im Ghetto warst du gezwungen, weit mehr zu arbeiten, als deine Kräfte dir das gestatteten, schreibst du. Im Ghetto wurdest du von einem SS-Mann schwer misshandelt, schreibst du. In Vechede bei Braunschweig wurdest du gezwungen, sehr hart zu arbeiten, und warst sehr hungrig und schwach, schreibst du. Als du eines Morgens nicht aufstehen konntest, wurdest du als Simulant bezeichnet und mit Gewalt zur Arbeit geschleppt, schreibst du. Über Auschwitz schreibst du nicht mehr, als dass man dich eingeliefert und ausgeliefert hat. Über Wöbbelin (wieder Vebelin, niemand korrigiert dich, der Name des Lagers steht bereits im Begriff, aus den Annalen gelöscht zu werden) nur, dass du sehr krank warst, als man dich befreite.

Gegen Ende gleichwohl der Versuch, dauerhafte Schäden durch die Verfolgung des deutschen Staates nachzuweisen: «Seit meiner Ankunft in Schweden befinde ich mich in ärztlicher Behandlung. Ich leide noch immer unter Kopfschmerzen und bin im Übrigen so nervös, dass es mir häufig schwerfällt, zur Arbeit zu gehen. Meine Arbeitsfähigkeit ist herabgesetzt, weil ich oft schwach und müde bin.»

Auch deine Worte scheinen mir schwach und müde. Nicht viel, worin man Ungenauigkeiten entdecken könnte. Auch nicht viel anderes. Was gibt es zu sagen? Du lebst, während alle anderen tot sind. Äusserlich siehst du völlig gesund aus, geradezu sehr gut, so weit das Auge reicht, keine körperlichen Schäden, was gibt es also zu sagen, das

nicht Gefahr läuft, als Ungenauigkeit oder Widersprüchlichkeit gewertet zu werden und dich als Lügner und Betrüger darzustellen?

Ich glaube, dass du selbst erkennst, wie wenig du eigentlich sagst, oder jemand weist dich darauf hin, weshalb du zur Untersuchung bei Dr. Lindenbaum ein beglaubigtes Attest von Dr. J. Lando in der Tegnergatan 13 in Stockholm mitbringst, der bestätigt, dass du ihn seit mehreren Jahren wegen schwerer Kopfschmerzen und schweren Depressionszuständen konsultierst, die auf deine Erfahrungen als Gefangener eines Konzentrationslagers zurückgeführt werden können. «Ich habe den Patienten für längere Zeitabschnitte krankgeschrieben und beurteile seine Arbeitsfähigkeit als zu mindestens 50 Prozent reduziert», attestiert Dr. Lando.

Also endlich eine Ziffer für deine Schäden und Leiden.

Dr. Lindenbaum lässt sich wenig beeindrucken. Oder anders, auf Dr. Lindenbaum machst du einen gesunden Eindruck. Die Kopfschmerzen begründet er mit der Gehirnerschütterung in der Fabrik und die Schlaflosigkeit und Rastlosigkeit mit gar nichts. Zumindest lassen sich keinerlei funktionsmindernde «psychischen Defekte» an dem Patienten feststellen.

«Es steht ausser Zweifel, dass der Patient seine Beschwerden übertreibt», schreibt Dr. Lindenbaum. «Man hat auch den Eindruck, dass er alles versucht, Nachforschungen in seinen Antezedentia zu verhüten.»

Dr. Lindenbaum macht sich nicht die Mühe, diesen Eindruck zu untermauern. Auch nicht den «Gesamteindruck», der lautet:

«Pat. scheint im Gegensatz zu den weitaus meisten seiner Leidensgenossen die Internierung im KZ ohne nachhaltige Folgen für seine Gesundheit überstanden zu haben. Die Symptome einer Psychoneurose, die der Patient vorgibt, stehen heute nicht mehr einwandfrei in irgendwie ursächlichem Zusammenhang mit einem Schaden, der im KZ erworben wurde.»

Dr. Lindenbaum schreibt nicht ausdrücklich, dass du Simulant bist, auch nicht, dass du ein Lügner oder Betrüger seist. Er schreibt, deine Krankheit sei hervorgerufen von deiner Forderung nach Wiedergutmachung. Für eine derartige Krankheit verfügt das deutsche Vokabular Dr. Lindenbaums über eine eigene Bezeichnung: *Rentenneurose*.

«Die Krankheit ist in dieser Hinsicht als Rentenneurose aufzufassen.»

Soweit ich verstehe, schreibt Dr. Lindenbaum, du bist krank, weil du eine Wiedergutmachung erhalten willst, nicht weil du Auschwitz überlebt hast. Gäbe es nicht diesen Drang nach Wiedergutmachung, wärest du mit anderen Worten völlig gesund. Die Beeinträchtigung deiner Arbeitsfähigkeit als Folge von Auschwitz beziffert er ab dem 1.1.1948 mit 0 Prozent. Wie Dr. Lindenbaum zu diesem Datum kommt, geht nicht aus dem Gutachten hervor. Auch nicht, wie er feststellen kann, dass deine Arbeitsfähigkeit im Jahre 1945 um 100 Prozent, 1946 um 60 Prozent und im Jahre 1947 um 30 Prozent herabgesetzt war.

Ab 1948 giltst du als von Auschwitz usw. genesen mit 0 Prozent.

Auf der Grundlage von Dr. Lindenbaums Gutachten wird dein Antrag auf Wiedergutmachung von bleibenden Schäden

aufgrund von Verfolgungen durch den Nationalsozialismus abgelehnt.

Ich bin kein Kleinkind mehr. Im Sommer 1957 werde ich in ein jüdisches Ferienlager auf Vaddö nördlich von Stockholm geschickt und gewöhne mich daran, von zu Hause fort zu sein. Ja, auch daran, dass du nicht zu Hause bist. Nach dem unverkäuflichen «Piccolo» und dem nicht gebauten Eigenheim in Vibergen und der angezweifelten Wiedergutmachung und dem abgeleisteten Militärdienst kommst du häufig spät heim, manchmal überhaupt nicht. Eines Abends, als du zu Hause bist, gehen wir ins Freie und halten nach dem Sputnik Ausschau, finden ihn aber nicht. Der Sputnik soll aussehen wie ein Stern und sich rasch über das Himmelsgewölbe bewegen, und du hast dich informiert, wann und wo man genau suchen muss, aber wie sehr wir auch Ausschau halten, wir sehen ihn nicht. Während wir Ausschau halten, erklärst du, wie man den Sputnik von der Erde hinaufschiessen kann, ohne dass er wieder herunterfällt. Das hat mit der Abschussgeschwindigkeit zu tun. Der Sputnik muss mit einer Geschwindigkeit von elf Kilometern in der Sekunde hinaufgeschossen werden, sonst fällt er wieder herunter.

Der Geschwindigkeitsmesser des Volkswagens misst bis zu hundertzwanzig Kilometer in der Stunde, der Zeiger kommt nicht einmal bis dorthin.

Als ich schliesslich sehe, wie sich der Sputnik dort oben bewegt, bist du nicht dabei. Ich glaube, Bertil ist dabei, und auf

dem Boden liegt Schnee, und wir sind eigens ins Freie gegangen, um ihn zu sehen.

Mit dir sehe ich die Sonnenfinsternis von 1954 durch einen entwickelten, aber unbelichteten Filmstreifen – doch das ist ein ganz anderer Erinnerungssplitter.

1957 befreit sich der Sputnik von der Anziehungskraft der Erde, und du unternimmst Versuch um Versuch, dich von der Anziehungskraft der Fabrik zu befreien. Jedenfalls will ich so weit später die langen Abende und die Reise nach Stockholm zum Haus mit dem Aufzug und die Namen in der Nacht und die handschriftlichen Entwürfe von Geschäftsvereinbarungen verstehen, die ich unter deinen Papieren finde und die festlegen, dass du als Reiseverkäufer für eine Firma arbeiten sollst, die japanische Kameras der Marke Taron importiert, und dass es dir unter Androhung einer Konventionalstrafe von 50'000 Kronen verboten ist, Aussenstehenden Geschäftsgeheimnisse der Firma zu offenbaren. Japanische Kameras sind billig und haben einen schlechten Ruf, und der Vertragsentwurf wurde makuliert. Du kannst deinen eigenen handgeschweissten «Piccolo» für 55 Kronen inklusive Fracht und Rückgaberecht nicht verkaufen, wie sollst du da billige japanische Kameras mit schlechtem Ruf verkaufen können?

Gibt es weitere makulierte Vereinbarungen? Weitere Häuser mit Aufzügen in Stockholm?

Weit später verstehe ich, dass du immer wieder einen Anlauf unternimmst, um den Horizont zu erreichen, und jedes Mal wieder zu Boden stürzt.

Vielleicht müsste ich schon jetzt verstehen oder mich wenigstens ein wenig dafür interessieren, ich bin schliesslich kein

Kleinkind mehr, für mich aber öffnet sich ohne den geringsten Anlauf ein Horizont nach dem anderen, und meine Welt löst sich unerschütterlich von deiner, und nur mit Mühe rufe ich mir das Gefühl von jenem Tag zurück, an dem du früher als üblich nach Hause kommst und wir hinunter zum Aussenhafen gehen, um festzustellen, ob ein russisches oder polnisches Schiff eingetroffen ist, wo du jemanden findest, mit dem du dich unterhalten und vielleicht verstohlen eine Flasche Wodka kaufen kannst, aber du unterhältst dich mit niemandem, auch nicht mit mir. Schweigend gehen wir den Kai entlang und bleiben nicht an dem polnischen Schiff stehen, das seine Kohlenladung löscht, oder ist es vielleicht Koks, auch nicht am Hafenkran, der auf seinen breitknöchigen Schienenbeinen vorbeiquetscht, mit einer grauschwarzen Baggerschaufel, die über unseren Köpfen baumelt, zuerst weit offen wie ein Krokodilmaul, dann fest um ihre Beute geschlossen. Ich versuche, etwas zu sagen, vielleicht habe ich Angst, aber ich fühle sehr deutlich, dass du dich anderswo befindest. Ich fühle das durch deine Hand, die meine festhält, das Gefühl dringt ein in den Körper und versteckt sich dort, in der Erwartung, dass es von einem engbeschriebenen Luftpostbrief auf Polnisch wiederbelebt wird oder durch einen Brief mit flüchtigen, nach links geneigten Buchstaben auf Schwedisch oder einem Arztgutachten auf Deutsch oder einem annullierten Vertragsentwurf oder nur von der lebhaften Phantasie eines Menschen, der um jeden Preis einen Erinnerungssplitter oder zwei ausgraben möchte, um sie zu einem Bericht zusammenzufügen.

Umso leichter vergegenwärtige ich mir das Gefühl der feuchten Hand Esthers in meiner Hand auf dem Spielhausfest am Dampferanleger und von Ingers heisser Wange an meiner beim letzten Tanz im Speisesaal und von Anitas Zunge, die meine berührt, als wir auf dem Heimlichen Berg in den Kasematten der Küstenjäger «Russische Post» spielen. Inger ist ein wenig älter als ich und gestattet mir eines Abends, die Hand auf ihre Brust zu legen. Ja, nicht direkt auf die Brust, sondern auf den Pullover über dem steifen BH, der sich darunter abzeichnet. Es muss einer der letzten Sommer im Ferienlager sein, und die hellen Abende sind gesättigt von klopfenden Erwartungen und verstohlenen Blicken und den schwellenden Hinterteilen der Ardenner Pferde auf der Koppel unterhalb des Stalls, und der Körper spricht eine Sprache, die ich nicht verstehe, die mich jedoch unerschütterlich in eine weitere Welt zieht, die ich entdecken und mir aneignen muss.

Anita ist im letzten Sommer, wenn ich nachdenke.

Über den letzten Sommer muss ich am allerwenigsten nachdenken, um mich erinnern zu können.

Weit später lese ich in einer schwedischen medizinischen Fachzeitschrift (*Läkartidningen* Nr. 40, 2005), «dass es keinerlei wissenschaftliche Studien gibt, die die Hypothese sogenannter Versicherungsneurosen bestätigen». Im Gegenteil, so beweisen andere Studien, dass «die Beschwerden nach der Versicherungsregulierung anhalten».

Deine Beschwerden halten an. Jedenfalls bezeugen das Arzt

für Arzt, auch nachdem die Versicherungsregulierung abgeschlossen ist und du nach der Diagnose Dr. Lindenbaums wieder gesund und arbeitsfähig sein müsstest. Stattdessen Anzeichen einer Verschlimmerung, als sich die verweigerte Wiedergutmachung in dein Leben hineinfrißt und es vergiftet. Wenn du vor der Begegnung mit Dr. Lindenbaum nicht an einer «Versicherungsneurose» leidest – danach ist das der Fall. Danach wächst die Frage der Wiedergutmachung zu etwas Grösserem als zu einer Versicherungsfrage an, letztlich zu einer Frage auf Leben und Tod. Ich weiss, dass das pathetisch klingt, und ich meine es nicht wörtlich, unstrittig ist aber, dass Dr. Lindenbaum mit seinem Gutachten ein schweres deutsches Torpedo in das fragile Fundament deines Überlebens geschossen hat. Jetzt musst du nicht nur mit Auschwitz und der Liquidierung deiner Welt leben, sondern auch mit dem Gutachten von Dr. Lindenbaum.

«Es steht ausser Zweifel, dass der Patient seine Beschwerden übertreibt.»

Daher stellst du einen neuen Antrag, um das Gutachten von Dr. Lindenbaum, falls möglich, aus deinem Leben auszuradiieren. Dieses Mal weisst du, dass ein deutscher Vertrauensarzt ein Feind ist, der mit allen Mitteln besiegt werden muss. Du bewaffnest dich also mit neuen Zeugenaussagen und neuen Dokumenten und neuen Arztattesten, und die Stempelgebühren beim Notarius Publicus häufen sich. Du bist auch bereit, mit Ziffern gegen Ziffern anzutreten. In einer eidesstattlichen Erklärung vom 9. Februar 1957 bestätigst du, dass dein Vater Besitzer einer Baumwollweberei in der Sienkiewicza-Strasse 78 war, mit einem Lager in der

Pilsudskiego-Strasse 36, wo ihr auch «eine schöne Vierzimmerwohnung» hattet. Du gibst an, dass du im dritten Jahr an einem Textil-Gymnasium in Łódź studiert hast und im Begriff standst, die Ausbildung zum Textilingenieur fortzusetzen, als deine Welt in Stücke geschlagen wurde, und dass du nun die wirtschaftlichen Möglichkeiten zum Abschluss deiner Ausbildung haben möchtest, was dich von der physisch und psychisch belastenden Akkordarbeit in der Fabrik befreien würde.

Zugleich keine Illusionen mehr. Der Brief, den du am 8. Februar 1958 an Natek in Israel schreibst und in dem du ihm berichtest, was zur Überlistung des Feindes nötig ist, ist von einem berechnenden, fast zynischen Ton.

«Du darfst die Angelegenheit nicht zu leicht nehmen, ich habe hier mit einem Privatanwalt gesprochen, der Kontakte zu Schwindlern in Deutschland hat. Er nimmt 15% des Betrages, aber sie haben die Möglichkeit, eine solche Sache zu beschleunigen. Achte darauf, dass die Arztatteste erschöpfend genug sind. In Deinem Fall musst Du eine Entschädigung für Deine linke Hand beantragen. Du musst Dir eine von zwei Zeugen und eine von einem *notarius publicus* unterzeichnete Bestätigung beschaffen. Im Text der Erklärung musst Du auch angeben, dass Du Geige gespielt hast, und zwar sehr gut, und dass Du auf diesem Gebiet eine grosse Zukunft hattest, dass Deine Musikstudien noch nicht beendet waren usw.

Ausserdem musst Du zu einem Arzt oder zu zwei Ärzten gehen. Sie müssen die Beschädigung der Hand beschreiben und angeben, zu welchem Grad Du aufgrund der Beschädigung erwerbsgemindert bist, und das in Prozent, versuche es auf 75%

Erwerbsunfähigkeit zu bringen. Bei dem anderen Arzt musst Du Dir ein Attest beschaffen, dass Du aufgrund der Kriegserlebnisse an einer schweren Neurose leidest.

Jetzt habe ich Dich bestimmt mit dieser Geschichte gelangweilt, aber es ist in Deinem Interesse, und es ist schade, wenn einem das entgeht und man es ihnen schenkt.»

Auch ich möchte mit dieser Geschichte niemanden langweilen, darum berichte ich nicht, was Dr. Paul Lindner in seinem Ärztlichen Zeugnis vom 21. Mai 1959 sagt, mit Ausnahme des letzten Satzes: «Er ist dauernd, seit der Befreiung, 60% arbeitsunfähig.»

Ich weiss nicht, wie Dr. Lindner auf die Ziffer 60 Prozent kommt, aber sie unterscheidet sich zweifellos von der Ziffer 0 Prozent. Dr. Lindner überweist dich an Dr. E. Goldkuhl, der Chefarzt der Nervenlinik Langbro in Stockholm ist und am 13. Juni 1959 in einem Attest zum gleichen Ergebnis kommt:

«Nach meiner Auffassung muss die Erwerbsfähigkeit von Herrn Rosenberg als Folge einer chronischen Psychoneurose als zu 60 Prozent vermindert betrachtet werden.»

Am 5. Februar 1960 bestätigt der Oberarzt und Spezialist für psychische Erkrankungen Dr. Harald Rabe, dass du seit 11. Dezember 1959 «als aufgrund einer psychischen Depression zur Arbeit völlig unfähig» krankgeschrieben bist. Dr. Rabe findet auch einen bestimmten ursächlichen Zusammenhang zwischen den «Erlebnissen der Jahre 1939-45 und der Nervenerkrankung».

Am 3. Mai 1960 ein weiterer ärztlicher Bericht von Dr. Lindner.

Am 9. März 1960 ein weiteres ärztliches Attest von Dr. Goldkuhl.

Alle bestätigen ein ums andere Mal das Gleiche: Du bist krank aufgrund der Verfolgung, und deine Erwerbsfähigkeit ist wegen der Krankheit zu mindestens 60 Prozent verringert.

Am 10. Februar 1960 wird dein Antrag auf Wiedergutmachung von einem weiteren deutschen Vertrauensarzt, Dr. Herbert Lebram, überprüft, der deinen Fall ein weiteres Mal entscheidet:

«Bei der Beurteilung dieses Falles liegt eine völlige Divergenz in der Auffassung des vorhergehenden Vertrauensarztes und hinzugezogenen psychiatrischen Spezialisten vor, was zeigt, wie schwer eine gerechte Stellung bei derartigen, hauptsächlich subjektiv manifestierten Leiden einzunehmen ist. Es ist unmöglich, anhand der Angaben des Antragstellers mit Sicherheit etwas zu beweisen, insbesondere nicht, weil der Antragsteller – vielleicht aus Misstrauen – sich unwillig oder unvermögend zeigte, einen näheren Kontakt zu meinem untersuchenden Kollegen zu etablieren. Da ein Verfolgungsschaden – dauerhafte Verschlimmerung aufgrund konstitutioneller Psychoneurose – nicht mit Sicherheit zu beweisen ist, beurteile ich die Erwerbsminderung des Antragsstellers bis 1955 mit 25% und danach mit 20%.»

Wie Dr. Lebram im Februar 1960 beurteilen kann, dass du zwischen 1955 und 1956 um fünf Prozenteinheiten gesundest, geht nicht daraus hervor. Ab 1956 einschliesslich beurteilt er dich jedenfalls als genau so gesund, wie es erforderlich ist, dass

Deutschland von der Pflicht befreit ist, dich für dauerhafte Schäden und Leiden als Folge von Auschwitz usw. zu entschädigen.

Am 4. November 1959 löst du dich von der Anziehungskraft der Fabrik und befindest dich auf Reisen in unwegsamem Wald. Du sollst keine importierten japanischen Kameras der Marke Taron verkaufen, sondern von irgendwoher importierte Bijouterien. Ich höre, wie das Wort Bijouterien einige Male erwähnt wird, halte mich aber nicht damit auf und verstehe erst weit später seine Bedeutung. Bijouterien ist ein feineres Wort für Schnickschnack oder billigen Schmuck. Du, der keinen selbstgeschweissten Gepäckträger von höchster Qualität verkaufen kann, ja, wenn ich nachdenke, eigentlich überhaupt nichts sonderlich gut verkaufen kann, sollst in deinem schwarzen Volkswagen in Schweden herumfahren und Bijouterien an lokale Schmuckläden verkaufen, oder welche Geschäfte auch immer Bijouterien im Sortiment haben.

Das ist natürlich nicht deine Idee, ebenso wenig wie die japanischen Kameras deine Idee sind.

Deine Idee, die immer mehr zur fixen Idee wird, ist, kurz gesagt, um jeden beliebigen Preis von der Fabrik loszukommen.

Die Bijouterien sind die Idee der Gebrüder Rosenblum.

Die Gebrüder Rosenblum kennst du aus dem Ausländerlager Oreryd.

Mich verblüfft, dass du nach Oreryd zurückkehrst, um weiterzukommen.

Mich verblüfft, dass es nirgendwo in der kleinen Stadt mit der grossen Lastwagenfabrik jemanden zu geben scheint, der es versteht, deine brennenden Ambitionen aufzufangen und ihnen jene zusätzliche Tragkraft zu verleihen, die sie benötigen, damit die Schussgeschwindigkeit hoch genug ist und der Horizont sich öffnet und das Überleben in ein Weiterleben übergeht.

Ich weiss nichts über den Weg von Mordka und Zalman Rosenblum nach Schweden. Ich weiss nur, dass sie zusammen mit dir und Natek aus dem Quarantänelager in Lund in das Ausländerlager in Oreryd überwiesen werden und von dort in das Ausländerlager Tappudden-Furudal und dass sich eure Wege anschliessend trennen. Ich weiss auch nicht, wann und wo sich die Gebrüder Rosenblum von ihren Fabriken lösen und ihre Grosshandelsfirma für Bijouterien eröffnen.

Denn so ist es schliesslich, die meisten Überlebenden müssen sich mit einer Fabrik abfinden oder von ihr befreien, weil Überlebende hauptsächlich zur Fabrikarbeit oder Ähnlichem geeignet zu sein scheinen. Fabriken benötigen bestimmt auch Hollerithkartenoperatoren oder Maschineningenieure und Leute, die geniale Gepäckträger oder was auch immer erfinden, aber für solche wie euch öffnet sich der Horizont nicht so leicht. Der Horizont, der sich am leichtesten öffnet, ist eine eigene Firma irgendeiner Art, ein Tabakladen, eine Schneiderei, eine Wäscherei, eine Konditorei, eine Importfirma, eine Grosshandlung, ja sogar eine eigene Fabrik. Auch du versuchst zweifellos diesen Weg und hast, wie ich sehe, sehr hohe Ziele, eine ganz eigene Fabrik, genau wie Grossvater, und ein eigenes Haus, genau wie in Łódź,

aber aus irgendeinem Grund verlierst du den Mut und das Tempo. Vielleicht sagt mancher, deine Ziele sind zu hoch gesteckt, eine eigene Fabrik und ein eigenes Haus seien nichts für solche wie euch, ich aber würde sagen, dass du lediglich viel zu einsam in einer viel zu kleinen Stadt mit einer viel zu grossen Lastwagenfabrik bist.

Viel zu einsam, um aus eigener Kraft weiterzukommen.

Von den Brüdern Rosenblum finde ich nur Zalman, Zalman ist der Name, den ich auf den Transportlisten aus Oreryd und Tappudden finde, aber der Name, an den ich mich erinnere, ist Zygmunt. Onkel Zygmunt. In der Welt nach Oreryd schreibt man das Sigmund oder Sigismund, genau wie man Rosenblum mit s schreibt und nicht mit z. Onkel Zygmunt ist fast fünfzehn Jahre älter als du und hat eine Brille mit dünnem Gestell und sieht eher aus wie ein Schullehrer als wie ein Reisender in Bijouterien, und ich erinnere mich nicht nur wegen dem, was später geschieht, an ihn, sondern weil er mich ansieht und mit mir spricht. Ich glaube auch nicht, dass man dir in erster Linie wegen deines Verkaufstalents die Übernahme von Onkel Zygmunts Verkaufsbezirk in Süd- und Westschweden anbietet. Ich glaube, dazu kommt es, weil Onkel Zygmunt mehr sieht und versteht als die meisten anderen.

Was dann geschieht, ist, dass Onkel Zygmunt tödlich verunglückt.

Das passiert nach deiner ersten Woche als Reiseverkäufer für Bijouterien. Du kommst spät am Freitagabend nach Hause, und ich kann erst einschlafen, wenn du nach Hause gekommen bist, und am Samstagmorgen ist Onkel Zygmunt tot. Das Telefon

klingselt, und du hebst ab, und ich verstehe, dass etwas Furchtbares geschehen ist.

Weit später erkenne ich, dass du genau an diesem Morgen aufgibst. Du hast die Fabrik verlassen und befindest dich in unwegsamem Wald, und wieder bist du viel zu einsam, und die Dunkelheit senkt sich herab. Einmal in Bewegung reist du noch einige Wochen, und mir fällt es schwer, abends einzuschlafen, und ich träume, dass dein kleiner Volkswagen zerquetscht unter einem riesigen Fernlaster liegt, genau wie Onkel Zygmunts Volvo auf dem glänzenden Foto im braunen Umschlag auf der Kommode in der Diele. Aber am 15. Dezember 1959 bist du nachweislich wieder zu Hause und schreibst einen Brief an Natek, in dem du erzählst, was geschehen ist. Du wartest vier Wochen damit, zu erzählen, was geschehen ist, und als du es schliesslich tust, ist der Ton neutral, fast sorglos, und er hat auffallend falsche Untertöne. «Alles kommt in Ordnung, wenn man nur gesund ist», schreibst du auf Schwedisch, und auf Polnisch «zu Hause bei uns ist alles in bester Ordnung». Über mich schreibst du, dass ich «Gott sei Dank noch immer Anlass des Trostes und der Freude» bin, und über Lilian schreibst du, dass sie sich «Gott sei Dank wunderbar entwickelt». Über dich selbst schreibst du fast nichts. Du schreibst nur, dass du wieder zu Hause bist und dass du nach den Feiertagen sehen willst, was du in Zukunft machen wirst.

Am 13. Januar 1960 ein weiterer Brief an Natek. Du denkst noch immer darüber nach, was du in Zukunft machen wirst.

«Ich bin bis auf Weiteres zu Hause, eine andere Arbeit habe

ich mir noch nicht gesucht, ich ruhe mich ein wenig aus.»

«Göran und Lilian sind gesund und munter, Gott sei Dank.»

Fällt niemandem auf, wie krank du bist?

Mir fällt es nicht auf.

Auslandschronik der Lokalzeitung am 9. Januar 1960: «Mehrere hässliche antisemitische Zwischenfälle wurden in den letzten Wochen nicht nur aus Westdeutschland, sondern auch aus England und Holland gemeldet.»

Seite eins der Lokalzeitung desselben Tages: «Als Protest gegen die antisemitischen und neonazistischen Zwischenfälle veranstalteten in Westberlin Zehntausende Jugendliche einen Fackelzug. [...] Auf grossen weissen Transparenten, die von der Menschenmenge mitgeführt wurden, konnte man lesen ‚Gegen den Rassenhass‘, ‚Gegen den Antisemitismus‘ und ‚Keine Nazis an den Universitäten‘.»

Seite eins der Lokalzeitung am 27. Januar 1960: «Eine Verbesserung des Unterrichts über das wirkliche Wesen des Nazismus und die Methoden des Antisemitismus fordert die schwedische Schuljugend, die am Donnerstag mit acht Schülervertretungen Kultusminister Ragnar Edenman mit dieser Forderung konfrontieren wollen [...] [Eine gemeinsame Arbeitsgruppe] hat bei einer Überprüfung festgestellt, dass die politische Geschichte der dreissiger und vierziger Jahre in den modernen Schulbüchern äusserst mangelhaft behandelt wird.»

Seite eins der Lokalzeitung am 2. März 1960: «Gut geschmierte Schulmaschinerie bei Vabis. Jeder Beschäftigte hat die Chance, sich in seinem Fach fortzubilden.»

Kinoannonce der Lokalzeitung am 25. April 1960: «Langersehnte Paramount-Premiere. Danny Kaye und Louis Armstrong in *Die fünf Pennies*. Fließende Töne. Mitreissende Rhythmen. Lachsalve auf Lachsalve.»

Krankenblatt Nr. 2 00/60, angelegt am 26. April 1960: «[Patient] seit Dezember 1959 in progredierender Depression. Eingel. am 20.4. m. D. [mit Diagnose] Neurose ins Ulvsunda Hospit. Versuchte sich bereits vor Einschreibung zu ertränken. Verlegt in Zentral-Laz., mit Tracheotomie und Respirator wiederbelebt.»

Brief von Mama an Onkel Natek am 29. April 1960:

«Viele Male wollte ich Dir schreiben, hatte aber das Gefühl, ich hätte nicht das Recht, Dich so zu beunruhigen. Nun hat David selbst an Dich geschrieben, dass er nach so vielen misslungenen Versuchen, sich von der Fabrik loszureissen, psychisch zusammengebrochen ist. Nach dem Unglück mit Rosenblum begann sich sein nervlicher Zustand zu verschlechtern und ging in eine Depression über. Er konnte nachts nicht mehr schlafen, und die Medizin wirkte nicht mehr, und er war eine Zeitlang *krankgeschrieben* [schwedisch]. Um seine Unruhe zu überwinden, wollte er unbedingt wieder arbeiten, wenn auch nur vorübergehend, weil er noch immer andere Pläne hatte. Also ging er zurück zu Scania-Vabis, obwohl er dorthin ging wie zu seinem eigenen Todesurteil, und das Ganze führte zu einer Reaktion bei ihm, die ich niemals im Leben hätte voraussehen können. Er verlor jedes Selbstvertrauen, und sein Zustand liess sich mit einer normalen

ärztlichen Behandlung nicht mehr verbessern. Gott weiss, dass ich dies mit schwerem Herzen mitteile, vielleicht sollte ich es nicht tun, aber Du bist schliesslich sein einziger Bruder. So wurde David zur Behandlung am 19.4. ins Krankenhaus aufgenommen, und am 20.4., als ich hinfuhr, um ihn zu besuchen (David ist am Leben und wird gesund werden), traf ich ihn nicht an, da er sich nach einem misslungenen Selbstmordversuch in einem kritischen Zustand befand. Er ist ins Wasser gegangen. Das Personal hatte es entdeckt und ihn nach 15 Minuten herausgezogen. Jedoch hatte er viel schmutziges Wasser aufgenommen. Nach zwölf Stunden kam er wieder zu Bewusstsein, und sein Zustand war äusserst bedrohlich. Er lag drei Tage am Respirator, was ihm teilweise das Leben rettete. Sein physischer Zustand veränderte sich rasch wieder zum Normalen, aber die Unruhe blieb lange. David liegt nun im Lazarett, aber sobald er seine physische Gesundheit wiedergefunden hat, wird er in eine psychiatrische Klinik verlegt. Vermutlich wird man ihn mit sog. Elektroschocks behandeln, was, wie wir hoffen wollen, ein positives Resultat erbringen wird. Die Kinder wissen davon nichts, auch keiner unserer engsten Bekannten. Ich tue das David zuliebe. Für mich ist es so schwer wie noch niemals zuvor im Leben, aber da es nun einmal so ist, muss ich stark sein, um nicht zusammenzubrechen.»

Mit wem sehe ich *Die fünf Pennies*, wenn nicht mit dir?

Ich erinnere mich, dass es mit dir war, auch wenn ich weit später begreife, dass es nicht mit dir gewesen sein kann.

Nein, die Kinder dürfen nichts erfahren. Die Kinder haben ganz mit sich zu tun. Die Bruchstücke der Erinnerungen sind wenige, und sie sind fest hineingetreten in Dunkel und Schweigen. Dein stummer Rücken an einem kalten Wintertag auf dem Weg zum Strandbad. Der Mantel mit dem Fischgrätmuster flattert um deine Beine und hängt dir schwer auf den Schultern. Du willst allein gehen, aber ich bitte darum, mitkommen zu dürfen. Warum gehen wir im Winter zum Strandbad? An einem frühen Morgen im Frühsommer im Sommerhäuschen von Tante Ilona und Onkel Birger an einer Ostseebucht südlich von Södertälje. Am Tag zuvor sind wir zusammen hinausgerudert, du und ich, und haben im Sund mit der Pilkrute Heringe gefangen. Eimer um Eimer Heringe haben wir gefangen, und du versprichst, dass wir am nächsten Tag wieder pilken, am nächsten Morgen aber stehst du sehr früh auf und ruderst ganz allein hinaus und kommst mit einem Zander zurück, den du in einen Eimer vor der Tür wirfst. Der Zander kann sich nicht strecken, sondern bewegt sich völlig gekrümmt langsam im Eimer hin und her. Nach einer Stunde schwimmt er mit dem Bauch nach oben. Am selben Nachmittag fahren wir zurück in die Ebereschenallee. Zum Abschluss in der Musikschule spiele ich die zweite Stimme in Vivaldis a-Moll-Konzert für zwei Violinen und Klavier.

Bestimmt warst du doch dort?

Jean Améry will bei denen, die Auschwitz überlebt haben, die Unversöhnlichkeit oder das Misstrauen oder die Rastlosigkeit

oder die Angst, den Boden unter den Füßen zu verlieren, nicht als krankhaft einschätzen. Jean Améry ist der Meinung, man solle die Welt, die weitergeht, ohne sich umzusehen, für krankhaft erklären, nicht die Überlebenden.

Leicht zu sagen für einen, der die Fähigkeit besitzt, sich eine eigene Welt zu schreiben.

Schwieriger für den, der feststellt, dass er die Welt gegen sich hat.

Wenn ich nachdenke, auch für Améry nicht so leicht, da er sehr wohl einsieht, wie einsam er ist mit seiner Unversöhnlichkeit und seiner Bitterkeit und seiner Unfähigkeit weiterzugehen, als sei nichts geschehen, und letztendlich selbst die Konsequenzen zu ziehen und sich das Leben zu nehmen. Vorher schreibt er ein Buch über Selbstmord, oder, wie er es nennt, den Freitod, in dem er betont, ein Leben in Demütigung und Hilflosigkeit könne es wert sein, beendet zu werden. Selbstmord kann ein Akt der Würde sein und nicht ein Akt der Resignation.

Er schreibt es nicht offen, aber er meint es so.

Ein Buch, dessen Lektüre bisweilen unangenehm ist, weil Améry so offensichtlich besessen ist von diesem Thema und mitunter krampfhaft Poesie und Philosophie daraus zu machen versucht, aber ich lese es, weil ich zu verstehen versuche, warum sich so viele Überlebende das Leben nehmen. Denn so ist es. Dreimal mehr Überlebende nehmen sich das Leben als Menschen im Allgemeinen. Als habe sich ein latenter Virus in solche wie dich verbissen und gibt sich plötzlich, ohne Vorwarnung, in einem handfesten Willen zu erkennen, sich das Leben zu nehmen.

Améry macht nicht viel Wesens um das Überleben in diesem Zusammenhang, auch nicht um sein eigenes, aber es ist unmöglich, auch dieses Buch nicht im Lichte seines Unvermögens und seiner Abneigung zu lesen, sich mit der Welt nach Auschwitz zu versöhnen. Jedoch verweigert Améry die Zustimmung, dass diese Unfähigkeit, dieser Unwille, wie nachfolgende Gefühle der Demütigung und der Hilflosigkeit, sich zu pathologischen Fällen entwickeln können, und es in den Fällen, in denen sie zu Selbstmord führen, auch sind. Ich kann Respekt vor Amérys Weigerung empfinden, sich wegen Auschwitz als krank diagnostizieren zu lassen, und vor seinen Versuchen, dem Selbstmord eine moralische Würde zu verleihen. Dies ändert aber nichts daran, dass er in meinen Augen als gerade so krank und beschädigt erscheint, wie ihr alle es seid.

Ihr, die ihr Auschwitz überlebt habt, seid alle beschädigt, ob man das sieht oder nicht und ob ihr das eingestehen wollt oder nicht. Einige von euch kommen mit ihren Beschädigungen besser zurecht als andere, und es gelingt ihnen, sich auf den Ruinen der alten Welt eine neue Welt zu errichten und zu sehen, wie alle möglichen Horizonte sich öffnen, und nach einiger Zeit kann niemand sehen oder auch nur ahnen, woher ihr kommt und was ihr mit euch tragt. Aber vor den Schatten ist keiner von ihnen sicher.

Für viele kommen sie im Leben später, als sie für dich kommen. Manchmal ganz am Ende, wenn die Geschwindigkeit sich unbeeindruckt verringert und es schwerer fällt, nicht stehen zu bleiben und sich umzusehen.

Ich versuche zu begreifen, warum deine Schatten so früh kommen, aber ich finde nicht viel, was ich verstehen könnte.

Du steigst auf deinem Weg von Auschwitz einfach an der falschen Station aus.

Ja, ich glaube, letztlich spielt der ORT hierbei eine Rolle.

Es ist ein zu kleiner Ort für solche wie dich, mit zu wenigen Menschen, die verstehen, woher du kommst und was du mit dir trägst, mit einer Fabrik, die zu gross ist und zu dominant, als dass man sich von ihr befreien könnte, mit zu wenigen Ausgängen zu einer anderen Freiheit als der bereits abgesteckten und mit einem Horizont, der sich niemals richtig öffnen will.

Der Ort, an dem ich mir meine Welt aneigne, ist auch der Ort, an dem die Welt dir den Rücken zukehrt.

Heimat wird er für dich nie.

Nicht so wie für mich.

Ich glaube, die Heimatlosigkeit ist eine unterschätzte Hölle für solche wie dich.

Die Heimatlosigkeit und die Sprachverwirrung.

Das eine hängt mit dem anderen zusammen.

Zu Hause zu sein heisst, verstanden zu werden, ohne viel sagen zu müssen.

Ich glaube, kein Ort kann jenen Ort ersetzen, an dem wir zum ersten Mal Worte finden für die Welt und sie mit anderen Menschen teilen und sie uns aneignen. Ich weiss, dass manche meinen, ein solcher Ort liesse sich, gleichgültig wo und wann, aufs Neue errichten, aber ich glaube das nicht. Ich glaube, dass der Ort, der uns geformt hat, uns weiterformt, auch wenn wir ihn verlassen haben und anderswo heimisch geworden sind. Oder anders, wir können anderswo nur heimisch werden, wenn eine Ver-

bindung mit dem Ort, den Menschen und der Sprache, die uns geformt haben, fortbesteht.

Für solche wie dich aber gibt es keine solche Verbindung. Den Ort, der dich geformt hat, gibt es nicht mehr, auch nicht die Menschen und die Sprache, auch nicht die Erinnerung. Zwischen dir und der Welt, die du dir einmal angeeignet hast, erhebt sich eine Mauer des Schmerzes, die die Erinnerung nicht zu durchdringen vermag.

Darum musst du an einem Ort heimisch werden, an dem man dich, was du auch sagst, nicht versteht und wo du jeder Verbindung mit dem Ort beraubt bist, an dem du deine ersten Worte für die Welt fandst und nicht sonderlich viel sagen musstest, um verstanden zu werden. Was meine Definition von Heimat ist und ungefähr auch die Amérys: «Die Heimat ist die Landschaft der Kindheit und der Jugend», schreibt Améry. «Wer sie verloren hat, bleibt ein Verlorener, und habe er es auch gelernt, in der Fremde nicht mehr wie betrunken umherzutaumeln, sondern mit einiger Furchtlosigkeit den Fuss auf den Boden zu setzen.»

Für Améry ist seine Heimatlosigkeit von grosser Bedeutung. Er musste nicht nur miterleben, wie die Deutschen seine Heimat schändeten und liquidierten, sondern auch, dass die Deutschen diese Heimat für immer in einen fremden und feindlichen Ort verwandelt haben und die Welt somit für immer in einen Ort der Einsamkeit und der Verirrung. Vielleicht wird die Heimatlosigkeit Amérys dadurch verschlimmert, dass seine Sprache auch die Sprache der Täter ist, ich glaube aber nicht, dass der Unterschied zwischen dir und ihm so gross ist. Die Sprachverwirrung liegt nicht in der Sprache.

«Wie viel Heimat braucht der Mensch?», fragt Améry.

«Um so mehr, je weniger davon er mit sich tragen kann», lautet seine Antwort.

Eine Heimat kann bestimmt teilweise durch anderes ersetzt werden – Erinnerungen, Gegenstände, Düfte, Aromen, Träume, Hoffnungen, Versprechungen –, das aber setzt voraus, dass es irgendwann irgendwo einen Ort gegeben hat, der eine Heimat war.

Hat es keinen solchen Platz gegeben oder sind die Verbindungen mit ihm für immer zerstört und unterbrochen und man konnte nichts von dort mitnehmen, kann, so stelle ich mir vor, die Heimatlosigkeit schliesslich unerträglich werden.

Das Krankenhaus von Sundby liegt wie das Hospital von Ulvsunda an einem See. Es ist nicht direkt ein altes Schloss wie Ulvsunda, aber zweifellos ist es schlossartig: Eine Zeitlang war es im Land der meilenweiten Wälder und der zahllosen Seen nahezu eine Selbstverständlichkeit, schlossähnliche Bauten zu errichten oder zu erwerben für Schwachsinnige oder Behinderte oder Geistesranke oder wie man Menschen nannte, die in diesen Gebäuden für immer getrennt von der übrigen Gesellschaft verwahrt werden sollten. Das Krankenhaus Sundby, das im Januar 1922 eingeweiht wurde, liegt wie die meisten Nervenkliniken aus dieser Zeit naturnah eingebettet in einen grossen Park mit friedlichen Promenadenwegen, die von schattenspendenden Ahorn- und Lindenbäumen gesäumt werden.

Die therapeutische Überzeugung jener Zeit lautete, dass äussere Ruhe der inneren dienlich ist und dass die Nähe von offenem Wasser sich besonders ruhespendend auswirkt. Jedenfalls braucht man nicht sonderlich weit zu gehen, um über einen der Parkwege vom Hauptgebäude des Krankenhauses Sundby das Ufer des Mälarsees zu erreichen und von dort auf das ruhespendende Wasser zu schauen und auf dem gegenüberliegenden Ufer eines schmalen Sundes die idyllische Bischofsstadt Strängnäs zu sehen, die sich um die hochaufragende Domkirche in ihrer Mitte kauert. Zwischen Krankenhaus und Stadt gab es lange nur eine Fährverbindung, und die Gefahr, dass sich irgendein unseliger Geist irrtümlich unter die Normalbürger der Stadt verirrte, war deshalb gering. Ausserdem liess man die Unseligen nicht gerne unbeaufsichtigt. Der fürsorgliche Ehrgeiz war gross, ja geradezu feierlich, was unter anderem aus dem Bericht über die Einweihung des Hospitals von Strängnäs, wie es ursprünglich hiess, hervorgeht. Der Bericht findet sich in der Zeitschrift *Humanitet*, dem Organ des Schwedischen Hospital-Personalverbandes, und man erkennt sofort, wie wichtig die Einweihung einer schwedischen Klinik oder Nervenheilanstalt zu dieser Zeit war und dass sich damit Hoffnungen von fast epischer Natur verbanden:

«Die örtliche Presse bezeichnet die Anstalt als ein schönes Monument der *heitersten* und *hoffnungsvollsten* Seiten unserer Kultur. Nicht nur in der Anstalt selbst zeichnet sich dies ab, auch der Vergleich älterer Behandlungsmethoden mit denen, die in unserer Zeit auf diesem Gebiet angewendet werden, beleuchtet den humanen Geist der modernen Behandlung von Nervenkran-

ken deutlich. Mit Ereignissen wie diesem verbindet der moderne Mensch seine feste Hoffnung, wenn er angesichts so vieler anderer Phänomene unserer Zeit vor der Frage verzagen möchte, wie viel der so häufig zitierten Entwicklung tatsächlich auch einen Fortschritt der Menschlichkeit in sich birgt.»

Auch dies ist schliesslich eine Nachkriegszeit, fällt mir auf. Die Erinnerungen an eine unfassbare Gesellschaftszerstörung sind noch frisch, und die menschlichen Leiden sind noch spürbar, und der Bischof des Stiftes Strängnäs, Uddo Lechard Ullman, nimmt dies zum Anlass, etwas über die Einwirkung der Zeit auf die menschlichen Sinne zu sagen. Soweit ich verstehe, fragt er, ob nicht die Zeit verrückt sei. Er sagt es nicht so offen, und ich lese ja nur einen Bericht, aber nach diesem Bericht in der Februarausgabe 1922 der Zeitschrift *Humanitet* sagt Bischof Ullman, «dass in unserer Zeit das ganze Menschengeschlecht ein unüberschaubares Krankenhaus zu sein scheint, wo alle Mächte der Zerstörung und des Abgrundes sich verschworen haben, unsere Generation mit Jammer zu erfüllen. Eine schrill auftretende Gruppe in der nun herrschenden weltlichen Not verursacht jene Art von Leiden, für die diese grossartige Pflegeanstalt, in der wir uns in dieser Stunde versammelt haben, ein Zufluchtsort sein soll, wenn möglich auch eine Rettung oder zumindest eine Linderung.»

Am 26. April 1960 wirst du mit dem Krankenwagen vom Lazarett in Mörby in das Krankenhaus Sundby gebracht, um dort Rettung oder zumindest Linderung zu erfahren.

Das Krankenblatt vom selben Tag: «Zeigte nach dem Aufwachen motorische Unruhe und starke Angst, wankte im Korridor auf und ab. Weist im Gespräch das Bild einer klassischen Depression auf. Fühlt sich allgemein minderwertig, nicht lebenswert. Nach wie vor ernste Suizidgedanken.»

Keine Sprachverwirrung mehr. Für Zustände deiner Art verfügt die moderne Psychiatrie über ein wachsendes Arsenal ganz konkreter, eindeutiger Begriffe. Lergigan zum Beispiel, und Heminevirin und Truxal und Diminal Duplex und Catran und Elektroschocktherapie.

Der erste Elektroschock wird am 4. Mai eingesetzt.

Nach dem zweiten Elektroschock am 6. Mai: «Macht einen ruhigeren Eindruck, will aber nicht eingestehen, dass er sich besser fühlt.»

Nach dem vierten Elektroschock am 13. Mai: «Findet heute, dass ihm leichter zumute ist und dass die Behandlung gut wirkt.»

Nach dem fünften und sechsten Elektroschock am 17. Mai im Gespräch mit Oberarzt Segnestam im Krankenhaus Sundby: «Pat. luzid und organisiert, fröhlich und vergnügt, meint, wieder gesund zu sein [...] Wünscht sich, am 28. Mai nach Hause kommen zu können, wenn der Sohn, der Pfadfinder [?] ist, Geige spielen wird, was Pat. gerne erleben und anhören würde.»

Du sagst, dass du dem schwedischen Gesundheitswesen dankbar bist. «Vergnügt und dankbar.»

Am 21. Mai wirst du von der geschlossenen Station für Unruhige in die offene für Ruhige verlegt: «Vergnügt und dankbar.»

Am 23. Mai im Gespräch mit Oberarzt Segnestam: «Pat. tritt ruhig, gut und organisiert auf. Vergnügt und dankbar, dass es ihm so viel besser geht.»

Am 27. Mai: «Beurlaubung zu seiner Familie in Södertälje.»

Am 30. Mai: «Von der Beurlaubung zurückgekehrt ohne Anmerkung.»

Also habe ich es schwarz auf weiss, dass du dort bist! In einer der engen Stuhlreihen in der hohen Aula mit den gelben Klinkerwänden sitzt du, und bestimmt sitzen dort auch Mama und Lillian. Die Kommunale Musikschule Södertälje hat ihre jährliche Schülervorführung am 28. Mai 1960, und die Aula ist voller Angehöriger, und du hast um Urlaub gebeten von der schwedischen Nervenklinik, um mich Vivaldis Doppelkonzert in a-Moll spielen zu hören.

Ich verstehe nur nicht, wieso sich der Erinnerungssplitter nicht zeigen will.

Ich grabe und grabe, aber ich sehe dich nicht.

Ich sehe nur deinen Rücken, nicht dein Gesicht.

Nach dem Urlaub weitere Arztgespräche, ausführlich und bis in Einzelheiten in die Krankenakte eingetragen. Die schwedische Psychiatrie verwendet Zeit und Mühe auf dich. Du gibst dir ebenfalls Mühe mit der schwedischen Psychiatrie, vielleicht damit wirklich jemand zuhört. Das ist schliesslich die Aufgabe der in der Psychiatrie arbeitenden Ärzte, zuzuhören. Du machst dir auch die Mühe, von den neuen Hakenkreuzschmierereien auf der ganzen Welt zu berichten, die dich beunruhigen und in dir ein

Gefühl der Unsicherheit erzeugen, auch wenn du sagst, du seist dir bewusst, dass du in Schweden nichts zu befürchten hast. Du machst dir auch die Mühe, von dem Kältegefühl in den Knien zu erzählen, «und dass es sozusagen von oben aus dem Rückgrat kommt» und das gleiche Gefühl ist, das du hattest, bevor du nach Ulvsunda eingewiesen wurdest, und dass du darüber nachdenkst. Dass dir einige kleinere Ereignisse entfallen sind und dass du auf dem Weg nach Ulvsunda daran gedacht hast, dich vor die U-Bahn zu werfen, bevor du in den See gegangen bist, und dass du in den ersten Tagen auf der geschlossenen Station für Unruhige im Hospital Sundby nach stromführenden Kabeln gesucht hast und nach einem Heizkörper, den du zur Erdung berühren könntest, und nun nicht begreifst, wie du so etwas tun konntest, und dass dir die Schlaftabletten manchmal Juckreiz verursachen und es dir abends schwerfällt einzuschlafen.

Vor allem aber erzählst du vom Horizont, der sich nicht richtig öffnen will.

Von Rationalisierungen und der Zeitstudie und der Müdigkeit und der Missstimmung in der grossen Lastwagenfabrik.

Von der kleinen Stadt, die dir den Rücken zukehrt.

Von der nicht angetretenen Weiterreise.

Von der Notwendigkeit, Weiterreisen zu müssen. Wenigstens über die Brücke.

Krankenblatt vom 31. Mai 1960: «Pat. berichtet, es sei zu Hause während des Urlaubs sehr gut gegangen und er sei glücklich gewesen, nach Hause kommen zu dürfen.»

Luftpostbrief aus Strängnäs vom 31. Mai 1960:

«Liebster Natek! Sobald Du diesen Brief bekommst, musst Du mit etwas Gutem anstossen und *ein für alle Mal damit aufhören, mich Dir als Kranken vorzustellen*. Den furchtbaren schwarzen Albtraum haben wir nun hinter uns. Ich sehe jetzt wunderbar aus (sonnengebräunt und wohlgemäset), und das Allerwichtigste – ich fühle mich wie in alten Zeiten, und ich kann mich nicht genug des Lebens erfreuen. Die letzte Behandlung habe ich vor 1 V2 Wochen erhalten, und ich bin jetzt in der Abteilung für Rekonvaleszenten, wo ich die Zeit zur Ruhe, zu Spaziergängen in der schönen Umgebung, zum Lesen und zu verschiedenen Sportarten nutze. Am allermeisten genieße ich das Lesen, denn ich habe nicht geglaubt, dass ich jemals wieder lesen würde. Der Oberarzt – ein wunderbarer Mensch – ist sehr zufrieden mit mir. Während der ersten Tage meines Krankenhausaufenthalts sagte er, in einigen Wochen würde ich ein neuer Mensch sein, und es ist mir gelungen, daran zu glauben. Als ich letztthin mit ihm gesprochen habe, habe ich ihm zu verstehen gegeben, dass ich ihm und den anderen Ärzten und den Schwestern gegenüber ein schlechtes Gewissen habe, weil das, was sie mir sagten, zum einen Ohr herein und zum anderen wieder hinaus ging. [...] Jetzt kann ich das alles nicht verstehen. Ich sprach mit mir selbst – du hast doch alles, was ein Mensch sich wünschen kann, eine Frau, die deinen Schmerz lindert, Kinder, die dich lieben und so wohlgeraten sind, und alle vergöttern dich so. Einen Sohn, der dir nur Freude bereitet und sich danach sehnt, mit seinem Vater zu sprechen, einen lieben Bruder, dich sollte doch nichts bekümmern. Schüttele alles ab!!! Nichts hat geholfen – ich wollte leben und

gesund sein, aber ich habe gefühlt, dass ich nie mehr zu meinem früheren Ich zurückkommen könnte. Ich will nicht mehr über diese albraumartige Zeit schreiben, wenn wir uns einmal sehen, werde ich davon erzählen. [...] Es tut mir nur leid um Dich, weil Du Dir so viele Sorgen machen musstest. Am 28. Mai ist Göran mit der Musikschule aufgetreten – aus diesem Anlass bekam ich vom Oberarzt drei Tage Urlaub. Du kannst Dir vorstellen, was zu Hause los war. Einen solchen Festtag hatten wir noch nie. Dass die Wogen der Freude hochschlugen, wäre noch untertrieben. Göran hat mich fast erstickt, und Lilian hat mich geküsst und umarmt, was in ihrem Fall nicht jeden Tag vorkommt. Sie ist in dieser Hinsicht wie Assa – eine Umarmung und ein Kuss auf den Mund sind fast unmöglich. Hala konnte nicht genug über mein Aussehen staunen – mein sonnengebräuntes, gesundes Aussehen. Und die Stimmung war wie in alten Zeiten. Göran war glücklich, weil ich zur Vorführung kam. Er hat sich auf diesen Auftritt vorbereitet wie noch nie zuvor und sagte zu mir, es wäre überhaupt nicht so schön, ohne Papa. [...] Hier im Krankenhaus werde ich noch einige Tage bleiben, und ich bin sicher, dass ich nächste Woche für immer nach Hause fahre.

Ich danke auf das Herzlichste für die Geburtstagsgeschenke, mehr als begeistert über den Schlips, ich trage ihn bereits.

Herzlichste Grüße und viele Küsse

David.»

Krankenblatt vom 3. Juni: «Etwas nervös, aber bei gutem psychischem Gleichgewicht, fühlt sich in ‚angenehmem‘ Zu-

stand. Nach wie vor manchmal das Gefühl, dass kalte Luft um ihn herumweht, auch dies erheblich reduziert. Gutgelaunt, will gern leben, findet, das ist schön. Denkt klar. Fühlt sich ruhig. Probeweise entlassen.»

Krankenblatt vom 10. Juni: «Pat. von allein ins Krankenhaus zurückgekehrt. Sagt, dass er in den letzten Tagen wieder unruhig und ängstlich wurde. Gefühl von Zucken in den Beinen. Bei der Aufnahme ruhig und organisiert, wird später zunehmend ängstlicher.»

Krankenblatt vom n.Juni: «Möchte am Nachmittag gern spazieren gehen. Obwohl sich im Gespräch keine suizidalen Tendenzen zeigten, darf der Patient die Abteilung bis auf Weiteres nur in Begleitung von Personalangehörigen verlassen.»

Hier irgendwo erschöpft sich die Wirkung der schwedischen Psychiatrie für deinen Teil.

Die Dosis aller möglichen Medikamente wird erhöht, aber die Wirkung bleibt aus.

Die Aufzeichnungen zunehmend rhapsodischer und lakonischer.

Krankenblatt vom 10. Juli: «Besuch der Ehefrau. War sehr glücklich und dankbar für den Besuch.»

Krankenblatt vom 14. Juli: «Gem. Nachtschwester ungefähr 4 Std. unruhiger Nachtschlaf. Bedrückt und nervös, fragt unaufhörlich nach dem Medikament und seiner Wirkung. Appetit nicht gut. Gibt an, es gehe ihm viel schlechter als zu Beginn der Kur. Pat. sehr wetterabhängig. Pat. aufgrund seines derzeitigen Zustandes sehr im Zweifel wegen eines Urlaubs um den 20. Juli

(der Sohn soll in ein Sommerlager fahren). Klagt darüber, dass er das Interesse an allem verloren hat.»

Krankenblatt vom 19. Juli: «Noch immer bedrückt, grübelt, schlechter Schlaf.» Verstärkte Dosis von Truxal, Catran, Diminial Duplex, Pentymal.

Krankenblatt vom 22. Juli morgens: «Ungefähr 2 Stunden Schlaf während der Nacht nach Medikamentenverordnung. Fühlt sich rastlos und unruhig. Möchte El.behandlung, um aus der schweren Periode herauszukommen.»

Krankenblatt vom 22. Juli nachmittags: «Am Vorm, teilen Patienten mit, dass Pat. im See liegt. Alarm wird unmittelbar ausgelöst. Dr. Sandelin und Aufseher Uddén als Erste vor Ort, sobald Pat. an Land gebracht ist Einleitung künstlicher Beatmung. Per Auto Transport des leblosen Pat. zur Apotheke, dort Fortsetzung der Wiederbelebungsversuche für 1½ Stunden. Polizeiliche Anzeige des Todesfalles vorgenommen. Meldung gern. § 34 bei Medicinalstyrelsen. Tod.»

So gelingt es den Schatten, dich einzuholen und zu töten. So verstehe ich es. Die Schatten töten nicht alle, die sie jagen, dich aber töten sie schliesslich. Die schwedische Psychiatrie sieht das nicht und schreibt «Krankheitsursache: endogen», was bedeutet, dass die tödlichen Schatten von innen gekommen sind.

Aber die Schatten, die dich töten, kommen nicht von innen.

Sie kommen von aussen, sie holen dich ein, und sie versenken dich ins Dunkel.

«Krankheitsursache: exogen» hätte ich geschrieben, wäre ich Arzt der schwedischen Psychiatrie gewesen. Oder Vertrauensarzt in der deutschen Bürokratie.

«Krankheitsursache: Ausschwitz etc.» hätte ich geschrieben.

Du selbst schreibst auf einer ungestempelten Leihkarte der Krankenhausbibliothek. Du beschreibst mit Bleistift beide Seiten, gegen Ende immer engere Zeilen, und als du keinen Platz für weitere Zeilen hast, schreibst du senkrecht am Rand, wie bei den Luftpostbriefen.

Nein, das bist nicht du, der da schreibt, hier schreiben die Schatten.

Man erkennt es an der Handschrift. Wie klein sie ist und wie weich und so ganz anders als die Handschrift in den Briefen aus Furudal und Alingsas und Södertälje.

Das sind deine Abschiedszeilen.

Du bist geistesgegenwärtig genug, um Abschied zu nehmen und um Verzeihung zu bitten, oder ist es vielleicht Verständnis, bevor du hinuntergehst zum ruhespendenden See unter den hochsommerschattigen Linden und Ahornbäumen in dem therapeutisch wohltuenden Krankenhauspark.

Geistesgegenwärtig genug auch, so erkenne ich, der Überwachung durch die schwedische Psychiatrie zu entgehen.

Du bist jetzt sehr handlungsstark und sehr zielbewusst und jenseits aller Rettung.

«Liebste Haiinka, verzeihe mir, dass ich gezwungen war, so zu handeln. Ich bin nicht imstande, mit einer solchen Qual, die niemand nachempfinden kann, zu leben und zu kämpfen. Alles ist für mich hoffnungslos geworden. Klage mich wegen dieses

Schrittes nicht an. Ich weiss, dass ich Dir ein grosses Unrecht antue und dass es ein schwerer Schlag für die ganze Familie ist. Täte ich es nicht, wäre das Unglück, das uns getroffen hat, dennoch eine Tatsache, mit dem Unterschied, dass ich mich nicht von der entsetzlichen Qual befreit habe. Das ist eine gefährliche Krankheit, und es gibt keine Rettung vor ihr. Haiinka, Du hast alles getan, was in Deiner Macht stand, um mir zu helfen. Ich habe gefühlt, dass Du Deine Seele in Deinen Gesprächen mit mir niedergelegt hast. Nun aber geht es nicht mehr, ich spüre die Qual im ganzen Körper. Ich weiss, dass ich die Kinder in guten Händen lasse. Verzeih mir, Haiinka. Liebster Natek. Verzeih mir. Glaube mir, dass ich nicht anders handeln konnte, dass ich mich mit Dir nicht hätte freuen können. Welche Freude hätte Dir ein lebender Bruder bereiten können, der sich in einem derartigen Zustand befindet. Ich leide Höllenqualen und kann nicht mehr. Ich kann nicht unter normalen Menschen leben. Ich kann noch nicht einmal mit denen sprechen, die sehr krank sind, aber Ruhe im Körper haben.»

Am 1. November 1960 attestiert der Oberarzt am Krankenhaus Sundby, C.-O. Segnestam, dass die Schatten, die dich töteten, in erster Linie von aussen und nicht von innen gekommen sind. Das Attest wird ins Deutsche übersetzt, es ist für die deutschen Wiedergutmachungsstellen bestimmt, und die Korrektheit der deutschen Übersetzung wird am 24. November 1960 von Dr. W. Mi-

chaeli bestätigt, der das Büro der URO in Stockholm leitet. URO steht für United Restitution Organization, die die Interessen von Menschen wie dir gegenüber dem deutschen Staat vertreten soll. Auch wenn es zur Vertretung deiner Interessen zu spät ist, fordert meine Mutter, dass deine Interessen gegenüber dem deutschen Staat vertreten werden. Vielleicht kann irgendein Protokoll irgendwo dahingehend ergänzt werden, dass der deutsche Staat unrecht hatte und du recht hattest. Dass nicht du deine Beschwerden aufgrund der Verfolgung durch den Staat übertrieben hast, sondern dass der deutsche Staat seine Beschwerden übertrieben hat. Dass Auschwitz etc. dir schadete und dich schliesslich tötete und dass Doktor Lindenbaum und Doktor Lebram und der deutsche Staat im Irrtum waren hinsichtlich des Grades deiner Arbeitsunfähigkeit aufgrund der Verfolgungen durch den Nationalsozialismus und dass dies trotz allem dem Protokoll hinzugefügt werden muss.

Dem Protokoll fügt der Oberarzt im Krankenhaus Sundby, C.O. Segnestam Folgendes hinzu:

«Zusammenfassend soll gesagt werden, dass David Rosenberg unter äusserst schweren Erlebnissen in den Kriegsjahren und in den Konzentrationslagern litt, dass er sich in den Jahren in Schweden anzupassen schien, in der gleichen Zeit jedoch unter sich wiederholenden depressiven Gemütszuständen litt und dass diese Gemütszustände Ende 1959 in einen anhaltenden Depressionszustand mit Selbstmordgedanken übergingen. Es scheint mir wahrscheinlich zu sein, dass die Erlebnisse in den Konzentrationslagern den Krankheitsverlauf in den Jahren 1959-1960 verschlimmerten und die Behandlung erschwerten (Angst

davor, eingeschlossen zu werden) und so eine zum katastrophalen Ausgang beitragende Ursache darstellen.»

An den letzten Sommer erinnere ich mich sehr gut.

Die Luft, die in der Nachmittagshitze über dem Kiesweg zittert, der hinauf zu Scheune, Parkplatz und Einfahrt führt.

Die kleine Prozession, die sich aus dem Grün löst.

Wie unendlich langsam sie voranschreitet.

Als wollte sie nicht nur die Schritte verzögern, sondern auch die Zeit.

Die Zeit zwischen davor und danach verzögern.

Drei Personen, die langsam durch den letzten Sommer gehen.

Mama, Natek, Kerstin.

Ich verstehe schon jetzt, dass die Zeit abgelaufen ist.

Ein Jahr später verlassen wir den Ort, wo ich die Welt mit meinen ersten Worten benenne, und nehmen den Zug in Richtung Norden über die Brücke.

Für mich ein Ort, an dem alle Horizonte offenstehen.

Für dich ein Ort, an dem alle Horizonte verschlossen sind.

Für dich ein kurzer Aufenthalt auf dem Weg von Auschwitz.

## *Weit später – ein Nachwort*

Mitte der sechziger Jahre wurde das Strandbad Södertälje zugeschüttet. Wo es früher einen Sandstrand und eine glitzernde Meeresbucht gab, liegen heute ein Containerterminal und ein Aufstellplatz für importierte Autos.

\*

Seit Januar 1995 machen die grossen Züge von Stockholm in die Welt im Bahnhof Södertälje Södra nicht mehr halt. Sie passieren Södertälje Södra nicht einmal mehr, und noch weniger die Brücke über den Kanal. Einer noch direkteren Linie zwischen Stockholm und der Welt folgend wurde die Eisenbahnstrecke noch weiter vom Zentrum Södertäljes weg verlegt, und Södertälje Södra heisst heute Södertälje Hamn.

In Södertälje Hamn glühen im Herbst noch immer die Ebereschen.

Im Sommer 2000 wurde die alte Eisenbahnbrücke über den Södertälje-Kanal abgebrochen.

Über die neue Brücke kann man nicht zu Fuss gehen.

«Weit später» ist in diesem Buch ein wiederkehrender Ausdruck für die hilflose Ohnmacht eines Skribenten, der sich vorgenommen hat, seinen Bericht und vor allem die Personen in dem Bericht nicht mit zukünftigen Ereignissen zu belasten. Die Wahrheit lautet jedoch, dass dieses Buch ohne das Wissen, das es nur weit später geben kann, nicht hätte geschrieben werden können. Und auch nicht ohne die Menschen, die mir weit später geholfen haben, unter den Erinnerungssplintern zu suchen. Es scheint angemessen, einigen von ihnen zu danken. Zu allererst meiner Mutter, Hala Rosenberg, die ich im Lauf der Jahre mit allen möglichen und unmöglichen Fragen gequält habe und die mir vorbehaltlos ihre erhaltenen Briefe und Dokumente zur Verfügung stellte. Ein Dank auch an meine Schwester Lilian Rosenberg-Roth für die Hilfe bei wichtigen Dokumentationen, an meine Cousine Assa und meinen Cousin Anders Rosenberg, die hartnäckig unter ihren Erinnerungssplintern gruben. Für die Dokumentation der Lebensmittelpakete nach Ravensbrück habe ich Lena Einhorn zu danken und für die Übersetzung von Briefen und Dokumenten vom Polnischen ins Schwedische Anders Bodegard. Ohne Dr. Karl Liedke hätte ein wichtiges Kapitel in diesem Buch nicht geschrieben werden können.

Ich habe mich dafür entschieden, den Text nicht mit Fussnoten zu belasten, möchte aber einige der Quellen nennen, die mich beim Schreiben begleitet haben.

In jenen Teilen, die Södertälje und seine Geschichte und auch den Blick von Södertälje auf die Umwelt behandeln, konnte ich mit Hilfe der Königlichen Bibliothek Stockholm eine unver-

gleichliche Zeitmaschine nutzen: die täglichen Ausgaben der *Stockholms Läns & Södertälje Tidning* von 1938 bis 1960. Das Stadtarchiv Södertälje unterstützte mich mit verschiedenen Plänen und Beschlussurkunden. Der Södertälje-Forscher Göran Gelotte stellte mir seine Erinnerungssplitter, Bilder und Kenntnisse zur Verfügung. Ohne die Erzählungen und Briefe Karin Sterners wären manche Bruchstücke im Dunkeln geblieben.

Bei den Abschnitten über das Ghetto von Łódź stütze ich mich auf die detaillierte, umfassende Dokumentation, die wunderbarerweise die Liquidierung des Ghettos überlebt hat. In erster Linie die im Buch erwähnte «offizielle Ghettochronik», die in einer (von Lucjan Dobroszycki) redigierten Version 1984 unter dem Titel *The Chronicle of the Łódź Ghetto 1941-1944* auf Englisch erschienen ist [deutsche Ausgabe: *Die Chronik des Ghettos Łódź/Litzmannstadt*, herausgegeben von Sascha Feuchert, Erwin Leibfried und Jörg Riecke, 5 Bände, Göttingen 2007]. Einige der deutschen Dokumente aus dem Ghetto, unter anderem diejenigen, die die besonderen Schnapszuteilungen bei der «Entjudung des Warthegaus» betreffen, habe ich einer vergilbten polnischen Dokumentensammlung entnommen, *Dokumenty i Materiały, Band 3: Getto Łódzkie*, herausgegeben von Artur Eisenbach, erschienen 1946. Die Aufzeichnungen von Josef Zelkowitz sind auf Englisch unter dem Titel *In Those Terrible Days: Notes from the Łódź Ghetto*, Yad Vashem, Jerusalem 2002, erschienen. Zu den unschätzbaren Dokumenten aus dem Ghetto von Łódź gehört auch das Tagebuch von David Sierakowiak, auf Englisch erschienen unter dem Titel *The Diary of Dawid Sierakowiak: Five Notebooks from the Łódź Ghetto*, Oxford University Press 1996.

Die Verse von Czeslaw Milosz in der Einleitung des Kapitels «Das Karussell» stammen aus dem Gedicht «Campo di Fiori» in der Übersetzung von Nils Åke Nilsson, erschienen im Verlag Brombergs [in der deutschen Ausgabe zitiert nach: *Gedichte 1933-1982*, übersetzt von Karl Dedecius und Jeannine Luczak-Wild, Frankfurt/Main 1982].

Sehr hilfreich waren mir die Dokumente und Fakten zur Deportierung vom Łódźer Ghetto nach Auschwitz und von Auschwitz in den deutschen Lagerarchipel in Andrzej Strzelecki: *The Deportation of Jews from the Łódź Ghetto to KL Auschwitz and Their Extermination*, Auschwitz-Birkenau State Museum, Oswięcim 2006. Dr. Karl Liedkes Studie über den Weg Tausender Juden von Auschwitz in die Sklavenlager Büssings wurde unter dem Titel *Destruction Through Work: Łódź Jews in the Büssing Truck Factory in Braunschweig, 1944-45* in Yad Vashem Studies XXX, Jerusalem 2002, veröffentlicht. Dr. Karl Liedke sorgte auch dafür, dass ich eine Kopie der handgeschriebenen SS-Liste aus Ravensbrück erhielt. Er war mir darüber hinaus ein unermüdlicher Cicerone im Lagerarchipel von Braunschweig und Umgegend. Die Angaben über die Verhältnisse in den SS-Lagern der Firma Büssing habe ich hauptsächlich dem fundierten Augenzeugenbericht *Prisons de France et bagnes allemands*, Imprimerie L'Ouvrière, Nîmes 1946, des Arztes und Mitgefangenen Georges Salan entnommen, einem jener zeitgenössischen Zeugenberichte, die nur einmal gedruckt wurden und dann in Vergessenheit gerieten.

Die spärlichen Dokumente der Ausländerlager Tappudden-Furudal und Oreryd werden im Stockholmer Riksarkivet aufbewahrt, wie auch die Personenakten, die über in Schweden ansäs-

sige Ausländer angelegt wurden und die auch die polizeilichen Ermittlungen bei der Beantragung eines Fremdenpasses und der schwedischen Staatsbürgerschaft enthalten.

Die zeitgenössischen Zeitungskommentare über die Aufnahme jüdischer Überlebender im schwedischen Lagerarchipel verdanke ich grösstenteils dem Zeitungsausschnitt-Archiv der Sigtuna-Stiftung, deren Autorenstipendium mir ausserdem einen einmonatigen entspannten Aufenthalt in ruhiger Arbeitsumgebung ermöglichte. Weiteres Material, das die Begegnung Schwedens mit den Überlebenden berührt, habe ich den laufenden Jahrgängen der *Judisk Krö'nika* und der *Judisk Tidskrift* entnommen, deren schön gebundene Bände mir grosszügig von Peter Freudenthal zur Verfügung gestellt wurden.

Einige weitere Bücher, die auf die eine oder andere Weise zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben:

Jean Améry: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Stuttgart 1977

Walter Benjamin: *Bamdom i Berlin kring 1900*, übersetzt von Ulf Peter Hallberg, Brutus Ostlings Bokförlag Symposion 1994 [*Berliner Kindheit um neunzehnhundert*, in: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt/Main 1991], und *A Berlin Chronicle* aus dem Sammelband *Reflections*, übersetzt von Edmund Jephcott, Schocken Books, New York 1986 [*Berliner Chronik*, in: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt/Main 1991]. Mit dem Bild der Bruchstücke im Dunkeln.

Lena Berggren: *Nationell upplysning. Drag i den svenska antisemitismens idéhistoria*, Carlsson Bokförlag 1999 [«Nationale Aufklärung. Elemente der Ideengeschichte des schwedischen Antisemitismus»]. Lena Berggrens Buch machte mich auf Elof Eriksson aufmerksam, den Chefredakteur, der Södertälje und die Welt von den Juden befreien wollte.

Martin S. Bergmann; Milton E. Jucovy (Hgg.): *Generations of the Holocaust*, Columbia University Press 1982. Über die Janusköpfigkeit der deutschen Wiedergutmachung.

Joseph Borkin: *Hitler & IG Farben*, übersetzt von Mikael Mörling, Tidens Förlag 1978 [Deutsche Ausgabe: *Die unheilige Allianz der IG Farben: Eine Interessengemeinschaft im Dritten Reich*, übersetzt von Bernhard Schulte, Frankfurt/Main, New York 1979]. Eine frühe, bahnbrechende Studie über die tief in die deutsche Industrie hineinreichenden Verzweigungen des nationalsozialistischen Sklavensystems.

Christopher R. Browning: *Nazi Policy, Jewish Workers, German Killers*, Cambridge University Press 2000 [Deutsche Ausgaben: *Ganz normale Männer: Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen*. Mit einem Nachwort von Christopher R. Browning und Jürgen Peter Krause, übersetzt von Jürgen Peter Krause, Reinbek 1999; Christopher R. Browning: *Der Weg zur «Endlösung». Entscheidungen und Täter*, übersetzt von Jürgen Peter Krause, Reinbek 2002]

Israel W. Charny (Hg.): *Holding on to Humanity. The Message of Holocaust Survivors: The Shamai Davidson Papers*, New York University 1992. Alles (und noch mehr), was ich

über die Psychologie und die Pathologie des Überlebens wissen musste.

Dan Diner: *Beyond the Conceivable: Studies on Germany, Nazism and the Holocaust*, University of California Press 2000 [*Gegenläufige Gedächtnisse. Über Geltung und Wirkung des Holocaust*, Göttingen 2007]. Eine Sammlung von Essays über das Unfassbare in jener Erfahrung, der ich gleichwohl Worte zu geben versuchte.

Lena Einhorn: *Handelsresande i liv*, Prisma 1999 [Deutsche Ausgabe: *Menschenhandel unterm Hakenkreuz*, übersetzt von Wolfgang Butt, Stuttgart 2002]. Eine gewissenhafte Studie über das zeitweise surrealistische Spiel auf Leben und Tod unter anderem mit den Lebensmittelpaketen in Ravensbrück.

Saul Friedländer: *Memory, History and the Extermination of the Jews of Europe*, Indiana University Press 1993; *Tredje riket och judarna*, in der Neuausgabe von *Natur och Kultur* 2011 [Deutsche Ausgaben: *Das Dritte Reich und die Juden: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939; Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*, übersetzt von Martin Pfeiffer, München 2008]

James M. Gavin: *On to Berlin: Battles of an Airborne Commander 1943-1946*, Viking Press 1978. Mit der Schilderung der Befreiung Wöbbelins.

Eric Giertz: *Människor i Scania under 100 år*, Norstedts ekonomi 1991 [Deutsche Ausgabe: *Scania World*, o.O. 1995]. Ein offizieller Prachtband, der mir wichtige Informationen über das Schicksal der grossen Lastwagenfabrik im Verlauf der Jahre vermittelte.

Inga Gottfarb: *Den livsfarliga glömskan. Överlevande be-*

*rättar om vagen tillbaka*, 1986 [«Das lebensgefährliche Vergessen. Überlebende berichten über ihren Weg zurück»]. Ein wichtiger Beitrag zur mündlichen schwedischen Geschichtsschreibung.

Svante Hansson: *Flykt och överlevnad. Flyktingverksamhet i Mosaiska församlingen i Stockholm 1933-1950*, Hillelförlaget 2004 [«Flucht und Überleben. Die Flüchtlingsarbeit der Mosaischen Gemeinde Stockholm 1933-1950»]. Ein weiterer Forscher, der mir die Arbeit erleichtert hat.

Raul Hilberg: *The Destruction of the European Jews*, Yale University Press 2003 [Deutsche Ausgabe: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, 3 Bände, Frankfurt/Main 2010]. Drei dicke, unersetzliche Bände über die Entstehung und Durchführung der Vernichtungspolitik.

Sven Johansson: *Kyrkbyn som togs i beslag. Dokumentär berättelse om lägren i Öreryd under andra världskriget*, Eigenverlag 2002 [«Das Kirchdorf, das mit Beschlagnahme belegt wurde. Dokumentarbericht über Oreryd im Zweiten Weltkrieg»]

Tony Judt: *Postwar. A History of Europe since 1945*, Penguin Press 2005 [Deutsche Ausgabe: *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*, übersetzt von Hainer Kober und Matthias Fienbork, Frankfurt/Main 2011]. Ausserdem der Essay: «The ‚Problem of Evil‘ in Postwar Europe», in: *New York Review of Books* vom 14. Februar 2008.

Lawrence L. Langer: *Holocaust Testimonies: The Ruins of Memory*, Yale University Press 1991

Primo Levi: *Periodiska systemet*, übersetzt von Ingrid Börge, Bonniers 1993 (vor allem das Kapitel «Argon») [Deutsche Ausgabe: *Das periodische System*, übersetzt von Edith Plackmeyer, München 1987]

Primo Levi: *The Drowned and the Saved*, übersetzt von Raymond Rosenthal, Summit Books 1988 [Deutsche Ausgabe: *Die Untergegangenen und die Geretteten*, übersetzt von Moshe Kahn, München 1990]. Primo Levis letztes Buch, in dem er in einem Kapitel mit dem Titel «Die Grauzone» über Chaim Rumkowski und das Łódźer Ghetto schreibt.

Mark Mazower: *Den mörka kontinenten. Europas nittonhundratals historia*, übersetzt von Gunnar StenSSon, Daidalos 1999 [Deutsche Ausgabe: *Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert*, übersetzt von Hans-Joachim Maass, Berlin 2000]

Paul Ricœur: *Minne, historia, glömska*, übersetzt von Eva Backelin, Daidalos 2005 [Deutsche Ausgabe: *Gedächtnis, Geschichte, Vergessen*, übersetzt von Hans-Dieter Gondek, Heinz Jatho und Markus Sedlaczek, Paderborn 2004]

Ingvar Svanberg und Mattias Iydén: *Sverige och Förintelsen*, Dialogos 2005 [«Schweden und die Vernichtung»]

# Imre Kertész

## Nobelpreis für Literatur 2002

**Die englische Flagge**

*Erzählung.* rororo 22572

**Roman eines Schicksallosen**

*Roman.* rororo 22576

**Eine Gedankenlänge Stille,  
während das Erschießungs-  
kommando neu lädt**

*Essays.* rororo 22571

**Fiasco**

*Roman.* rororo 22909

**Ich – ein anderer**

*Roman.* rororo 22573

**Liquidation**

*Roman.* rororo 24156

**Kaddisch für ein nicht  
geborenes Kind**

*Roman.* rororo 22574

**Dossier K.**

*Eine Ermittlung.* rororo 24207

**Galeerentagebuch**

rororo 22575

**Detektivgeschichte**

rororo 24233

**Letzte Einkehr**

*Tagebücher 2001–2009*

Geb. Ausgabe

ISBN 978-3-498-03562-4



**Auch als  
E-Book**

rororo 22576